Altlivländische Erinnerungen

Gesammelt

von

Fr. Bienemann

Reval 1911
Verlag von Franz Kluge

Vorwort.

Es ist bei uns zu Lande schon oft mit wohlbegründetem Bedauern die Tatsache festgestellt worden, daß die Kenntnis unserer geschichtlichen Vergangenheit in ziemlich weiten Kreisen namentlich der jüngeren Generation, man darf wohl sagen, sehr viel zu wünschen übrig läßt. Das bezieht sich namentlich auch auf die jüngere Vergangenheit, deren Nachwirkungen auch heute noch hundertfältig lebendig sind, auf die Bestrebungen, die Lebensanschauungen und Wesensart der Generationen, auf deren Schultern wir stehen.

Fragt man dann gelegentlich einmal, wo einem ein solcher Mangel auffällt, wie das wohl zu erklären sei und ob man denn nicht selbst solche Lücken als etwas Bedauerliches empfinde, dann erhält man wohl die Antwort: „Ja, wo sollen wir uns denn orientieren, es gibt ja bei uns keine lesbaren, zusammenfassenden Bücher über diese Dinge. Und uns in der zerstreuten Einzelliteratur Aufklärung zu holen, dazu fehlt es uns begreiflicherweise an Zeit!"

Man wird diesem Einwande seine Berechtigung nicht absprechen dürfen. Zusammenfassende Werke, orientierende Sammlungen über unsere politische, geistige und gesellschaftliche Entwicklung im 19. Jahrhundert fehlen uns in der Tat, abgesehen von Spezialwerken, die einzelne Fragen, wie etwa die Agrarentwicklung, behandeln.

Indessen, will man unsere Gegenwart in ihren mannigfaltigen Erscheinungen, will man unsere eigene Art und Weise zu empfinden und zu denken, in ihrer eigenartigen Entwicklung begreifen und verstehen, dann müssen wir uns in die geistige und gesellschaftliche Atmosphäre der vergangenen Generationen hineinzuversetzen suchen. Die Denkweise der Generation, die die ganze Russifizierungsepoche durchlebt hat, läßt sich nur in der Kenntnis der vorhergehenden Genera-

tionen verstehen, die im allgemeinen ein Idyll lebten, ein stilles und oft gar enges, ganz ebenso wie eine Reihe der Erscheinungen und Charakterzüge, die uns an der heutigen, jüngeren Generation entgegentreten, ihre Erklärung in denen der nächstvorhergehenden finden.

Auch die vorliegende Sammlung „Altlivländischer Erinnerungen" will an ihrem Teile dazu beitragen, die Kenntnis unserer jüngeren Vergangenheit verbreiten zu helfen. Diese Aufzeichnungen lesen sich leicht und bequem, bieten dabei aber doch eine Fülle wichtiger und tiefer Einblicke in die charakteristische Wesensart und Denkungsweise der früheren Geschlechter, ohne die so manche Seite unserer Entwicklung eigentlich gar nicht recht in die richtige Beleuchtung gerückt werden kann.

Bedarf daher eine derartige Sammlung überhaupt einer Rechtfertigung, so liegt eine solche schon in dem Umstande, daß die hier vereinigten Erinnerungen zu verschiedenen Zeiten, weit zerstreut an verschiedenen Stellen erschienen sind, teils an solchen, daß sie heute überhaupt kaum mehr zu beschaffen sind. In ihrer Vereinigung aber bieten sie doch ein breites und anziehendes Bild des Denkens und Lebens in dem alten Livland der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sie sind es daher wohl wert gelesen zu werden. — Vielleicht wird es möglich sein, dieser ersten Sammlung im nächsten Jahre eine zweite, wiederum andersartige folgen zu lassen.

Fr. B.

Inhalt.

		Seite:
I.	Jugenderinnerungen des Freiherrn P. Ph. von Drachenfels. 1795—1813	1
II.	Erinnerungen des Oberlehrers K. Th. Hermann. 1796—1837	39
III.	Aus Dr. A. Winckler's Erinnerungen an Dorpat. 1820—1821	76
IV.	Aus den Erinnerungen des Bibliothekars E. Anders. 1812—1840	90
V.	Altrigasche Jugenderinnerungen. 1812—1834	155
VI.	Aus den Lebenserinnerungen Fr. v. Brackels. 1830—1839	191
VII.	Eine livländische Landstadt vor ca. 75 Jahren. 1834—1848	270
VIII.	Reminiszenzen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. 1840—1860	301
IX.	Die Generation um 1850. Rückschauende Betrachtungen eines Ungenannten	345

I.

Jugenderinnerungen des Freiherrn P. Ph. von Drachenfels.

(1795—1813).

Die Aufzeichnungen des Freiherrn Peter Philipp von Drachenfels umfassen seine Jugendjahre 1795—1813. Sie sind im Jahre 1887 zuerst in der Balt. „Monatsschr." (Bd. 34) unter dem Titel „Ein Jugendleben aus Alt-Kurlands Tagen" veröffentlicht worden und werden hier mit einigen unwesentlichen Kürzungen und mit Weglassung des Schlusses, der die erste an der Universität Heidelberg verbrachte Zeit behandelt, wiedergegeben.

Über die Persönlichkeit des Autors seien hier die notwendigsten Daten angegeben. Aus dem Auslande heimgekehrt trat Drachenfels sein väterliches Gut Grausden an; 1827 wurde er Mitauscher Kreismarschall, 1833 und 1836 war er auf den Landtagen Landbotenmarschall. Von 1840—66 ist er dann residierender Kreismarschall gewesen. Daneben war er in den Jahren 1846—76 Bankrat des Kurländischen Kreditvereins. Besondere Verdienste hat er sich neben dem Landesbevollmächtigten Baron Hahn-Postenden um die Errichtung des lettischen Schullehrerseminars in Irmlau erworben, das 1840 eröffnet wurde; als Präses des Kuratoriums hat er diesem Institut bis in sein hohes Alter sein immer reges Interesse gewidmet und diese Stellung erst 1876 niedergelegt. Er starb am 10. Juli 1879 und mit ihm schied eine der markantesten Persönlichkeiten des alten Kurland aus dem Leben.

* * *

Ich bin am 9. Februar 1795 geboren. Meine Eltern lebten damals nicht auf unserem Erbgute Grausden, sondern auf dem Kronsgute Schlampen, welches sie in Arrende hatten. Die Landstraße, welche von Mitau nach Tuckum führt, ging früher etwa eine Werst an Schlampen vorüber. Diese Straße ließ mein Vater, der ein sehr gastfreier Mann war, auf seine Kosten durch den Gutshof selbst führen, welchen sie noch jetzt durchschneidet. Am Pferdestall war nun ein Schlagbaum und eine Wache, die jede vorüberfahrende herrschaftliche Equipage anhalten und — wenn es Bekannte meiner Eltern waren — nicht ohne die zuvor eingeholte Erlaubnis meines Vaters passieren lassen durfte. Daher war natürlich immer sehr viel Besuch in Schlampen, wo gewöhnlich, wenn wir viele Gäste hatten, zwei große Zimmer für dieselben abgegeben wurden. Das eine Zimmer war für die Damen, das andere für Herren bestimmt, welche dort einfach auf Heu schlafen mußten.

So wie unser Haus waren in damaliger Zeit fast alle herrschaftlichen Wohnhäuser erbaut. Ein jedes, auf dem Lande wie in der Stadt, hatte einen überaus großen Flur. So war der in Schlampen, soviel ich mich erinnere, wenigstens vier Faden lang und zwei und einhalb Faden breit. An der äußeren Wand befand sich die Eingangstür, auf jeder Seite derselben waren zwei große Fenster. An den anderen Wänden standen mächtig große und auch kleinere Bettzeugkasten, mit welchen ein großer Luxus getrieben wurde. Einige derselben waren so hoch, daß ein Mensch von mittlerer Größe kaum ranreichen konnte, um den Deckel aufzuschließen. Diese waren in der Regel mit roter Ölfarbe angestrichen und stark mit Eisen beschlagen; die kleineren Kasten, etwa 3—4 Fuß hoch und im Verhältnis lang und breit, waren von Eichen- oder Eschenholz und sehr reich und bunt mit Messingbeschlägen versehen. Auf der großen Platte des Schlosses, welches mit vielen Zickzacken verziert war, prangte die Jahreszahl. Alles Messing wurde jeden Sonnabend geputzt und alles Holzwerk mit Wachs gebohnt. Diese Kasten waren mit Leinewand, die großen mit Bettzeug gefüllt und machten den Stolz der Hausfrau aus.

Die lange Wand war eine der vier Wände, welche der Küchen-

schornstein bildete. Dieser war ca. vier Faden lang und ca. drei Faden breit, und verengte sich sehr allmählich, bis er als gewöhnlicher Schornstein zum Dach hinauskam. In diesem großen Raum war die Küche; in der Mitte desselben stand ein großer, aus Ziegeln aufgeführter Herd, auf diesem, in der ganzen Länge desselben, ein Rost, d. h. zwei gerade laufende eiserne Stangen auf acht oder mehr Füßen, auf welchem alle Kochgeschirre aufgestellt waren und unter welchem das Feuer angemacht wurde. Nie ist ein Braten damals anders als am Spieße bereitet worden. Dieser Spieß wurde durch das zu bratende Stück der Länge nach durchgesteckt und der Länge nach an die eine Seite des Rostes auf zwei dazu gemachten Gestellen aufgestellt. An dem einen Ende drehte ein Mensch fortwährend diesen Spieß, während ein anderer den Braten mit der Sauce begießen mußte, damit er durch das große Feuer, welches nur von einer Seite flammte, nicht verbrenne. Unter dem Braten stand eine lange eiserne Pfanne, in welcher die Sauce befindlich war.

Es existierten damals keine anderen Öfen als solche, die von der Küche aus — wie man sie jetzt noch in den Bauergesinden findet — oder von einem eigens dazu erbauten Raume zu heizen waren. Ein solcher sieben oder auch mehr Fuß langer Ofen bestand, ganz ohne Züge, aus einem leeren Raum, welcher mit Holz von einem Faden Länge gefüllt und so geheizt wurde. War der Ofen ausgeheizt, so wurde, damit die Wärme nicht entweiche, eine Tür oder, wenn sie vorrätig war, eine alte eiserne Platte vorgestellt und der Spalt mit einem Ziegel verstopft. Waren alle Kohlen in demselben verlöscht, so wurde der ganze Ofen mit Holz vollgesteckt, um zum anderen Tage — besonders zum Backen — trockenes Holz zu haben. Holzschuppen — außer einzelnen in der Stadt — existierten ebensowenig wie vorrätiges trockenes Holz. Kein Ofen heizte mehr als ein Zimmer, obgleich er so fürchterlich groß war.

Das alte Herrenhaus in Grausden hatte zwei Stockwerke, das untere von Feldstein, das obere von Holz. In der ganzen unteren Etage war an jedem Ende, in der Ecke nach der vorderen Seite, nur ein Wohnzimmer. Alles andere war nur Küche, vorderes und hinteres Vorhaus, ein paar kleine Handkammern und ein Raum mit

einer steinernen Treppe, die hinauf in einen großen gewölbten Raum führte, welcher mehr als den vierten Teil eines oberen Wohnzimmers einnahm und aus welchem die drei Öfen der drei anstoßenden Zimmer geheizt wurden.

Ich komme auf den früheren großen alten Feuerherd zurück. Wenn das Kochen und Braten aufhörte, so mußte das Feuer doch bis spät abends erhalten werden, bis endlich — wenn alles schlafen ging, die Hausmagd das Feuer auf einen Haufen zusammenschürte und sorgfältig mit Asche behäufte, um es auf diese Art bis zum anderen Morgen zu bewahren. Wenn dennoch alle Kohlen erloschen, so holte sich die Hausmagd in einem eisernen Grapen die Kohlen aus der Herberge, der Branntweinsküche oder wo sie dieselben sonst bekommen konnte, um wieder Feuer anmachen zu können. Oder wenn nirgends glühende Kohlen zu haben waren, so mußte mit Stahl und Stein ein Haufen Zunder angezündet, dieser alsdann in ein Bund Langstroh eingestellt und mit Geschwindigkeit hin und her geschwungen werden, bis er sich in Flammen entzündete und man so instand gesetzt war, ordentliches Feuer auf dem Herde anmachen zu können. Es gab nämlich sonst gar keine andere Art von Feuerzeug, als Stahl, Stein und Schwamm oder zu Zunder gebrannte Leinewand. Das war eine Not, wenn man nachts nach Hause kam, bis man ein Licht angezündet bekam!

Doppelfenster oder mit Ölfarbe gestrichene Dielen gab es damals in ganz Kurland nicht. Man fand überall nur weiße Dielen, die jeden Sonnabend rein gewaschen und gescheuert und darauf täglich mit weißem Sande bestreut wurden. Das Ausstreuen dieses Sandes war eine große Kunst des Stubenmädchens, denn wenn das Zimmer nicht ganz gleichmäßig ausgestreut war, so mußte das Mädchen denselben sogleich wieder auffegen und aufs neue ausstreuen, oder bekam härtere Strafe und wurde ins Gesinde zurückgegeben, weil sie zum Stubenmädchen kein Talent habe. Am Sonntage wurde die Diele außer mit diesem Sande auch noch mit Gränenzweigen (Skuijen) oder mit durchaus ganz gleich lang geschnittenen Kalmusblättern bestreut. Alle Möbel waren entweder mit Ölfarbe gestrichen oder es war das natürliche ungefärbte Holz. Wo es irgend möglich

war, waren messingene Beschläge und Verzierungen angebracht. Die Möbel waren alle dauerhaft gemacht; gepolsterte und solche mit Stahlfedern kannte man nicht. Die Überzüge auf Stühlen und Sophas waren rundherum mit dicht neben einander stehenden Nägeln mit runden messingenen Knöpfen angenagelt. Auch alle diese Nägel mußten jeden Sonnabend geputzt werden, sowie auch alle Leuchter und die Löffel für die sogenannten deutschen Leute.

Um alle diese Arbeiten gebührend zu verrichten, bedurfte es vieler Dienstboten. Soviel ich mich erinnnere, hatte meine Mutter ein sogenanntes Handmädchen und für diese eine Gehilfin und außerdem noch vier Stubenmädchen und eine oder zwei Skukken, d. h. Mädchen von 12—14 Jahren, die zu Stubenmädchen herangebildet wurden. Außer diesen waren hier auf allen Gütern Spinnmädchen, die jeder Wirt, je nach seinem Gehorch, mit seinem Brot stellen mußte. Diener hatte mein Vater vier. Der eine war der Jäger, welcher immer in grünem Überrock mit kleinen hellgrünen Schnüren auf den Schultern ging; mußte er in besonderer Gala erscheinen, so legte er seine hell und dunkelgrün gemischten Achselbänder an und schnallte sich seinen grünen Gurt um, welcher vorn mit einer bedeutend großen silbernen Schnalle, auf welcher das Drachenfelssche Wappen sich befand, festgehalten wurde. An der Seite trug er einen Hirschfänger.

Der zweite war meines Vaters Kammerdiener, putzte seine Kleider und bediente nur ihn. Der dritte war der Tafeldecker, der alles zum Tisch besorgte und das, was zu putzen war, von einem vierten (Jungen) machen ließ. Alle Dienstleute waren Leibeigene bis zum Jahre 1818. Man nahm einen Jungen oder ein Mädchen in sehr jugendlichem Alter aus dem Gesinde in den Hof, ließ sie von der älteren Dienerschaft unterrichten und, wenn sie gut waren, bei eintretender Vakanz immer höher avanzieren, zum Jäger oder Kammerdiener des Herrn, oder zum Handmädchen der Frau. Taugten sie nichts, so wurden sie ins Gesinde zurückgeschickt. Der Jäger bediente nur dem Scheine nach bei Tisch und hatte das Privilegium, an der Tischkonversation teilzunehmen, sogar auch einen Tischgast, wenn er auf der Jagd ein Versehen begangen hatte, zu necken. Nur ausnahmsweise wurden freie Leute als Diener oder Dienerinnen ge-

halten, die, wenn es auch Polen waren, Deutsche genannt wurden und an einem besonderen Tische aßen; unter keiner Bedingung hätte einer oder eine von diesen mit einem „Erbmenschen" an einem Tische gegessen.

Die Hofesleute waren nach Art der Deutschen gekleidet, aber durchaus nur in Zeugen, die auf dem Gute selbst fabriziert und gemacht wurden. Daher standen in der Spinnstube, wo die Mädchen spannen, auch immer ein Webstuhl oder mehrere, auf welchen Leinwand von der gröbsten bis zur feinsten Gattung, Halbwand und Wand von allen Qualitäten gewebt wurde. Die Gutsbauern hatten fast auf jedem Gute, in jeder Hauptmannschaft gewiß, eine besondere Tracht. Die in der Siurtschen Gegend hat mir am besten gefallen, besonders die der Mädchen. Sie trugen Pasteln, weiße Strümpfe, einen dunkelbraunen Rock, welcher sehr breit und in vielen, vielen kleinen, sehr regelmäßig zusammengelegten Falten über die Hüften angelegt wurde. Nach unten reichte er bis zum Fußknöchel und war mit fingerbreitem, hellblauem Bande in 8—10 Reihen bis zur Hälfte hinauf besetzt. Über dem Hemde trugen sie noch ein kleines Hemdchen von feinster Leinwand, welches nur bis etwas über die Hüfte reichte und ganz lose um den Rand des hier befestigten Rockes flatterte. Die Ärmel waren wie am Mannshemd, ebenso auch ein solcher Kragen, welcher mit einer ganz einfachen kleinen silbernen Schnalle zusammengehalten wurde. Alles Haar, zusammengeflochten mit eben solchem Bande, wie der Rock besetzt war, hing in zwei Zöpfen herunter; auf dem Kopfe ein neuer runder schwarzer Männerfilzhut, in der Hand eine Harke, so sah man sie im Sommer beim Heumachen, oder auch bei der Düngerfuhr, welches ein großes Fest bei den Bauern war und Suhdu-kahsas genannt wurde. Bei kaltem Wetter zogen die Mädchen ein kleines Kamisol von demselben Zeuge wie der Rock über, welches sehr eng mit langen Ärmeln gemacht war, und knöpften dieses, welches von oben bis unten dicht mit kleinen kugelrunden silbernen Knöpfen besetzt war, entweder ganz fest, oder trugen es auch, je nach der Witterung, ganz offen.

Die Weiber kleideten sich ebenso, nur trugen sie das Haar nicht in hinunterhängenden Flechten, sondern aufgebunden. Dieselben

trugen auch zuweilen ein Kamisol ganz ohne Ärmel; warum? das weiß ich nicht, vielleicht um die feine weiße Leinwand ihres Oberhemdes zu zeigen. Die Männer trugen Pasteln, hellblaue wollene Strümpfe, kurze dunkelblaue Hosen bis über das Knie; dieselben wurden hier aber nicht zugeknöpft, sondern ganz lose getragen, obgleich sie hier drei kugelrunde silberne Knöpfe hatten; ein Kamisol von demselben Zeuge, von oben bis unten dicht (aber nicht so dicht wie bei den Frauen) mit silbernen Knöpfen besetzt und einen runden Filzhut. Mit der Freiheit der Bauern, als diese von einem Gebiete zum anderen zu wandern anfingen, hörten auch die Nationaltrachten auf und wurden im ganzen Lande gleichförmiger. Nationaltracht ist wohl keine richtige Bezeichnung, da in dem kleinen Kurland wenigstens zwanzig verschiedene Trachten existierten, von welchen sich die in der windauschen und goldingenschen Gegend zum Teil bis jetzt noch erhalten haben. — Familiennamen hatten die Bauern nicht, erst im Jahre 1826 mußten sie auf höheren Befehl sich Namen wählen.

Die Haupttendenz aller Gutsherren war, aus ihren Gütern alle ihre Bedürfnisse selbst zu erzeugen; aus den Erzeugnissen Geld zu machen, war weniger Zweck. Auf jedem Gute war daher Branntweinbrand, aber nicht größer, als um den eigenen Bedarf für Hof und Krüge zu decken. Ebenso war es mit den Bierbrauereien, die auch ganz ohne Ausnahme auf jedem Gute waren, bestellt. Alle Krüge waren auf Hofesware gesetzt, d. h. Bier und Branntwein, in manchen Krügen auch andere Dinge, wie Tabak, Salz, Heringe usw., durfte der Krüger nicht für eigene Rechnung sich verschaffen, sondern er erhielt dieses alles vom Hofe geliefert, mußte es für einen gewissen Preis verkaufen und erhielt als Lohn für seine Mühe den sogenannten zehnten Groschen. Natürlich trugen die Krüge unverhältnismäßig weniger ein als jetzt. Früher mußte man sich auf die Ehrlichkeit des Krügers verlassen, daher setzte man in der Regel alte anerkannte Diener als Krüger ein, und weil diese wußten, daß sie für die geringste Veruntreuung ohne weiteres wieder als Knechte ins Gesinde gegeben werden konnten, waren sie auch ehrlich und treu. — Die Hofesleute bekamen täglich zu Mittag und zum Abendessen jeder ein Stof Bier. Ich glaube, es existiert jetzt im ganzen Lande

kein solches Stof mehr, wie sie damals zum Biertrinken ganz allgemein gebräuchlich waren, sowohl in den Häusern wie in den Krügen. Dieselben waren aus Holz vom Böttcher gemachte Krüge mit Henkel und Deckel, enthielten ca. $^3/_4$ Stof unseres jetzigen gesetzlichen Maßes. Auch viele Herren tranken Bier aus solchen Gefäßen, welche natürlich hübscher und sauberer aus verschiedenfarbigem Holz gearbeitet waren.

Eine ebenso gearbeitete Riesenkanne, Piepkanne genannt, diente zum Heraufragen des Bieres aus dem Keller. Diese war einer Gartengießkanne ähnlich, hatte ungefähr dieselbe Größe und von unten an ein Rohr zum bequemen Aus- und Eingießen des Bieres.

Der Eingang in den Keller war in allen Häusern, die ich gesehen habe, aus der Ecke der Stube (jetzt Saal genannt) oder aus der Kammer, was jedoch seltener vorkam. Die Tür, die in den Keller hinabführte, war mit einem ca. vier Fuß hohen Kasten von Brettern mit einer Eingangstür überbaut und mit Ölfarbe angestrichen. Wenn die Hausfrau in der Stube saß, konnte sie jeden, der in den Keller ging oder aus demselben kam, kontrollieren. Die mit Bier für die Leute heraufgebrachte gefüllte Piepkanne wurde oben auf diesen Überbau hingestellt und so oft ein Stof oder eine Kanne Bier für die Leute nötig war, durfte das Handmädchen der gnädigen Frau dieselbe aus der Piepkanne füllen.

Außer Talglichten, und nur in den reichsten Häusern, und auch da nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, Wachslichten, existierten in der ganzen Welt keine anderen Lichte. Und zwar wurden die Talglichte auf jedem Gute selbst gezogen oder gegossen. Die gezogenen Lichte waren für die Leute bestimmt. Für die Herrschaften wurden Formlichte in eigens dazu gemachten Formen von Blech gegossen. Auch alle im Hause nötige Seife wurde dortselbst gekocht. Nur für Kolonialwaren und für die Kleidung der Herrschaften mußte Geld ausgegeben werden. Das erste Anschaffen der Kleider mag teuer gewesen sein, dafür waren aber die Stoffe besser und die Moden wechselten nicht so rasch. Ich erinnere mich sehr wohl, wie meine Mutter meiner Schwester antwortete: „Mein Kind, wie oft soll ichs dir wiederholen? zu einem Kleide brauchst du 7, und zu einem Schlafrock 9 rigasche Ellen".

Die Herren trugen nur eng anschließende Hosen in hohen Stiefeln; die Schächte des Stiefels reichten hinten bis drei Viertel über die Wade; vorn waren sie etwas höher, aber in Herzform ausgeschnitten, mit schwarzseidener Rundschnur besetzt und vorn hing eine bis 2 Zoll lange Troddel von schwarzer Seidenrundschnur. Nach der Farbe der Hose richtete sich der Frack; bei blauer Hose mußte der ebenfalls blaue Frack durchaus blanke Knöpfe haben; nur so durfte man bei allen freudigen Begebenheiten, wie Hochzeiten, Taufen usw., erscheinen. Zu gewöhnlichen Diners und dergleichen trug man einen braunen Frack und Hose. Auf Bällen durfte man nie anders als in Schuhen erscheinen und mußte kurze Hose und weiße oder schwarzseidene Strümpfe haben. Man trug die Hose von verschiedener Farbe; bei hellfarbenen Hosen immer weiße Strümpfe, schwarze Hose bei schwarzen Strümpfen, aber auch bei weißen. Die Hose mußte durchaus eng, wie aufgegossen ans Bein schließen. Nur die ganz alten Männer erschienen in Samtstiefeln und legten ihren runden Filzhut nur aus der Hand, wenn sie sich zur Partie setzten. Handschuhe wurden von allen Farben getragen, jedoch nicht lederne, sondern seidene. Die Damen trugen eng anschließende Kleider mit sehr kurzen Taillen. Der Rock war so kurz, daß immer der Fuß zu sehen war.

Die Vergnügungen der Herren auf dem Lande bestanden in meiner Jugend in gegenseitigen Besuchen, Kartenspiel, Jagd und Bärenhetzen. Zur Jagdzeit versammelte sich alles auf eine bis zwei Wochen bei einem guten Freunde und zog von diesem wieder zu einem anderen guten Freunde und so fort die ganze Jagdzeit hindurch. Die Aufnahme war überall sehr einfach. Frühmorgens ritt man zur Jagd; wenn mittags die Hunde aufgekoppelt wurden, aß jeder sein mitgenommenes Butterbrot und jagte darauf weiter bis zur einbrechenden Dunkelheit. Nach Hause zurückgekehrt, wurde Kaffee gereicht und um halb acht, spätestens acht Uhr zu Abend gegessen. Bei Tische machte der Jäger seine Bemerkungen über den von dem einen oder anderen Herrn auf der Jagd begangenen Fehler und nach dem Essen trat der Piqueur herein und klagte den einen oder anderen an, nachdem er zuvor sein „Herrwat" geblasen, worauf

die Beklagten zu einer Geldstrafe zum Besten des Piqueurs verurteilt wurden, wobei es viel Scherz und Spaß gab.

So ungefähr sah es in meiner Jugend in Kurland aus, so etwa lebte man bei uns überall auf dem Lande. Manche Erinnerung an Erlebnisse und so manche Eindrücke aus meiner ersten Jugendzeit sind mir noch immer sehr lebhaft gegenwärtig. So weiß ich noch ganz genau, daß, da ich ein Knabe von etwa vier Jahren war, der eine unserer Diener (der sogenannte Junge) mich in der Schieblade eines Tisches herumziehen mußte und nicht im Galopp laufen wollte, was ich durchaus verlangte. Ich ärgerte mich darüber und klagte bei meinem Vater, daß der Junge mich geschlagen habe, wofür er von meinem Vater zwei bis drei Ohrfeigen bekam, was mir mehr wehe tat als ihm. Daher gestand ich meine Lüge meiner Mutter ein und bat sie, es auf irgendeine Art gut zu machen, schenkte ihm alle Augenblicke etwas von meinen Spielsachen und bat ihn, er solle es mir vergeben; nachher war er Barbier und Haarschneider in Mitau, wo er von mir, da ich noch immer seiner unschuldigerweise erhaltenen Ohrfeigen gedachte, auch ferner Geschenke erhielt.

Ein anderes Mal, ich weiß nicht mehr, was ich getan, sollte ich von meinem Vater Prügel bekommen; ich sagte aber, daß ich weglaufen würde und lief auch wirklich fort, plain carrière über den Hof, ging langsamer, als ich auf die große Straße gelangte und immer langsamer, je weiter ich kam, zugleich mich immer umsehend, ob mir nicht jemand nachkomme mich zurückzurufen, denn mir wurde bange. So war ich ungefähr eine halbe Werst gegangen, als Bauern gefahren kamen und einer von ihnen mich mitnehmen wollte. Da wurde mir erst recht bange, ich sprang in den Graben, blieb da sitzen und weinte bittere Tränen. Darauf wurde ich des Jägers Fritz auf der Straße gewahr, der mir wahrscheinlich nachkam; da wurde ich trotzig und dachte bei mir: ich werde auf keinen Fall mitgehen, und je näher er kam, desto trotziger wurde ich. Er ging hart am Graben nahe an mir vorbei, ohne mich bemerken zu wollen; doch je mehr er sich von mir entfernte, ging mir der Trotz aus und ich hätte wohl gewünscht, daß er mich angeredet und zurückgebracht hätte. Ich rief ihn und rief immer lauter, schrie endlich aus vollem Halse, aber er

stellte sich, als ob er es nicht hörte; ich lief ihm nach, weinte und schrie, bis ich ihn festbekam und ihn bat, mich nach Hause zurückzubringen. „Nein, Kundsinsch das darf ich nicht, das hat Papachen mir streng verboten, Sie haben selbst weglaufen wollen, zurück darf ich Sie nicht bringen. Er hat mir nur befohlen, daß, wenn ich Sie finde und Sie den Weg nicht wissen, ich Sie bis zum Walde begleiten solle, da aber solle ich Sie allein lassen, umkehren und ganz schnell wieder nach Hause kommen!" Ich weinte und bat nun jämmerlich, wollte ihm Hände und Füße küssen; er blieb aber streng dabei: er dürfe mich nicht nach Hause bringen, er würde sonst selbst von Papachen Prügel kriegen! Endlich, endlich ließ er sich doch erbitten, führte und trug mich nach Hause, wo mein Vater mich erwartete und mir das Versprochene aufzählte!

Wieder einmal waren Knaben aus Wiexeln und Erwachsene zum Besuch und uns war verboten, in den Garten zu gehen. Mein Vater sagte, daß er dem Jurre, dem Gartenwächter, anbefohlen, daß, wenn er einen von uns dort festkriegte, er ihn tüchtig auspeitschte. Nachdem er uns das in sehr barschem Tone gesagt, wandte er sich noch an die anderen Gäste und sagte absichtlich halblaut zu ihnen, so daß wir es aber hören konnten, daß am Ende des Stalles im Zaun ein Loch sei, durch das die Kinder der Hofmutter immer in den Garten schlichen; aber, fügte er hinzu, sie sind sehr klug, sie kriechen nicht eher hinein, als bis es anfängt dunkel zu werden, wenn die Schlafmütze, der Jurre, schon eingeschlafen ist. Das hatten wir Knaben gehört und uns gemerkt; nach dem Abendessen wiederholte mein Vater halblaut meiner Mutter und den Gästen gegenüber, daß der Jurre jetzt gewiß schon eingeschlafen sei. Ein Weilchen darauf machten wir drei uns auf den Weg zum Loch im Zaun und als wir eben durchkrochen, wurden wir empfangen — aber nicht von Jurre, sondern von meinem Vater und von drei oder vier der Gäste, die uns mit großem Gelächter an den Kragen faßten und uns wohl tüchtig durchgeprügelt hätten, wenn meine Mutter nicht herzugekommen wäre und für uns gebeten hätte.

Einmal, das ist mir noch sehr erinnerlich, war meine Mutter mit mir ins Pastorat Siuxt gefahren und als wir spät abends zurück-

kamen, fanden wir das ganze Haus erleuchtet, hörten Musik und sahen durch das Fenster t a n z e n ! Die vier Diener waren nämlich alle auch Musikanten; der Jäger blies das Waldhorn, der Kammerdiener spielte das Violincello und die anderen beiden Klarinette und Violine! Als wir in das Vorhaus traten, kam mein Vater uns entgegen und erzählte meiner Mutter, daß eine polnische Gräfin mit ihren Töchtern und ihrem Gefolge angekommen und er auch noch anderen Besuch erhalten hätte, daß namentlich auch junge Herren da wären, und nannte mehrerer Namen, die nun da mit den jungen Damen tanzen sollten. Die polnische Gräfin spreche aber kein Wort deutsch, verstehe jedoch lettisch — meine Mutter müßte sich mit ihr lettisch unterhalten. Meine Mutter wollte erst eine andere Toilette machen, das ließ mein Vater aber nicht zu — sondern führte sie zur Gräfin, die auf dem Sopha saß, stellte meine Mutter vor, die nun neben ihr Platz nahm, mit ihr zu sprechen anfing, aber keine Antwort erhielt. Meine Mutter fragte wieder etwas — bekam aber wieder keine Antwort, bis endlich mein Vater der Gräfin lettisch zurief: „Nu, du dumme Person, antworte, wie ich dir gesagt habe — das ist eine dumme Trine!" Was war nur überhaupt geschehen? Mein Vater hatte alle Kleiderschränke und Kommoden, weil meine Mutter die Schlüssel mitzunehmen vergessen hatte, geplündert und mit ihren Kleidern alle Viehmädchen und die Hofmutter verkleidet und sie da tanzen lassen, um so meine Mutter dafür zu bestrafen, daß sie die Schlüssel nicht mitgenommen; es waren wirklich auch noch andere Fremde da und wurde bis tief in die Nacht hinein getanzt. Späße dieser und anderer Art hat mein Vater sich oft erlaubt, bei welchen meine Schwester, wenn sie nicht die Hauptrolle dabei spielte, doch niemals fehlte.

Sechs oder sieben Jahre alt, ich erinnere mich nicht mehr genau, vielleicht war ich auch älter, wurde ich ins Pastorat Siuxt in die Schule gegeben, nachdem ich vorher vom Schreiber Kieser lesen und schreiben gelernt hatte, welcher dafür alle Jahre ein Paar neue Stiefel und alle zwei Jahre einen neuen Pelz bekommen hatte. Aus dem Pastorate erinnere ich mich eigentlich sehr wenig. Ich weiß nur, daß ich sehr stark werden wollte und meine Kräfte, was ich in Schlampen auch schon getan hatte, mit Steineheben u. dgl. übte. Ich wollte ein

Spartaner werden, schlief daher auch eine oder zwei Nächte in der Woche ohne Kopfkissen oder irgend welche Unterlage auf der bloßen Diele, einmal habe ich sogar den Unsinn begangen, wozu ich von den anderen Jungen aufgehetzt wurde, daß ich eines Abends, es war im Februar bei Tauwetter, nur im Hemde mit bloßen Füßen hinauslief und mich in den Schnee legte, um die Nacht so zu verbringen. Als aber nach einigen Minuten mein Hemd ganz naß geworden war und ich etwas stark zu frieren anfing, hielt ich es doch für geratener, wieder ins Haus hineinzulaufen.

Ein Hauptvergnügen machte es mir, mit einem eigens dazu gemachten Knüttel mich gegen böse Hunde, die ich in den Gesinden aufsuchte, zu verteidigen. Dadurch wurde meine Kraft auch sehr gestärkt, die mir auch, sowie mein Umgang mit Hunden, sehr zu statten kam. Die große Dogge im Pastorate war toll geworden und war, um sich ihrer zu versichern, im Stalle eingesperrt; es war Winter, ich hatte meinen Pelz an und ging vom großen Hause nach der Herberge, wo wir wohnten. Die Dogge, die losgekommen war, rannte wie eine Furie auf mich zu, ich fuhr ihr mit dem linken Arme entgegen und faßte mit der rechten Hand, nachdem ich meine Schulbücher, die ich überhaupt nicht leiden konnte, weggeworfen, sie hinten am Kragen und führte sie so halb tragend, halb schleppend bis zur Haustür, in welche ich mich rückwärts hineinzog und sie so von mir abstreifen wollte. Unterdessen waren aber Leute herangekommen und erschlugen sie auf meinem Arme. Ungeachtet ich einen Pelz anhatte, waren doch blaue Flecken auf meinem Arme sichtbar. Ein anderes Mal machte ich einen großen bösen Hund, der an der Kette lag, so wütend, daß er auf mich losstürzen wollte; ich fuhr fort, ihn noch mehr zu reizen, bis die Kette riß und er mir am Halse gesessen hätte, wenn ich nicht geschickter gewesen wäre und ihn unter dem Kopfe so kräftig an die Gurgel gepackt hätte, daß ich ihn erwürgt haben würde, wenn nicht der Kutscher und andere Leute hinzugekommen wären, die nicht mich, sondern ihn retteten.

Von der Schule weiß ich wenig zu erzählen, ich kann mich kaum einer Stunde, die ich gehabt, erinnern. Mamsell P. war unsere Lehrerin — ich sage „Mamsell", denn zu damaliger Zeit wurde ein

großer Unterschied zwischen Mamsell und Mademoiselle gemacht; Mademoiselle wurden nur die Töchter von Predigern oder überhaupt aus dem Literatenstande, — die aus dem Handwerkerstande „Mamsell" tituliert. Ich erinnere mich, daß diese Mamsell P. uns in der Schule erklärte: daß ein Gegenstand, wenn er schnell durch die Luft geschleudert wird, sich erhitzt. Ich wollte das nicht zugeben und sie suchte es mir zu beweisen, indem sie behauptete, daß, wenn das nicht so wäre, man ja keine Hasen oder ein anderes Tier schießen könnte, denn die Schrote erhitzten sich durch die Schnelligkeit, mit der sie durch die Luft flögen, so stark, daß, wenn sie den Hasen treffen, sie ihn verbrennen! — „Ach, wie ist die Mamsell dumm!" rief ich aus, als ich hinter mir rufen hörte: „Peter, Peter! wie unterstehst du dich das?!" — Ich hatte keine Courage mich umzusehen, ich glaube, es war der alte Pastor, und war sehr froh, daß ich nicht weiter darüber sprechen hörte. — Klavier spielen mußte ich auch lernen, hatte alle Vormittage eine Stunde, fünf Jahre hindurch, und mußte am Nachmittage gleich unmittelbar nach dem Essen eine Stunde mich üben. Das Zimmer, wo das Klavier zum Üben stand, war zum Glück so weit abgelegen, daß man nicht hören konnte, ob ich übte oder nicht. Nachdem ich erst alle Ritzen zwischen den Tasten vollgespuckt, schlief ich sanft ein und schlief, bis ich zufällig gerufen wurde. Mein Klavierlehrer war der Organist, der bei meiner Fingersetzung gar nicht darauf Rücksicht nehmen wollte, daß ich Frostbeulen hatte; und als er mir auch wieder einmal den vierten Finger über den ersten setzen wollte und dieselben dabei so stark anfaßte, daß ich vor Schmerz und Bosheit nach seiner Hand griff und ihm wirklich dabei seinen vierten Finger ausrenkte, da schrie er nun auch auf und jammerte, daß er nun ein Krüppel geworden sein, nicht mehr würde die Orgel spielen können, was aus ihm werden solle und wovon Frau und Kinder leben würden, und weinte bitterlich dabei! Ich weinte mit ihm und versprach ihm, wenn er seinen Posten verlieren und wirklich Krüppel bleiben sollte, ich ihm „Philippshof" schenken würde! Der Arzt aus Doblen, zu dem er gleich geschickt wurde, hat ihm den Finger glücklich wieder eingerenkt. So behielt er seinen vierten Finger und ich mein Philippshof!

All mein Bitten und Flehen, daß man mir das Klavierspielen erlassen sollte — half nichts, bis es mir doch einmal glückte, durch einen schlechten Witz davon loszukommen. Der alte Pastor erzählte bei Tisch, daß die Leute, die den Diebstahl in Pönau ausgeführt, dieselben seien, die auch schon im vorigen Jahre gestohlen hätten und bestraft seien und ihm auf seine Ermahnungen das Versprechen gegeben, nicht mehr zu stehlen. „Für solche Leute", sagte er, „sind die bestehenden gesetzlichen Strafen viel zu gering, es müßte eine besondere Strafe für sie erdacht werden!" „Kann man sie nicht lassen Klavier spielen lernen?" fiel ich ein. Unter dem Gelächter der ganzen Tischgesellschaft sagte mir der alte Pastor: „Nun, Peter, ist dir denn das Klavierspielen wirklich so sehr unangenehm?" „Ja, sehr!" erwiderte ich. „Nun, dann wollen wir es sein lassen!" antwortete mir der Pastor und ich war glücklich vom Spielen frei, machte den Pastor jedoch darauf aufmerksam, daß die Tasten des Klaviers sich gar nicht recht bewegen ließen, so, als ob sie weiß Gott wovon verquollen wären und wohl repariert werden müßten; daß das von meinem Spucken hergekommen, sagte ich natürlich nicht. . . .

Meine Mutter starb im Jahre 1806 in Mitau. Ich wurde dahin abgeholt, kann mich aber durchaus nicht erinnern, ob ich sie noch am Leben fand oder nicht, so wie ich mich ihrer Beerdigung auch nicht erinnere. Auch von der wirklichen Beerdigung meines Vaters, der im Jahre 1807 starb und wie meine Mutter in Grausden bestattet ist, habe ich ebenfalls keine Erinnerung. Von seiner Beerdigung aber, die mein Vater noch lebend selbst ausrichtete (neun Tage vor seinem wirklichen Tode), erinnere ich mich sehr genau. Er hatte eine Menge von Trauergästen eingeladen, saß selbst altersschwach und krank auf einem Schaukelstuhle in einer Ecke des Zimmers und bat seine Freunde und Gäste, die an zwei großen Tischen speisten, überzeugt sein zu wollen, daß er schon tot sei; auch sollten sie recht viel über ihn sprechen, da er gern hören wolle, was man nach seinem Tode von ihm sagen werde. Seine Beerdigung hatte er zuvor selbst genau angeordnet und den Kostenanschlag dazu selbst diktiert. Man solle ihm nicht, wie damals Sitte war, eine neue Adelsuniform anlegen, einen neuen Hut und Degen, neue Handschuhe und Stiefel

usw. anziehen. Auch sollte der Sarg nicht, wie es sich für einen alten Edelmann gebühre, von Eichenholz mit schwarzem Sammet beschlagen, mit silbernen Füßen und Klammern versehen werden, denn das mache in Summa so und so viel Taler aus! Statt dessen wolle er nur einen ganz einfachen, aus Brettern zusammengeschlagenen Sarg haben, solle nur in ein weißes Laken gewickelt in den Sarg gelegt, nach Grausden gebracht und da begraben werden. Für das hierdurch ersparte Geld solle aber den Bauern in Grausden ein Ball gegeben werden, auf dem sie lustig tanzen und sich mit ihm freuen sollten, daß er in ein besseres Leben übergegangen sei!

Zu meinen Vormündern hatte er ernannt seinen Schwager, den Bruder meiner Mutter, Stromberg aus Wirben und den Advokaten Bienemann[1]). Stromberg hatte bei sich einen Hauslehrer gehabt, der zu dieser Zeit Notarius in Hasenpot war. Zu diesem gab er mich in die Schule, nachdem er mich von Siuxt fortgenommen.

Um drei Uhr morgens kam ich in Hasenpot bei F. an und fand ihn schon auf, worauf er mir auch sofort Schulstunden gab. Ich erschrak darüber sehr und dachte, wenn das so fortgeht, werde ich das nicht lange aushalten! Meine Befürchtung war aber unnütz, denn am anderen Tage und später hatte ich gar keinen Unterricht mehr. Ich bin ein Jahr und neun Monate bei ihm im Hause gewesen und habe in dieser ganzen Zeit buchstäblich nicht mehr als drei Tage Schule gehabt. Ich vertrieb mir die Zeit mit meinen Tauben. Weißkopf-Mütterchen und Braunscheck-Väterchen waren davon die besten Werfer in ganz Hasenpot. Prügeleien mit Gassenbuben, bei welchen letztere immer den kürzeren zogen, blieben nicht aus. F. war wirklich ein ganz überspannter Mensch. Manchmal schloß er sich auf mehrere Tage auf seinem Zimmer ein, ohne das geringste zu genießen. Die Frau konnte es ihm nie nach dem Sinn machen. Zweimal habe ich es erlebt, daß er, weil die Suppe ihm nicht schmeckte, die vier Ecken des Tischtuchs zusammennahm und es mit allem, was darauf war, Schüsseln, Gläsern usw. durch die Scheiben hinaus auf die Straße warf! — Mir erlaubte er, mit seiner Büchse und seinem Pulver

[1]) Oberhofgerichtsadvokat Peter Bienemann v. Bienenstamm. Geb. 1749, gest. 1820.

und Blei die Krähen zu schießen, die merkwürdigerweise sehr viel auf den paar Bäumen im Garten saßen. Schoß ich eine mit der Kugel, so war es gut; pudelte ich aber, was natürlich, da ich nur mit der Kugel schießen durfte, sehr oft vorkam, so mußte ich einen Sechser für jeden Schuß bezahlen, wodurch ich mein Taschengeld das in zwei Talern monatlich bestand und das er in seiner Verwahrung hatte, in einigen Wochen verschossen hatte.

Das eine Zimmer auf dem Boden seines Hauses hatte ich inne und es war angefüllt mit Vögeln, für die ich eine große Passion hatte. Eines Tages aber fuhr F. wütend auf mich los und befahl mir mit groben Worten, allen Vögeln sofort die Freiheit zu schenken, weil sie soviel Mäuse ins Haus brächten. Ich antwortete ihm ebenso grob, daß ich es nicht tun würde. Da gab es eine sehr heftige Szene. Hernach ging er selbst auf mein Zimmer und ließ doch alle meine Vögel hinaus. Nun nahm ich meine leeren Vogelbauer und ging auf ein benachbartes Gut, wo gerade Getreidekujen eingeführt wurden, fing da so viel Mäuse als nur irgend möglich, steckte damit die Bauer voll, brachte sie nach Hause und ließ sie alle unten in seiner Wohnung los.

Jetzt war ich vierzehn Jahre alt und mir selbst bewußt geworden, daß es so nicht weiter gehen könne, packte meine Siebensachen und lief in der Nacht fort, nach der Schloß-Hasenpotschen Rije, wo ich Bauern aus Degahlen fand, die Roggen in Hasenpot verkauft hatten, und fuhr nun mit denen nach Degahlen, welches Gut mein Schwager Oelsen damals in Arrende hatte. Mein Schwager brachte mich in die Schule zum Hofrat Döllen nach Mitau. Er erzählte diesem, wie sehr verwahrlost ich sei, wie wenig ich gelernt, und daß er, um überhaupt noch etwas aus mir zu machen, sehr streng gegen mich sein müsse. „Nein", sagte ich zum Hofrat, „das tun Sie nicht! In Güte können Sie mit mir machen, was Sie wollen; mit Strenge aber werden Sie nichts bei mir ausrichten, das versichere ich Sie!" Der Hofrat reichte mir die Hand und sagte: „Braver junger Mann, ich halte Sie beim Wort und versichere Sie meinerseits, daß, wenn Sie immer offen und wahr gegen mich sind, ich keinen Grund zur Unzufriedenheit geben werde". Mein Schwager sagte ihm lachend:

„Das ist ein infamer Junge, wie untersteht er sich, so etwas zu sagen!" Döllen aber antwortete: „Nein, das gefällt mir gerade von ihm", und sich zu mir wendend, sagte er: „Bleiben Sie nur dabei: immer die Wahrheit rein heraus!"

Vier Jahre bin ich bei Döllen und während dieser Zeit wirklich sehr fleißig gewesen, so daß, was ich überhaupt weiß und geworden bin, ich einzig und allein dem alten Hofrat und seiner Schule zu verdanken habe. Döllen hatte eine vortreffliche Art, mit seinen Schülern umzugehen. Alle fürchteten, aber liebten ihn auch.

Wir wohnten damals an der „Großen Straße", im Hause des Bäcker Feierabend. Auf dem Boden, an einem Ende, war ein Zimmer, das mir und unter meiner speziellen Aufsicht Ernst S. abgegeben war; die anderen sechs Pensionäre, von denen jeder 300 Taler = 400 Rbl. Schul- und Pensionsgeld zahlte, wohnten in den unteren Räumen. S. war ein sehr wenig begabter Knabe und wurde von seiner Mutter sehr verwöhnt. Bei jeder Gelegenheit schickte sie ihm Näschereien, gelben Kringel, Säfte, Obst usw. Er war aber entsetzlich geizig, hielt alles fest verschlossen und gab niemals etwas ab. Ich konnte den Jungen überhaupt nicht leiden und litt ihn jetzt noch desto weniger. Zum Glück war er sehr furchtsam, besonders vor Gespenstern und ging über den Boden, wenigstens im Dunkeln, unter keiner Bedingung allein. Auf einem Streckbalken dieses Bodens hatte ich ein großes schwarzes Kreuz hingemalt. Nun kaufte ich Rosinen oder Schmantkuchen, stieg auf einen Stuhl und legte die Hälfte davon über das Kreuz auf den Balken, alles in seiner Gegenwart. „Warum tun Sie das?" fragte er. Ich sagte: „Um in der Nacht Ruhe zu haben, denn da, wo das Kreuz ist, da hat ein ungeheuer geiziger Kerl Harpax sich aufgehängt und der macht, wenn ich ihm nichts von meinen Näschereien abgebe, immer in der Nacht einen furchtbaren Lärm!" Es hatte nämlich einige Nächte vorher ein anderer Pensionär heraufkommen und auf dem Boden Lärm machen müssen, um ihn gehörig einzuängstigen. Das half aber doch wenig. Da übernahm es ein Schüler, Ernst P., am Abend hinzukommen, kletterte auf die Bretter, die über dem obersten Querbalken lagen und ließ, wenn ich mit S. zur bestimmten Stunde hin-

aufkam, durch eine Ritze zwischen zwei Brettern ein weißes Bettlaken heruntergleiten und zog dasselbe schnell wieder hinauf, so daß S. dasselbe durchaus für einen Geist hielt. Hiernach gab er mir jedesmal etwas von seinem Obst oder anderem Naschwerk und bat mich, das für Harpax da hinaufzulegen, er hätte Angst, selbst hinaufzusteigen. Natürlich tat ich es. Aber ich kann nicht behaupten, immer die ganze Hälfte hinaufgelegt zu haben. Es war ja auch dunkel! —

Dieses Kunststück mußte aber oft wiederholt werden, um S. etwas freigebiger zu machen, denn er fing an, allmählich kleinere Portionen zu geben. Eines Tages, als ich dort nichts fand, mußte in der Nacht wieder ein Pensionär auf den Boden hinauf und Lärm machen. S. war außer sich und versicherte hoch und teuer, schon am Tage, als er hinuntergegangen, mehreres hingelegt zu haben, er habe also seine Pflicht getan, aber Harpax rumore dennoch. Wahrheitsliebend war er, daher glaubte ich ihm und kam auf die Vermutung, daß ein anderer Pensionär das Hingelegte aufgegessen hätte, und ich entdeckte auch bald, daß es unser B. gewesen war. B. war eine ganz eigene Persönlichkeit; er lernte eifrig und hatte viel Kenntnisse, aber für das gewöhnliche Leben war er sehr dumm; man konnte ihm die unwahrscheinlichsten Geschichten einbilden.

Gleich wurde wegen dieses von ihm begangenen Diebstahls über ihn von uns anderen sieben Pensionären Gericht gehalten und einstimmig beschlossen, daß ein solcher Fall die Kompetenz dieses Gerichts übersteige, B. müsse auf die Polizei geführt und dort bestraft werden. Um das Aufsehen in der Stadt zu vermeiden, solle das in der Dunkelheit sieben Uhr abends geschehen. Um sieben Uhr wurde er nun ergriffen und scheinbar abgeführt. Er bat jetzt himmelhoch, ihm diese Schande nicht anzutun, er werde nie mehr stehlen! Da wurde ihm proponiert, ein höheres Gericht, aus anderen Schülern bestehend, zusammenzusetzen, an das er nun appellieren könne. Er müsse aber durch sein Wort sich verpflichten, blindlings ohne Widerrede sich dem Urteil dieses Obergerichts zu fügen; nur unter dieser Bedingung wurde er von der Polizei freigegeben. Er ging auf alles ein. Als er nun nach einigen Tagen vor das Ober-

gericht, das sich unterdessen konstituiert hatte, vorgeladen ward, wurde ihm das Urteil desselben publiziert: am nächsten Sonntage wenn gutes Wetter sei, solle er in Ledding erschossen werden! Vom Wetter sehr begünstigt, gingen wir, eine Menge Döllianer, am Sonntag mit ihm nach Ledding hinaus. Mit einem Handtuch über die Brust und unter die Arme genommen, wurde er an einen Baum gebunden, die Augen ihm mit einem weißen Tuch verbunden und in dem Augenblicke, wo P. die Flinte neben ihm in die Luft abschoß, warf ein anderer ihm eine Handvoll Strickbeersaft mit aller Kraft ins Gesicht. Welch ein Schreck aber für uns alle, als er plötzlich den Kopf sinken ließ und selbst zusammensank, so weit das Handtuch es ermöglichte! Wir stürzten auf ihn zu, um ihn loszubinden, der Knoten war aber durch sein eigenes Gewicht so festgezogen, daß es uns gar nicht so schnell gelingen wollte, ihn zu lösen. Als es endlich gelang und wir auch die Binde entfernten, sahen wir eine Leiche — wobei wir natürlich auch mehr Leichen als lebenden Menschen ähnlich waren. Wir glaubten nämlich, was doch auch nicht unmöglich war, daß er vor Schreck gestorben sei. Nachdem er nun mit kaltem Wasser (mit mehr, als nötig war), bespritzt und begossen worden und endlich zu sich gekommen war, erkannten wir doch alle, wenn auch nicht alle es aussprachen, daß das ein sehr dummer Scherz gewesen war.

Wie waren damals die Verhältnisse so ganz anders! Und wie anders sah es in jenen Zeiten auch in dem alten Mitau aus! Die Straßen waren nur zum Teil und mit den größten Steinen gepflastert. Das Fahren war geradezu eine Strafe. Die meisten Häuser waren aus Holz und hatten vor der Haustür nach der Straße zu eine geräumige Treppe, welche zu beiden Seiten von Bäumen beschattet wurde. Hier auf der Treppe waren Bänke angebracht und dort fanden sich in den Erholungs- und Abendstunden oftmals die Hausbewohner und lieben Nachbarn zu einer Tasse Kaffee oder zu gemütlicher Besprechung der neuesten Begebenheiten zusammen. Zwar nahmen diese Treppen viel Raum in Anspruch, sie beeinträchtigten jedoch weder die Fahrenden, noch die Fußgänger, denn in der Mitte der Straße war die Grenze jedes Grundstückes von dem

gegenüberliegenden durch besonders große Feldsteine markiert, welche die Fahrenden zu vermeiden suchten, die von den Fußgängern aber gerade bevorzugt wurden, ja es galt für unhöflich, wenn jemand auf der Seite der Straße, unter den Fenstern, ging. Bürgersteige resp. Trottoirs gab es noch nicht. Es wäre bei Regenwetter ja auch nicht möglich gewesen, an der Seite der Häuser zu gehen, denn die Dachrinnen liefen nicht bis nach unten, sondern spritzten das Regenwasser von hoch oben herab. Die kurze Abzugsröhre pflegte in einen sehr bunt gearbeiteten Drachenkopf zu enden, welcher das Wasser aus seinem Rachen weit hinausspie. Zum Gehen waren die Straßen damals oft trockener als heute, weil das Wasser von den großen Steinen rascher ablief, und wenn es sich auch in den Zwischenräumen etwas sammelte, so konnte man doch immer von einem großen Stein zum anderen springen. Eine Wasserleitung aus dem Kanal existierte nicht, jedes Haus mußte sich das Wasser für Geld aus der Drixe oder der Aa holen lassen. Daher war angeordnet, daß jedes Haus unter seiner Dachrinne ein großes Holzgefäß hatte, um in dieses das Regenwasser aufzufangen, damit bei etwa ausbrechendem Feuer Wasser vorhanden sei. Alsdann wurden dieselben auf Schleifen, die sowohl vorn als hinten eiserne Haken hatten, angeschmiedet. Brach Feuer aus, so wurde an diese Haken ein Pferd gespannt und das Wasser auf solche Weise zum Brandplatze geschafft.

Über jeder Haustür war ein Fenster und in diesem eine zur Hälfte ins Vorhaus, zur Hälfte in die Straße hervorragende Laterne angebracht, in welcher mit Beginn der Dunkelheit jeder Hausbesitzer verpflichtet war, ein Licht brennen zu lassen. Dieses Licht war gewöhnlich nur eine sogenannte Wasserkerze, welche schon an und für sich dunkel brannte, durch das Prasseln aber die Scheiben mit Talg bespritzte und dadurch noch weniger leuchtete. Das war die ganze Straßenbeleuchtung, die auch nur bis zehn Uhr abends dauern durfte, denn dann schnarrte der Nachtwächter einmal und sang darauf „Hört, ihr Herren, laßt euch sagen, unsre Glock' hat zehn geschlagen, bewahret euer Feuer und Licht, auf daß euerm Nachbar und euch kein Schade geschicht!" und schnarrte nun zehnmal. Bei jedem

Stundenschlage sang er ein anderes Lied. Um eine Feuersbrunst anzuzeigen, schnarrte er ununterbrochen.

Galoschen existierten nicht, und Fuhrleute waren, wenn ich nicht sehr irre, zwei oder drei in ganz Mitau, mit ganz abscheulichen Droschken, mit denen kein anständiger Mensch zu fahren wagte. So ging ich denn auch stets — selbst zum Balle, in kurzen Hosen, seidenen Strümpfen und Schuhen, deren Sohlen von sämischem Leder waren, weil in solchen sich leichter tanzen läßt, zum Klub, oder wo es gerade zu tanzen gab; auch zum Kasino, und kam stets rein an! Wie ich das angefangen, begreife und erinnere ich mich nicht. Nur einmal entsinne ich mich, unterwegs der Dunkelheit wegen so verunglückt zu sein, daß ich zum Umkleiden nach Hause eilen mußte.

Man tanzte damals, beiläufig bemerkt, sehr viel und sehr gern. Vor sieben Uhr abends begann der Ball und dauerte bis spätestens um Mitternacht. Ein wie großer Unterschied zwischen sonst und jetzt vorhanden ist, sieht man am deutlichsten daraus, daß damals sich die jungen Herren auf jeden in Aussicht stehenden Ball freuten. Man machte damals auch weit geringere Ansprüche und war trotzdem viel fröhlicher. War abends Gesellschaft, so wurde selbst in den reichsten Häusern den Gästen nie etwas anderes gereicht als auf zwei Teebrettern Butterbrote, mit Kalbsbraten und mit Salzfleisch belegt. Ein dritter Diener brachte noch eine Platte mit schon gefüllten Weingläsern. Man trank stets Pontac. Alles war also sehr einfach, aber das Haus dennoch voll von Gästen und jedermann fröhlich und guter Dinge.

Über Mitau führte in jenen Zeiten die Hauptstraße vom Auslande nach Petersburg, aber trotzdem war es besonders im Herbst und Frühling wie eine Insel fast gänzlich ohne Verbindung, weil die Wege in Kurland und besonders in der Nähe Mitaus ganz außerordentlich schlecht waren. An vielen Stellen waren die Wege durch nichts markiert. Jeder fuhr links oder rechts, wo er glaubte besser fahren zu können. Ich erinnere mich, daß, als ich im Pastorat Siuxt in der Schule war, der Pastor seine Gemeinde von der Kanzel herab bat, aus Rücksichten für ihn, da er so oft nach Mitau fahren müsse, doch die großen Steine von der großen Landstraße wegzuräumen.

Bei Klein-Buschhof unweit Mitaus war tiefer Sand und eine Masse großer Steine; da der Weg nicht durch Gräben begrenzt war, so waren dort in einer Breite von gewiß über 100 Faden mehrere Wege zu sehen. So war es auch an mehreren anderen Stellen, ganz besonders zwischen Mitau und dem Griwenschen Kruge. Da waren wirklich unzählige Wege in dem schrecklich tiefen Sande zu sehen. Auf der ganzen Fläche zwischen den beiden Wäldern waren durch Sturm und Wind zusammengewehte Sandhügel, zwischen welchen die vielen Wege nebeneinander führten.

Im Frühjahr war bei Mitau nach der Tuckumschen Seite bis zu dem von dort aus rechts an der Straße gelegenen Gesinde alles überschwemmt. Kam man von Tuckum aus, so mußte man, je nachdem das Wasser tief war, durch das Gesinde selbst oder über dessen Felder bis auf die Doblensche Straße hinausfahren. Es war dies die Hauptstraße, die ins Ausland führte, auf welcher man sich so durchmanövrieren mußte. Größte Schwierigkeit bot hier das Übersetzfloß über die Griwe. Da dieses nur zum Gebrauch für den Herbst und das Frühjahr nötig war, so war es auch ganz ohne besondere Sorgfalt gebaut und sehr klein. Ich habe es nie anders getroffen, als daß, wenn ich bis zu dieser Stelle gekommen war, schon viele Equipagen und Fuhren warteten und also auch früher als ich expediert wurden. Oder das Floß stand beim Griwenkruge, die Leute waren im Kruge, und nun mußte man auf eine Entfernung von ca. ¼ Werst schreien und rufen, bis die Leute uns endlich abholten. Dann begab man sich auf das wirklich in vieler Beziehung gefahrvolle Floß, welches mit langen Stangen bis auf die Griwebrücke gefahren wurde. Es ist öfter vorgekommen, daß durch Sturm und die starke Strömung des Wassers das Floß mit allem, was darauf war, der Brücke vorbei den Fluß hinuntergetrieben wurde. Auf der Mitte der Brücke, welche aus dem Wasser hervorragte, wurde man abgesetzt und mußte hier warten, bis die Leute vom Ratskruge aus den Reisenden mit einem ebenso jämmerlichen Floß abholten und beim Ratskruge absetzten. Von hier suchte man nun von den vielen schon erwähnten Wegen sich den besseren aus bis zu den Monumenten von Tetsch und Schwander bei Mitau.

Wie der Weg hier und zwischen den Häusern der Vorstadt bis zur Stadt beschaffen war, ist wirklich nicht zu beschreiben. Man denke sich den ganzen Weg, welcher ca. sechs Fuß niedriger war als die an beiden Seiten gelegenen Heuschläge, von einem Ende bis zum anderen wie dünne Dickegrütze, und wenn die Frühjahrssonne ihn schon trocknete, wie dicke Dickegrütze. Im Frühjahr war er daher am schlechtesten. Große Wagen, d. h. Wagen mit sehr hohen Rädern, sanken bis zur Achse hinein, Bauernwagen aber noch weit tiefer. Mit den kräftigsten Pferden konnte man nicht, ohne mehrere Male anzuhalten und sie sich erholen zu lassen, in einem Zuge von dem einen Ende bis zum anderen fahren. Ehe man sich in diese Grütze begab, hielt jeder schon gewitzigte Kutscher, ohne daß man es ihm befahl, an, übersah seinen Anspann, ob auch alles fest und gut gebunden war, um diese Passage aushalten zu können. Jeder russische Kutscher bekreuzigte sich zuvor dreimal. Dessen ungeachtet sah man jedesmal mehrere Equipagen, denen ein Unglück passiert war. Man kann sich denken, wie viel Zeit man brauchte, bis man diese ganze Strecke mit dem zweimaligen Übersetzen usw. zurücklegte. Und alles dieses ist nichts im Vergleich zur Passage im Spätherbst. Unter ein paar Stunden konnte ein Bauer mit seinem schwachen Pferde die Strecke von der Stadt bis zu den Monumenten, ca. 2 Werst, nicht zurücklegen, der Kot fror in dieser Zeit an seine Räder fest, und er hätte nicht weiter fahren können, wenn er für solchen Fall nicht schon ein Beil mitgenommen hätte! Mit großen Equipagen war es wirklich halsbrechend, indem an manchen Stellen die Kruste so festgefroren war, daß der Wagen darüber hinwegging, plötzlich aber die Räder der einen Seite durchbrachen und nun der Wagen umfallen mußte. Der Weg von Mitau nach Riga sah diesem eben geschilderten sehr ähnlich. Im Sommer tiefer Sand, im Herbst und Frühjahr fürchterlicher Kot. Man fuhr nach Riga nie, ohne wenigstens einmal seine Pferde zu füttern, in der Regel aber nächtigte man. Wer diese Wege von damals nicht gekannt hat, wird sich kaum eine Vorstellung von der Beschaffenheit derselben machen können und meine Beschreibung für übertrieben halten.

Es ist vielleicht nicht überflüssig, auch an die vielen Münzsorten

zu erinnern, die in meiner Jugend bei uns sämtlich im Gange waren. Ich will versuchen, sie herzuzählen. In Gold gab es Dublonen, Louis- und Friedrichsd'ors, holländische, Kremmnitz- und italienische Dukaten, auch spanische Goldmünzen, alle von verschiedenem Wert. In Silber und sog. Silber: neue ränderige holländische Taler (gerade so wurden sie zum Unterschiede von den anderen Talern benannt) = 1 Rbl. 33⅓ Kop. S., alte Taler = 1 Rbl. 20 Kop., Ort oder Guldenstücke = 30 Kop., Fünfer (die sächsischen 2 gute Groschenstücke und diesen ähnliche Geldstücke anderer Staaten) = 7½ Kop.; Fünfmarkstücke sahen ganz wie ein Fünfer aus, nur waren sie etwas größer und dicker, waren krumm gebogen und galten 2 Fünfer. Der Sechser war eigentlich eine polnische Münze, mit dem Bilde des Königs von Polen; jeder Fünfer aber, der kahl geworden, an dem das Gepräge nicht mehr sichtbar war, galt auch nur einen Sechser = 6 Kop.; ein Dütchen oder Mark = 3 Kop. oder 2 Ferding, denn 1 Ferding galt 1½ Kop. Eine Münze, die in Wirklichkeit gar nicht existierte, aber beim Handeln mit Bauern und Juden gebräuchlich war, hieß Timpf und galt 3 Sechser oder 18 Kop., und ebenso war Flor eine ganz imaginäre Münze, galt 44⅘ Kop.; 3 Flor = 1 Taler neu Albertus = 1 Rbl. 33⅓ Kop. und war in Obligation und Schuldverschreibungen gebräuchlicher als Taler. Außer den genannten gab es auch verschiedene Kupfermünzen und russische Bank-Assignationen von verschiedener Größe, 50, 100, 1000 Rbl. Ursprünglich sollte jeder Bancorubel einen Silberrubel gelten, variierte aber sehr bald im Kurse. So lange ich zurückdenken kann, wechselte der Kurs täglich zwischen 350 und 375 Rbl. Banco = 100 Rbl. S.

Da alle Kronsabgaben nach dem Kurse, den der Staat für die Zeit festsetzte, mit Banconoten bezahlt werden mußten und diese im gewöhnlichen Geschäftsleben nicht gebräuchlich waren, man sie also immer, wenn man ihrer bedurfte, einwechseln mußte, so gab es eine Menge jüdischer Wechsler, die sich hierdurch großen Vorteil machten. Zwischen je zwei Pfeilern der ganzen Budenreihe und außerdem an den Ecken der Hauptstraßen Mitaus standen Wechselbanken. Das waren große Tische, auf der Mitte derselben ein von Eisendraht geflochtener ca. vier Quadrat-Fuß großer und etwa sechs Zoll hoher

Kasten, welcher an den Tisch angeschlossen stand, wenn hier im Augenblick nicht Geld gewechselt wurde. In oder vielmehr unter diesem durchsichtigen Kasten standen die verschiedenen Münzsorten, die man hier einwechseln konnte. Natürlich mußte man, was man auch wechselte, dem Wechsler immer Agio (oder, wie es damals hieß, Lage) zahlen. Während der Johanniszeit hatten diese einen unglaublichen Gewinn. Mußte z. B. jemand Taler empfangen, hatte aber seinen ausgestellten Schuldschein mit einer anderen Münzsorte einzulösen, so war er genötigt, diese einzuwechseln. Diese Wechseltische waren daher den ganzen Tag so stark besetzt, daß man kaum ankommen konnte, dem Juden seine Wechselprozente zukommen zu lassen. Auch deshalb war immer viel Geld zu wechseln, weil jeder Mensch seine jährliche Einnahme in den Geldsorten, wie sie eingekommen waren, bis zum Johannisgeschäft bar bei sich in der Schatulle aufbewahrte.

Kamen die Gutsbesitzer zu Johannis nach Mitau eingefahren, so folgte ihrer Equipage auf einem besonderen Wagen der Geldkasten, den zwei oder vier mit Flinten und Hirschfängern bewaffnete Leute zu Pferde begleiteten. Diesem folgten ein paar Fuder Heu und Hafer, dann wieder eine Fuhre mit allerlei Viktualien für Herrschaften und Leute für die Johanniszeit; denn jede Familie ließ zu Hause kochen. Wer in der Stadt kein eigenes Haus oder kein Quartier für die Winterzeit hatte, schleppte auch alles Küchengerät, Bettstellen und Bettzeug für die Zeit seines Aufenthalts mit. Zu Johannis kam alles nach Mitau, denn alle Geldzahlungen, Kontrakte, Dienstverträge usw. wurden immer nur zu Johannis gemacht. Und zu sehen und zu hören gab es hier wie in der größten Stadt. Denn alles, was von Berlin usw. nach Petersburg und Moskau reiste, mußte über Memel und Mitau dahin. Alle berühmten Schauspieler, Virtuosen, Seiltänzer, Jongleurs und was dergleichen richtete sich immer so ein, daß sie auf ihrer Durchreise die Johannissaison hier mitnahmen. Das war für Kurlands Söhne und Töchter von großer Wichtigkeit; sie bekamen die ausgezeichnetsten Künstler hier alle zu sehen und zu hören, ohne deshalb mit großen Kosten Reisen ins Ausland machen zu müssen.

Das Theater war stets ausverkauft. Hierzu waren mehrere

Gründe. Es war mit guten Schauspielern besetzt, welche die vom Lande eingekommenen Eltern selbst sehen und ihren Kindern zeigen wollten. Und sehr viele andere, die gar nicht in der Absicht, ins Theater zu gehen, bis dahin gegangen waren, gingen auch hinein, wenn da noch so viel Platz war. Es war nämlich hier auch eine große Liebhaberei für schöne Pferde und Equipagen, um mit diesen zum Theater zu fahren und sie dort bewundern zu lassen. Alles fuhr mit vier Pferden lang gespannt und einem Vorreiter. Der Kutscher auf dem Bock mußte durchaus einen schönen langen Bart haben, der Vorreiter auf dem rechten Vorderpferde ein möglichst kleiner Junge sein und wenn die Equipage fuhr, sehr laut schreien: „Pagi, Pagi! Hee!" Dieses „Hee!" mußte er möglichst lang dehnen, je länger er das ausdehnte, desto schöner war es. Mit solchen Equipagen fuhr man die Damen zum Theater; wenn diese auch nicht hätten hin wollen, so mußten sie, denn man wollte seine Pferde zeigen. Am Theater stieg man aus, die Damen gingen hinein, die Herren aber blieben draußen stehen, um die anderen Equipagen zu sehen, sie zu bewundern oder zu tadeln — und erst wenn alles angekommen und hineingegangen war, gingen sie, weil sie nicht wußten, wo sonst hinzugehen, auch hinein. Zum Wegfahren versammelten sich wieder die nachkommenden Wagen, die nach der Zeit, wie sie angekommen waren, einer hinter dem anderen halten mußten. Sehr oft habe ich gesehen, daß auf diese Art der erste Wagen an der Theatertür hielt und der letzte Wagen auf dem Markte ganz in der Nähe der Mühle stand. Die Reihe, in der sie standen, ging nämlich vom Theater längs der Manege zur Straße an der Drixe und diese entlang bis zur Schloßstraße, dann rechts durch die ganze Schloßstraße über den Markt bis zur Mühle, oder wieder bis zum Theater! Es dauerte immer Stunden, bis alle weggefahren waren; denn wenn ein Wagen vorgefahren war und die Polizei die Herrschaften dreimal abgerufen hatte, so mußte er wieder fort und der folgende vorfahren.

Vom Theater fuhr alles zum einzigen öffentlichen Garten, dem Offenbergschen in der Schreiberstraße. Der Garten war recht groß, aber nur der einzige große Gang wurde von den anständigen

Leuten besucht, daher war dieser so gedrängt voll, daß zwei Menschen nicht Arm in Arm, sondern nur einer hinter dem anderen sich von einem Ende bis zum anderen durchdrängen konnten, und wenn sie dieses einmal hin und zurück getan hatten, so war es unterdessen sinkende Nacht geworden, und alles fuhr nach Hause.

Im Laufe der drei Johannistage machte alles seine Geschäfte, d. h. Geldzahlungen usw. Am ersten Tage weniger, weil niemand sich zu sehr von Geld entblößen wollte, daher nicht eher auszahlte, als bis er das, was er zu bekommen, eingenommen hatte. Deshalb entstanden — so lange ich denken kann — immer Stockungen im Geschäft; immer hörte man darüber klagen, daß der und der noch nicht zahle! Hatte jemand eine Kapitalkündigung bekommen, so suchte er bei dem oder jenem Geld aufzunehmen; entweder wurde es ihm ganz abgeschlagen, oder er bekam zur Antwort: „Wenn ich mein Geld einbekomme, so werde ich es Ihnen geben". Der die Aufsage bekommen, zahlte aus Ärger, wenn er das Geld auch flüssig hatte, gewiß nicht vor dem letzten Termin, d. h. am dritten Johannistage vor Sonnenuntergang; und hatte er es nicht, so konnte er es natürlich gar nicht zahlen — was jeden Johannis mit einzelnen Personen geschah; dann zedierte er bonis. Wenn nun solche Stockungen im Geschäft eintraten, so war es ein allgemeiner Jubel, wenn man hörte, daß N. N. zu zahlen angefangen habe! Von dem Moment an sah man die Leute mit Geldsäcken die Straßen hin und her laufen; auch Fuhrleute auf Fuhrwagen Geld in Säcken, auch in kleinen Fäßchen von Haus zu Haus führen.

Am dritten Johannistage, also am 14. (26.) Juni vor Sonnenuntergang, mußten alle Zahlungen — bis auf Budenrechnungen, die erst am vierten Tage bezahlt wurden — gemacht sein, oder der säumige Zahler wurde sofort ausgeklagt, und über sein Vermögen wurde der Konkurs verhängt. Solche Fälle kamen jeden Johannis vor. Wirklich reiche Leute kamen ohne ihr Verschulden in Konkurs. Das ging sehr natürlich zu. Bekam jemand Aufsage, d. h. wurde ihm ein Kapital, groß oder klein, gekündigt, und es war bei aller Sicherheit, die er bieten konnte, ihm nicht möglich, die ihm gekündigte Summe dargeliehen zu erhalten, so mußte er fallieren. Und sehr

oft fallierte deshalb auch sein Gläubiger, weil er dadurch außer Stande gesetzt wurde, seinen Zahlungsverbindlichkeiten nachzukommen. Die Advokaten wurden dadurch wohlhabend!

Doch ich kehre nach diesen Exkursen zu den Erlebnissen meiner Jugend, zur weiteren Schilderung meiner Schuljahre zurück. Da erinnere ich mich besonders lebhaft eines Geburtstages des Hofrats Döllen. Als derselbe heranrückte, traten die Schüler zusammen und berieten, was man ihm diesmal schenken sollte, da er in früheren Jahren schon Tisch- und Teeservice, und was man sonst nur erdenken konnte, erhalten hatte. Im hohen Rate wurde beschlossen, ihm ein Reitpferd zu schenken mit Sattel und Zeug, und mir wurde der Auftrag, das alles zu kaufen, was ich natürlich denn auch getan.

An dem Geburtstage war nach anhaltendem Regen schönes Wetter. Die ganze Schule zog in Prozession an Döllen heran, gratulierte ihm und bat ihn, das Pferd mit Sattel und Zeug als Geschenk der Schüler entgegenzunehmen und gleich bei diesem schönen Wetter mit uns und den Lehrern zusammen einen Spazierritt nach Ledding zu machen. Als es nun dazu kam, daß Döllen das Pferd besteigen sollte, sagte er sehr verlegen, daß er eigentlich noch nie auf einem Pferde gesessen hätte und diese Tour lieber zu Fuß machen möchte. Der Dr. B. würde statt seiner gewiß sehr gern das Pferd versuchen. Das tat nun B. auch. Außerhalb der Stadt aber war vom Tage zuvor eine große Pfütze auf der Landstraße, und als das Pferd in der Mitte derselben war, kratzte es erst mit dem einen, dann mit dem anderen Fuße und legte sich plötzlich mitten hinein! B., der nicht zur rechten Zeit vom Pferde herabsprang, wurde nun mit dem einen Bein vom Pferde angedrückt und zu allgemeinem Bedauern auch stark durchnäßt. Döllen meinte, dieses Gebaren des Pferdes müsse doch eine Untugend desselben sein und bat mich, der ich vier Stunden in der Woche in der Manege Unterricht im Reiten nahm, das Pferd mit mir in die Manege zu nehmen, um es da wie gehörig zu dressieren. Der Stallmeister aber meinte, daß das Tier krank sei und frisches Gras sehr wohltuend wirken würde. Worauf Döllen mich aufforderte, da ich zu den Pfingstferien nach Wilxaln zu meiner Schwester fahren sollte, es mitzunehmen und dort aus-

zukurieren. Pfingsten war da, ich sattelte das Pferd, ritt den ersten Tag bis Grausden zu meinem Onkel, der das Pferd auch für krank erklärte, und am nächsten Tage bis Wilxaln, wo das Tier durch Gras gesund werden sollte: aber schon am anderen Tage hatte es „ins Gras gebissen", d. h. es war krepiert!

In dieser Zeit waren mehrere Rekruten in Mitau entsprungen und zogen unter Anführung des Maurers Jurre, welcher von meinem Schwager aus Wilxaln zum Soldaten abgegeben worden war, als Räuber von Wald zu Wald im Lande umher. So waren sie auch zum Neumokschen Walde gezogen, von wo aus der Jurre in den Hof Wilxaln gekommen war und einen Faden Holz, der am Ende der Herberge aufgestapelt lag, schon angezündet hatte, als er zum Glück von drei herankommenden Leuten verjagt und das Feuer noch rechtzeitig gelöscht wurde. Unter diesen drei Leuten war auch der riesengroße und starke Kutscher, der, als mein Schwager ihn am anderen Morgen fragte, warum er den Jurre nicht ergriffen, da sie doch drei waren, antwortete: „Wer darf einen Solchen wohl anfassen?!" Mein Schwager war wütend auf ihn und sagte, indem er sich zu mir wandte: „Du, Peter, hättest ihn gewiß angefaßt und wärst auch allein mit ihm fertig geworden?!"

An demselben Tage wollte ich Fels besuchen (den früheren Jäger meines Vaters, dem er bei seinem Ableben den Namen Fels beigelegt und ihm die Freiheit geschenkt hatte), der hatte den an der Tuckum-Talsenschen Straße belegenen Wilxalnschen Krug in Arrende. Die beiden Brudersöhne meines Schwagers, Ernst und Karl, ungefähr 10 und 12 Jahre alt, kamen mit mir. Als wir durch den Wald, schon ganz nahe am Kruge waren, sprang Jurre, uns freundlich zurufend: „Guten Tag, Jungherrchen!" aus dem Walde heraus und fragte nach dem Herrn, nämlich meinem Schwager O., ob der zu Hause sei. Er, der Jurre, würde nicht mehr so dumm sein, allein in den Hof zu gehen, er würde mit seinen Leuten, die er hier im Walde habe, nach Wilxaln gehen und dem alten Herrn das Haus über dem Kopf abbrennen! Ich, in dem Augenblick der Worte gedenkend, die mein Schwager zu mir sprach, als der Kutscher antwortete: „Wer darf einen Solchen anfassen?!" faßte im selben

Augenblick ihn mit einer Hand, hinter die Halsbinde, warf ihn zu Boden und schnürte ihm den Hals, damit er nicht schreien könne, so fest, daß er seine Zunge buchstäblich blau aus dem Halse herausstreckte und ich mit dem Würgen etwas nachlassen mußte, um ihn nicht vollständig zu erdrosseln. Die beiden Kinder schickte ich eiligst in den Krug, um Hilfe herbeizurufen; aber sie hatten sich fest an meine Kleider angeklammert, weinten bitterlich, gingen nicht von der Stelle und ließen mich auch nicht los. Zum Glück kam ein Bauer gefahren, der mir helfen wollte; ich aber, mich auf mich selbst verlassend, bat ihn, rasch zum Kruge zu fahren, um von dort Hilfe zu schaffen. Gleich darauf kam auch Fels mit vier Knechten angefahren, diese packten und hoben den wirklich halbtoten Kerl in den Wagen und brachten ihn direkt zum Hauptmannsgericht nach Tuckum. Zu Hause angekommen, erzählte ich den ganzen Vorfall meinem Schwager. Er und meine Schwester fuhren sofort nach Tuckum, und ich mußte mit, um dort genau den Hergang zu erzählen und die allseitigen Belobigungen über meine Heldentat entgegenzunehmen. Ganz Tuckum und die Umgegend waren darüber erfreut, daß der berüchtigte Jurre endlich festbekommen war.

Nach Mitau zurückgekehrt empfing mich mein alter Hofrat, der auch schon von dieser Geschichte gehört hatte, mit vielen Lobsprüchen über meinen Mut und machte mich dadurch in der Rede, die ich mir ausgedacht hatte, um ihm den Todesfall seines Pferdes beizubringen, ganz konfus. Ich fing an, räusperte mich erst, hustete dazwischen etwas und sagte ihm, daß das Pferd offenbar schon hier krank gewesen sein müsse, ich es mit der größten Vorsicht geritten, es aber doch am nächsten Tage schon krepiert sei. Worauf Döllen mit einem sehr erfreuten Gesicht antwortete: „Sie konnten mir keine erfreulichere Nachricht bringen! Der Besitz des Tieres hat mich nur in große Verlegenheit gesetzt; denn weder habe ich Stallraum noch Futter fürs Pferd, noch einen Knecht zur Pflege des Tieres. Auch das Reiten ist mir unangenehm, ich weiß nicht, ob ich in meinem ganzen Leben zwei- bis dreimal ein Pferd bestiegen. Gottlob, daß es tot ist!" So sehr ich mich auch freute, daß Döllen die Todesnachricht so freudig aufnahm, so sehr schämte ich mich auch, nicht früher

daran gedacht zu haben, ob ein solches Geschenk, wie ein Pferd (welche Idee von mir ausgegangen war), ihm auch angenehm sein würde.

Die Pfingstferien waren vorüber, und die Schule nahm wieder ihren Anfang. In der Schule waren als Lehrer angestellt: Professor und Direktor des Gymnasiums Libau; Professor Groschke, Professor Perlmann, Professor Bilterling und Professor Trautvetter; außer diesen die beiden Gebrüder Bielenstein, der französische Sprachlehrer Toury, der russische Sprachlehrer Wolochotzki, der Singlehrer Konrektor Kahn, der Zeichenlehrer Knebusch und der Tanzlehrer Iwensen. Alle Jahre war ein vierzehn Tage andauerndes öffentliches Examen, dem immer sehr viele Damen und Herren beiwohnten. Toury wollte mit seinem französischen Unterricht brillieren und sagte daher schon im voraus jedem Schüler, welchen Akt aus der Maria Stuart er ihn werde übersetzen lassen. So hatte sich ein jeder von uns auf den Akt, aber auch nur auf diesen einen Akt, präpariert. Mich konnte er nicht leiden, und als eines Tages recht viel Zuhörer, namentlich Damen da waren, ließ er meinen Vormann nur den halben Akt übersetzen und rief nun mir zu: „Drachenfels, übersetzen Sie weiter!" Ich ließ mich nicht decontenencieren, übersetzte nicht weiter von da an, wo mein Vormann stehen geblieben war, sondern fing gleich mit dem fünften Akte an, und als er mir das verwies und verlangte, daß ich an der bezeichneten Stelle fortfahren solle, antwortete ich ihm, so schwer es mir auch wurde, mit einem sehr dummen unschuldigen Gesichte: „Sie haben ja, Herr Toury, einem jeden vorher gesagt, zu welchem Akte er sich zum heutigen Tage zu präparieren habe und mir namentlich gesagt, daß ich die drei ersten Szenen des fünften Aktes würde zu übersetzen haben; daher habe ich auch mit dem fünften Akte angefangen! Es ist ja heute nicht anders geschehen als wie im vorigen Jahre und wie immer." Nun wurde er erst recht boshaft auf mich; aber vom Hofrat Döllen hat er dafür zu hören bekommen!

In der ersten Klasse war eines Tages, als die Uhr schon geschlagen hatte, der Professor Perlmann noch nicht gekommen; ich spielte mit dem Katheder, bog es von der einen Seite zur anderen und rief nun ganz plötzlich dem Mitschüler B. zu: „Rasch, rasch,

kriechen Sie hier unter!" „Warum?" fragte er. „Das wird ja sehr komisch sein," antwortete ich, „wenn der Professor kommt und Sie unter dem Katheder liegen." In dem Augenblick war B. untergekrochen. Als ich das Katheder über ihm zurechtstellte, fiel mir ein, daß er doch so ersticken könnte; es wurde also ein Stück Holz untergeschoben, damit er mehr Luft habe. In diesem Augenblick kam Perlmann herein, fand die ganze Klasse lachend und fragte, wozu das Holz da untergelegt sei, es solle gleich herausgenommen werden. Ich sagte ihm: „Herr Professor, man kann das Holz nicht herausnehmen." „Wie so, warum nicht?" fragte er. „Weil der, der da unten liegt, ersticken könnte!" — „Da unten liegt? Wer liegt denn da unten?" „Ich werden Ihnen gleich zeigen, Herr Professor", sagte ich und bog das Katheder zur Seite; da guckte Perlmann hin und rief ganz erstaunt: „B. B., was machen Sie da?" Nachdem der nun herausgekrochen war, fragte er ihn nochmals: „Wozu waren Sie untergekrochen? Was wollten Sie da?" Da antwortete dieser: „Ja, Drachenfels sagte, es würde sehr komisch sein, wenn Sie kommen und ich unterm Katheder liege!" „Ja", sagte Perlmann, „da hat Drachenfels wohl ganz Recht, ich finde es auch sehr komisch und finde auch, daß Ihr Onkel, der Advokat M., wie er mir vor einigen Tagen sagte, sehr recht daran tut, Sie von hier herauszunehmen, weil Sie hier sehr gemopst werden!" Das war derselbe B., welchen wir einige Wochen vorher in Ledding totgeschossen und durch kalte Waschungen wieder ins Leben zurückgerufen hatten!

Der polnische Edelmann Ignatzki war mit seiner Räuberbande eingefangen und saß in Mitau im Gefängnis.

Der Krieg war ausgebrochen. Als der Feind sich schon der Stadt genähert, flüchtete eine Menge Familien aus Riga und Mitau aufs Land und vom Lande wieder ebensoviele in die Stadt. Alle Archive aus den Behörden, sowie die Kronskassen wurden nach Riga geschafft. Als der Gouverneur Sivers mit dem letzten Train der Garnison und den Gefangenen aus den Gefängnissen aus Mitau nach Riga abzog, wurde er von einer Menge Volks, zu dem auch ich gehörte, bis über die Brücke hinausbegleitet. Einige hundert Schritte hinter der Brücke blieb der Zug plötzlich stehen, man sah

eine große Bewegung, mehrere Menschen sprangen von der Straße über den Graben auf die Wiese und ebenso wieder zurück auf die Straße; plötzlich knallten Schüsse aus allen Flinten der Soldaten, und der ganze Zug bewegte sich nun weiter fort nach Riga. „Was ist da geschehen?!" „Was bedeutet das?!" so fragte einer den anderen im Volke, bis wir endlich erfuhren, daß der Gouverneur den Ignatzki mit seinen fünf Hauptmitschuldigen dort auf der Wiese an sechs dazu eingerammte Pfosten habe binden und erschießen lassen. — Daß der Gouverneur Sivers, ohne höheren Befehl, sechs überführte Mörder und Räuber lieber erschießen ließ, als sie, als unnütze Esser, in die von Feinden belagerte Stadt Riga einzuführen, wird er gewiß vor Gott verantworten können, wie aber der General Essen, der damalige Kriegsgouverneur von Riga, es vor Gott verantworten wird, daß er damals, als der Feind noch entfernt, nicht einmal in Mitau war, ganz ohne Grund die Mitausche Vorstadt abbrennen ließ und dadurch tausende von Menschen um ihr Hab und Gut brachte, weiß ich nicht!

Nach Mitau kam nun der Feind: Preußen, Bayern, Franzosen und Italiener. Ein paar Wochen darauf bemerkte man plötzlich eine große Unruhe in der Stadt, Trommeln wurden gerührt, Trompeten geblasen, — mein Hauswirt und ich standen vor der Tür und sprachen, was das zu bedeuten habe? als in dem Augenblicke ein Kosak, dann ein zweiter und dritter an uns vorübersprengten. Ich eilte auf die Straße, mir den Spektakel näher anzusehen. In der Poststraße holte ein Kosak einen flüchtigen preußischen Obristen ein, während ein russischer Ulan ihm entgegengeritten kam und mit seiner Lanze dem Obristen so nahe an der Nase herumspielte, daß dieser, um ihm zu entgehen, sich so weit auf den Sattel zurückbog, bis er vom Pferde auf die Straße hinabfiel. In dem Augenblicke war der Ulan von seinem Pferde gesprungen und hatte dem Obristen seine Uhr aus der Tasche gezogen, während der Kosak des Obristen Pferd ergriffen hatte und davongeritten war. Der Ulan setzte sich nun wieder auf sein Pferd und trieb den gefangenen Obristen mit seiner Lanze vor sich her durch die große Straße nach dem Hotel Stein, wo ein russischer Obrist abgestiegen war. Vor der Tür war

eine Menge Volks, gefangene feindliche Soldaten, Kosaken und Ulanen. Als der Kosak in meiner Gegenwart das dem Obristen abgenommene Pferd mit Sattel und Zeug einem Juden für zwei Taler verkaufte und die empfangenen Taler in die Tasche gesteckt hatte, trat ein russischer Offizier aus der Haustür und befahl, die dem Obristen entrissene Uhr und das Pferd gleich wieder zurückzugeben. Sofort ward das Pferd dem Juden wieder abgenommen, welchem derselbe mit offenem Munde nachsah, vom umstehenden Publikum gehörig verlacht.

Drei Marketenderwagen waren dort auch vorgefahren. Auf dem einen stand eine offene Tine mit Franzbröden, die die Kosaken, auf ihren Pferden sitzend, mit den Piken sich herausholten, was wirklich amüsant war. — Am anderen Tage war weder ein Russe noch ein feindlicher Soldat in der Stadt zu sehen. Die Russen, die aus Riga über Schlock den Ausfall gemacht hatten, waren mit ca. 400 Gefangenen wieder nach Riga zurückgekehrt; die Preußen und die anderen feindlichen Truppen hatten sich durch die Elenspforte (jetzt Annenpforte) und durch die kleine Pforte zurückgezogen und wagten es erst am dritten Tage, wieder mit Musik in die Stadt einzuziehen. Am 12. Dezember 1812 zog der Feind für immer ab.

Im Januar 1813 verließ ich die Döllensche Schule, bezog das Gymnasium und kam nach der Selekta. Hier aber hatte ich das Unglück, mir schon im folgenden Monat das Consilium abeundi in folge eines unbedachten Jugendstreiches zuzuziehen. Ich hatte mit einem meiner Kameraden verabredet, einem sehr anmaßenden und bei uns durchaus unbeliebten Professor einen Schabernack zu spielen. Unser Vorhaben gelang zwar vollkommen, trug uns aber schlimme Früchte ein. Wir wurden relegiert und zwar „auf 99 Jahre vom Gymnasioplatze". — Im Januar 1813 war ich hingekommen und Ende Februar war ich weggejagt!

Wenn ich nicht sehr irre, so war es der 14. März, als ich mit dem festen Vorsatze, dort ernstlich zu studieren, zur Universität nach Berlin reiste. Meine Freunde, Hauptmannsgerichtsassessor W. Heyking, Peter Medem und ein Herr Badendick, ein wissenschaftlich

sehr gebildeter, mit Witz und Verstand begabter Mann, begleiteten mich; zum Diener nahm ich den Jungen Ernst aus Grausden mit, welcher schon einige Jahre Diener bei meinem Onkel S. gewesen war; da die Leibeigenen keine Familiennamen hatten, gab ich ihm den Namen „Koch". Dieser wurde vorausgeschickt bis zum Baecker-Kruge, um für uns das Nachtquartier zu bestellen. Wir fuhren am ersten Tage also nur bis dahin — 12 Werst von Mitau. Am anderen Tage wurde Ernst Koch nach Doblen (16 Werst vom B.-Kruge) vorausgesandt, da nächtigten wir wieder. Am dritten Tage ging es bis Frauenburg (53 Werst). Wir beschlossen gleich, weil wir eine so starke Tour gemacht hatten, zwei Nächte da zu schlafen, was wir denn auch taten. Hier nahmen wir nun zärtlichen Abschied von einander, meine drei Freunde reisten nach Mitau und ich mit meinem Ernst Koch nach Berlin.

Zunächst gelangte ich aber nur bis Memel, denn da angekommen, hatte ich von den 100 Dukaten, die mein Vormund mir zur Reise nach Berlin gegeben hatte, keinen Kopeken mehr übrig. Was nun anfangen? Da fiel mir plötzlich ein, bei Bienemann von einem Hofrat Parthey, der in Memel wohne, gehört zu haben. Im Hotel, wo ich abgestiegen war, versicherte man mich, daß kein Mann solchen Namens in Memel wohne; daß aber ein Hofrat Parthey ganz in der Nähe der Stadt ein Gut besitze, auf dem er wohne, zuweilen nach Memel komme und in keinem Hotel, aber bei einem oder dem anderen guten Freunde absteige. Was sollte ich nun in meiner Geldverlegenheit beginnen? Ich bat den Wirt, mir einiges Geld zu leihen, er schlug es mir aber rund ab. Nun schickte ich meinen Ernst mit dem Befehle, nachzuforschen, ob Parthey da sei oder wo er zu finden wäre, und nicht eher zurückzukommen, als bis er ihn gefunden.

Erst gegen Abend kehrte er jubelnd zurück: er habe ihn zwar gefunden, er werde aber gleich aufs Land zurückfahren; sein Wagen stehe schon vor der Tür. „Ich bat aber den Kutscher," sagte Ernst, „seinen Herrn, wenn er herauskomme, zu ersuchen, einen Augenblick noch zu warten, es sei hier ein Herr aus Kurland angekommen, der ihn durchaus zu sprechen wünsche; er gehe gleich den Herrn

benachrichtigen." „Goldjunge, der du bist," rief ich aus, „führe mich gleich dahin!"

Als ich mich Parthey vorgestellt und ihm einen Gruß von Bienemann gebracht, begrüßte er mich sehr freundlich, machte aber gleich ein sehr ernstes und bedenkliches Gesicht, als ich ihn um Geld bat, wozu mich Bienemann autorisierte. „Ich bin ganz erstaunt," sagte er, „daß Bienemann mich um Geld bitten läßt, ohne mir darüber geschrieben zu haben; ich kann Ihnen daher keins geben!" „Ich bitte um Entschuldigung," sagte ich, „ich habe mich falsch ausgedrückt; ich bin von Bienemann nicht beauftragt worden, Sie um Geld zu bitten, glaubte aber, da ich von ihm und in seinem Hause so freundlich von Ihnen sprechen gehört hatte, mich mit einer solchen Bitte an Sie wenden zu dürfen, die Sie mir aus Freundschaft für meinen Vormund nicht abschlagen würden." Ebenso hartnäckig, wie er mir das Darlehen abschlug, blieb ich bei meiner Bitte und Darstellung meiner Verlegenheit, bis er mir endlich zehn Louisd'or lieh, nachdem ich zuvor bei ihm selbst einen Brief an Bienemann mit der Bitte geschrieben hatte, die zehn Louisd'or, die ich von Parthey geliehen, zu bezahlen.

Wer war nun glücklicher als ich und mein Ernst! Nachdem wir noch eine Nacht in Memel geblieben, bezahlten wir unsere Wohnung im Hotel und fuhren mit einem Schackner über die Kurische Nehrung nach Königsberg. Von Königsberg fuhren wir sieben Tage und sieben Nächte bis Berlin in der Diligence, die dort aber mit dem Namen „rote Tortur" richtiger benannt wird. Es sind große Fuhrwagen, die außen und innen rot angestrichen sind. Im Inneren haben sie vier Reihen Bänke ohne Lehnen. Die Bank ist ein am federlosen Wagen angebrachtes Brett, welches ebenfalls mit rotem Leder ohne Polster überzogen und durch das Hin- und Herrutschen der Reisenden wie geglättet war, so daß es, selbst wenn der Wagen stillstand, schwer war, sich darauf sitzend zu erhalten. Er wurde von vier Pferden, lang gespannt, gefahren; der Postillon kutschte vom Sattel, setzte sich aber nur dann auf denselben, wenn er vom Gehen müde war, denn meistenteils ging er nebenbei. Die ersten zweimal 24 Stunden waren wirklich kaum zu ertragen, bis

die Wagen gegen ganz ebensolche, aber mit Lehnen versehene, gewechselt wurden; wofür man jedoch den Platz mit einigen Groschen mehr bezahlen mußte.

Endlich waren wir in Berlin angekommen, wo ich mich durch sieben Tage und sieben Nächte Schlaf entschädigte. Die Brüder Kleist aus Zehrxten, die einige Tage vor mir angelangt, fand ich hier vor und auch die Brüder Kleist aus Leegen und Th. Roenne. Nach drei Wochen reisten wir alle ohne besondere Erlebnisse nach Heidelberg ab.

II.

Erinnerungen des Oberlehrers K. Th. Hermann.

(1796—1837).

Karl Theodor Hermann, in den Jahren 1804—1837 Oberlehrer am Gymnasium in Dorpat, war ein geborener Sachse und zuerst als Hauslehrer 1796 nach Livland gekommen. Als Sohn des Pfarrers in Kämmerswalde 1773 geboren, hatte er in Leipzig Jurisprudenz studiert. Seine Mittellosigkeit gestattete ihm jedoch nicht, bei einer Staatsbehörde Anstellung zu suchen, und so entschloß er sich auf den Rat seines Freundes Camenz, der 1793—1795 in Livland Hauslehrer gewesen war und nachmals Superintendent in Segda bei Wittenberg wurde, ebenfalls in Livland sein Heil zu versuchen, wo ihm eine Stelle mit 200 Rbl. S. angeboten wurde. Im Jahre 1796 reiste er von Leipzig über Braunschweig und Lübeck nach Livland ab, wie er dachte zu vorübergehendem Aufenthalt. Es sollte jedoch anders kommen; über ein Menschenalter ist Hermann hiergeblieben, dann allerdings für seine alten Tage wieder in seine alte Heimat gezogen, wo er hochbetagt in Dresden gestorben ist. — Seine etwa 1850 niedergeschriebenen Aufzeichnungen erschienen zuerst in der „Balt. Monatsschr." 1891 (Bd. 38). Sie werden hier mit einigen unwesentlichen Kürzungen wiedergegeben.

* * *

Es war am 2. Juli 1796, an einem Sonntagmorgen, als ich in Leipzig von der Grimmaischen Gasse über den Markt nach dem

Posthause ging, um mit der „gelben Kutsche" nach Braunschweig zu reisen, denn bis dahin bewegte sich dieses schwere Fahrzeug mit Reisenden und schwerem Gepäck im Schritt der Frachtfuhren, ohne Aufenthalt, und kam etwa nach vier Tagen an; es wurden 24 Meilen zurückgelegt. Die Wege würde man jetzt für unfahrbar halten, damals ertrug man mit Ergebung die Langsamkeit und das Rütteln und Schütteln wie ein unabwendbares Naturereignis.

In Lübeck mußte ich volle acht Tage bleiben, weil nicht eher ein Schiff abging; ich wollte eigentlich nach Riga, wohin ich Empfehlungen hatte, mußte aber nach Pernau, wenn ich nicht vier Wochen auf ein Schiff nach Riga warten wollte. In Travemünde ging ich am 9. Juli 1796 mit dem kleinen Schiff des Schiffers Harder in See. Acht Tage dauerte die Reise.

Nach einer stürmischen Nacht, in welcher laviert werden mußte, um dem Strande nicht zu nahe zu kommen, kamen wir vormittags (den 16. oder 17. Juli) vor Pernau an. An die schwankende Bewegung des Schiffes gewöhnt, fiel ich, als ich den festen Boden betrat, das Gleichgewicht verlierend, der Länge nach auf die Erde, zur Belustigung der Matrosen. Es dauerte 5 Tage, ehe sich bei mir das Gefühl verlor, als würde ich vom Schiff geschaukelt.

In Pernau, einer Festung, deren Häuser damals meist von Holz und nur ein Erdgeschoß hoch waren, war gerade Jahrmarkt. Hier sah ich in der Wirklichkeit etwas, wovon ich bisher nur durch Chodowieckis Kupferstiche zu Archenholz Geschichte des siebenjährigen Krieges eine Anschauung gehabt hatte, wo gefangene Russen auf der Gasse sitzend und liegend, Speisen kochend und bratend dargestellt werden; gerade so, bärtig, schmutzig, unappetitlich kochend, mit hölzernen Löffeln abschreckende Kost zu sich nehmend, in grobe, weite, von Leibbinden zusammengehaltene Kleider gehüllt, viel sprechend und schreiend lagen und standen die Leute durch die ganze Gasse. Ein anderer Haufe ließ unzählige Male die Worte „kurrat, sinna kurrat, kus kurrat" hören, die ich, ehe ich ins Wirtshaus kam, schon recht gut behalten hatte und für eine Begrüßung hielt, die ich anzuwenden gedachte, um mich den Leuten freundlich gesinnt zu zeigen. Doch fragte ich gleich in der ersten Stunde den deutschen

Gastwirt nach der Bedeutung, von dem ich erfuhr, daß es der gewöhnliche Ausruf der Esten bei Freud und Leid und fast bei jeder Redensart sei, und „Teufel, du Teufel, wo Teufel" bedeute; zur Begrüßung dagegen, sage man „Terre, Terre!"

Ich mußte 10—12 Tage langweilig in Pernau zubringen, weil gerade der Herr von Freytag-Loringhoven, Besitzer des Gutes Owerlack im Kirchspiel Helmet, zum Jahrmarkt in Pernau war, in dessen Haus und Familie ich als Lehrer eintreten sollte. Die Zeit- und Ortsverhältnisse brachten es mit sich, daß von beiden Seiten, ohne sonderliche Furcht vor dem Gewagten, sich ohne gegenseitige Bekanntschaft auf ein, zwei und mehrere Jahre aneinander zu binden, häufig solche Verbindlichkeiten eingegangen wurden, die auch meist zu gegenseitiger Zufriedenheit bestanden.

Gutsbesitzer und Pastoren bedurften der Hauslehrer, denn es fehlte an öffentlichen Schulen, sowie an Lehrern; also verschrieb man diese aus Deutschland, größtenteils aus Leipzig und Jena, auch aus dem näheren Königsberg, und durch diese wurden gewöhnlich deren jüngere Bekannte nachgezogen, da man sich an sie wandte, wenn man eines Lehrers bedurfte. Die meisten von ihnen waren tüchtige und redliche Männer, an Fleiß und Ordnung gewöhnt, die daher auch wollten, daß viel gelernt werden sollte. Das wollte aber selten in dem Grade gelingen, als die Lehrer es erwarteten, weil besonders die Knaben zu viel Anteil an Jagd, Pferden, Fahren und Reiten nahmen, und die Eltern selbst gelehrtes Wissen für sehr entbehrlich hielten, da die Söhne meist zum Militär bestimmt waren, wo sie in damaliger Zeit schon für sehr gebildet galten, wenn sie nur die Elementarkenntnisse mitbrachten. Da die Lehrer unter diesen Umständen ihre Leistungen meistenteils selbst unbedeutend fanden, wenn auch die Eltern vollkommen zufrieden waren, so befand sich fast keiner in seiner Lage vollkommen wohl, und daher entstand, ehe sie sich in die Verhältnisse schicken konnten, oft ein Wechsel der Stellen, bis sie sich daran gewöhnten, daß ihre Schüler nicht gerade Gelehrte werden sollten.

Unstreitig trafen die jungen Männer nicht immer das rechte Maß; manche wurden auch selbst nachlässig und bequem, und schon

damals wunderte ich mich, daß die Familienväter sich so viel gefallen ließen und der Sache nicht ein kurzes Ende machten. Wußte der Lehrer sich nur einigermaßen der Familie im Umgange angenehm zu machen, so war man leicht befriedigt, denn da er aus einem fremden Lande war und von fremden Sitten und Gebräuchen erzählen konnte, so hatte allerdings sein Leben in den Familien auf dem Lande etwas Anregendes; eine Vorliebe für Deutschland und deutsche Art und Sitte, die man in den russischen Ostseeländern tief eingewurzelt findet, wurde durch die ausländischen Lehrer genährt und gestärkt. Fast alle diese Lehrer wurden als Prediger, Lehrer, Advokaten, Gerichtspersonen (es waren viele Juristen unter den Hauslehrern) im Lande einheimisch, ja man zog sie wohl den Eingeborenen vor, weil man sie für arbeitsamer und für gründlicher in ihren Kenntnissen hielt. Nachdem später 15—20 Jahre lang die Universität Dorpat eine hinreichende Zahl Kandidaten aus den Eingeborenen geliefert hatte, standen diese den Ausländern nicht mehr nach, so wie auch früher tüchtige Männer unter den Eingeborenen gefunden wurden; sie waren aber gewöhnlich in Deutschland schon auf Gymnasien gründlich unterrichtet worden, ehe sie zur Universität abgingen.

Mit dem Herrn Assessor v. Freytag machte ich die Reise von Pernau nach Owerlack. Er besuchte nahe am Wege einen Pastor Seeberg*), gebürtig aus Weimar, der ein behagliches Leben führte, wie es ihm in der Heimat wohl nicht zuteil geworden wäre. Auch auf einem anderen kleinen Gute kehrten wir ein: Haus und Gerät, sowie alles war einfach und ländlich, die Aufnahme entgegenkommend und gastfrei. Die Wohnungen der Bauern, einzeln im Walde zerstreut, ohne Fenster und Schornstein, von aufgeschichteten Balken gebaut und mit bemoosten Strohdächern gedeckt, hielt ich anfangs nur für Scheunen und Ställe, es waren aber wirklich die Wohnungen der Menschen, die ich später auch von innen mit ihren schwarzen, fast verkohlten Wänden genauer kennen lernte.

Ich lernte nun eine neue Lebensweise kennen, die dem Hauslehrer eine ihm meist unbekannte Behaglichkeit darbot: für alle Bedürfnisse des Leibes und der Nahrung brauchte er nicht zu sorgen;

*) Christian Heinrich S., Pastor zu Hallist und Karkus 1774—1806.

Veranlassung zu entbehrlichen Ausgaben gab es auf dem Lande nicht; als Führer, Lehrer und Vorbild für die Kinder genoß er eine achtungsvolle Begegnung, und so war in den wichtigsten Beziehungen seine Lage glücklich zu nennen. Anders stand es aber, wenn man auf die Befriedigung der geistigen Bedürfnisse sah; da war nicht selten jeder auf sich selbst beschränkt, denn wo, wie meistenteils, die ganze Richtuug auf Gewinn und Genuß hinging, da fanden literarische Anliegen nicht viel Anklang. Hin und wieder fanden sich jedoch Gutsbesitzer von umfassenderer Bildung und Bestrebuug, vorzüglich aber suchten Lehrer in der Umgegend einander auf, auch Pastoren und Beamte traf man, die einen weiteren Gesichtskreis hatten. Ästhetische und sittliche Bildung fand sich unter dem Adel im allgemeinen mehr bei den Frauen, als bei den Männern, worin jedoch diese späterhin jenen nicht mehr nachstanden, da es schon zur guten Erziehung gerechnet wurde, in der Literatur nicht ganz unbekannt zu sein.

Ein fast immer zur Sprache kommender Gegenstand der Unterhaltung waren die betrübten Zustände der leibeigenen Bauern; sie waren unheilbringend nicht bloß für die Bauern, sondern auch für die Herren: in jenen wurde der Trieb zu freier Tätigkeit gänzlich erstickt, sie taten nicht mehr, als sie mußten, und verloren selbst die Fähigkeit, durch eigenes Nachdenken ihren Zustand zu verbessern; die Herren dagegen fanden durch die Trägheit und Übelwilligkeit der Bauern ihre Willkür und gesetzlose Eigenmächtigkeit gerechtfertigt, und dies verderbte den Charakter beider. Der Bürgerstand, insofern er unbeteiligt war, nährte einen stillen Grimm gegen die Gewalthaber und eine Parteinahme für die Bedrückten. Anders stand es aber mit den bürgerlichen Wirtschaftern, Buchhaltern, Pächtern (Arrendatoren) und allen, die irgendwie über Bauern zu gebieten hatten: sie waren gewöhnlich härter und willkürlicher als die Herren selbst.

Eine richtige Einsicht und das rechte Gefühl fehlte den Gewaltbesitzern in der Regel keineswegs; sie tadelten mit großer Freimütigkeit die Willkür, Härte und Unbilligkeit ihrer Nachbarn, und ich fand bald, daß Seume, den ich 1796 in Leipzig über Livland be-

fragte und der als Offizier in Riga gelebt und dort viele Bekannte besaß, gar sehr Recht hatte, als er sagte: Man ist auf dem Lande sehr gastfrei und zuvorkommend; jeder mediſiert gern über seine Nachbarn und jeder hat Recht. Daß viel weniger Schlimmes geschah, als ungestraft hätte geschehen können (denn Gesetze konnten leicht genug umgangen werden), kam nicht allein von dem wohlverstandenen Vorteil, der dem Gutsherrn aus einer billigen Behandlung der Bauern erwächst, sondern eben so sehr aus einer im allgemeinen humaneren Gesinnung. Ein Tyrann der Bauern wurde nämlich von seinen Standesgenossen verachtet, wenn auch äußerlich Rücksichten der Höflichkeit beobachtet wurden. Dieses unglückliche Verhältnis der Bauern, dessen Anblick man nicht ausweichen konnte, trübte die Zufriedenheit derer, die nicht früh dagegen abgestumpft waren, oft schmerzlich und erfüllte das Gemüt mit Bitterkeit. Natürlich bekämpften die Lehrer ihren Schülern gegenüber die Meinung von der Rechtmäßigkeit der Leibeigenschaft, und ohne Zweifel trug dieses viel dazu bei, andere Ansichten in dem jüngeren Geschlecht darüber zu verbreiten; sprechender und nachdrücklicher war aber die Lehre, die man gern oder ungern aus der französischen Revolution ziehen mußte. Auch der Gedankenlose mußte aufmerksam darauf werden, wohin endlich fortgesetztes Unrecht führt; alle fühlten, daß auch einmal die Reihe an sie kommen könnte.

Ein halbes Jahr nach meinem Eintritt in dieses Land und dieses Haus traf mich ein großer Unfall. Die ganze Familie und ich mit, reiste zu den Weihnachtsfeiertagen auf ein Gut etwa 15 Meilen nach Riga zu, zu einer Verwandten. Zu Hause hatte man angeordnet, daß die Zimmer einen Tag um den anderen geheizt werden sollten, damit die Wände nicht kalt und feucht würden. Dies war in solchem Übermaße geschehen, daß die Öfen auch an den Tagen, wo nicht geheizt war, eine Hitze ausströmten, die auf drei Schritte weit unleidlich war, wie ein Bekannter, der übernachtet hatte, es selbst gefunden. Es war also begreiflich, daß ein Balken, auf dem der Schornstein ruhte, sich entzünden konnte, wodurch das ganze Haus in Feuer aufging. Das Löschen, bei bedeutender Kälte, würde nicht geholfen haben; die Bauern machten in solchen Fällen aber auch nicht ein-

mal einen Versuch dazu, weil sie es für eine Fügung Gottes hielten, der man nicht widerstreben könne. Die Dienstleute im Hofe hatten aber doch fast alle Sachen in den Zimmern der Herrschaft, selbst vom Boden gerettet, nur um mein entfernteres Zimmer hatten sie sich nicht bekümmert, und so hatte ich alles verloren, was ich besessen hatte, Kleidungsstücke, für die ich dem Leipziger Schneider ungefähr 100 Taler schuldig war, Bücher, Noten, ein eben angeschafftes Klavier: kurz, ich behielt nichts übrig als die Kleider, die ich auf die Reise mitgenommen hatte und die französische Sprachlehre von Demengeon, die mir der Verfasser zum Andenken geschenkt hatte.

Als ich mit der Familie zurückkehrte, sahen wir zwei Meilen aus der Ferne das Feuer noch brennen; der Hausherr war einige Stunden früher angekommen und empfing uns laut jammernd an der Herberge, einem Nebengebäude, wo der Wirtschafter (Amtmann) und mehrere Dienstleute wohnten. Diese kindische Haltung gab der Hausfrau sogleich Fassung und festes, ruhiges Benehmen. Auch ich behielt Gleichmut, erst später stellte sich bitterer Verdruß ein, da es an allen Mitteln zum Unterricht fehlte, die zum Teil gar nicht zu erlangen waren, da bereits eine strenge Bücherzensur auf Kaiser Pauls I. Befehl eingeführt war. Ich war in der Gegend fremd, doch hatte mein unverschuldetes Unglück Teilnahme erweckt: ich bekam verschiedene versiegelte Kuverts ohne Namen mit eingelegten Banknoten, zusammen 200 Rubel; auch zwei Landsleute, Lehrer in demselben Kirchspiele, ließen es sich nicht nehmen, der eine mit 50 Rubel, der andere mit 25 Rubel meine Not zu mindern. Ich fand in der Folge Gelegenheit, beiden zwar nicht mit Geld, dessen sie nicht bedurften, aber durch Dienstleistungen zu vergelten, was sie dem jüngeren Freunde erwiesen hatten. Jene Geldbriefe kamen, wie ich erriet, aus dem Kirchspiele von drei verschiedenen Mitgliedern der Familie v. Anrep, die sämtlich Gutsbesitzer waren. In Sachsen wäre mit diesem Gelde mein Schaden ersetzt gewesen, aber dort freilich nicht. Ich schaffte mir also das Notwendigste an, mich damit tröstend, daß man wußte, ich war nicht so dürftig hingekommen.

Große Unbequemlichkeit in der Wohnung machte sich nach

dem Brande des herrschaftlichen Hauses fühlbar. Die große Herberge mußte zum Herrenhause erhoben werden, und ich mußte mit zwei Schülern ein schlechtes Zimmer der kleinen Herberge beziehen und dort auch Schule halten. Der Eingang zu demselben führte durch das eben so schlechte Zimmer des Wirtschafters, meines ehemaligen Schuhmachers aus Bremen, der von harmloser Gemütsart, aber dem Schnapstrinken zu sehr ergeben war.

Die zwei Landsleute, deren Umgang für mich, den Unerfahrenen, so lehrreich gewesen war, verließen die Gegend, da ihr Erziehungsgeschäft in ihren Häusern beendigt war, und ich fühlte mich sehr verlassen. Ich wünschte lebhaft, meine Lage zu verändern. Dazu kam es auch am Schlusse des Jahres 1797, also nach 16 Monaten meines Aufenthaltes in diesem Hause. Ich hatte nämlich im Anfange dieses Jahres die Bekanntschaft eines Landsmannes aus Dresden, Zangen, gemacht. Er war Lehrer bei einem Major Palmstrauch in Kokenberg, drei Meilen von Owerlack. Dieser war weit herum bekannt und beliebt, und bei ihm kamen während des Sommers am Sonnabend und Sonntag oft drei, vier Lehrer aus der Umgegend zusammen. Er war ein lebendiger, kenntnisreicher und geistvoller kleiner Mann, der mit seiner Landes- und Personenkenntnis uns Neueren förderlich wurde. Wo er einen nicht am rechten Platz sah, schaffte er Rat, ihn in eine angemessenere Stellung zu bringen. Mich führte er zuerst bei der Familie Baron Wrangel in Turneshof bei Walk ein. Da fühlte ich mich — das erstemal in Livland — ganz einheimisch: ich bin, so lange ich dort gelebt habe, stets in freundlicher Beziehung mit allen Gliedern dieser Familie geblieben, habe sie aber fast alle überlebt. Die Mutter war schon lange Witwe, sie war eine große Frau von männlichem, entschlossenem Charakter, stets zur Hilfe bereit und überall gesucht und willkommen. Sie wußte durch Geist und Verstand die Menschen leicht, wohin sie wollte, zu leiten. Besonders tätig und geschickt zeigte sie sich als Geburtshelferin; sie hatte diese Kunst fleißig studiert und wurde nicht bloß den Bauernfrauen, sondern auch anderen dadurch wohltätig. Sie und mit ihr eine der Töchter lernte später in wissenschaftlicher Weise von einem Professor der Geburtshilfe die Entbindungskunst.

Von ihren Töchtern hatte den umfassendsten Geist die älteste, Margarethe, damals, als ich sie kennen lernte, 25 Jahre alt, aber schon fest entschlossen, unverheiratet zu bleiben, wobei sie auch beharrte. Da sie mit sich über diesen Punkt völlig einig war, so fühlte und benahm sie sich gegen Männer vollkommen ungezwungen und frei, so daß sich leicht ein geschwisterliches Verhältnis anknüpfte, und wer dies zu schätzen wußte, der hütete sich wohl, es durch leidenschaftliche Annäherung zu stören. Mit seltenem Scharfblick durchschaute sie die Menschen, und keine der Schwächen blieb unbemerkt. Sie unterschied sich aber von anderen Scharfsehenden dadurch, daß sie trotz der Mängel und Schwächen, die sie bemerkte, die Menschen achtete und liebte; überhaupt war sie frei von Neid und Dünkel, sowie von krankhafter Empfindlichkeit. Diese schönen Eigenschaften waren, wenn man sie näher kennen lernte, nicht in solcher Vollkommenheit bloßes Geschenk der Natur, sondern ohne Zweifel durch Kampf und fortgesetztes Bewachen ihrer innersten Regungen erworben worden. Ihr ganz ähnlich war die nächste Schwester, Baronin Wrangel in Luhde bei Walk. Als Gattin und als Mutter einer Tochter war sie auf einen anderen Wirkungskreis angewiesen. Ihr Walten war überall mild, Uneiniges versöhnend und fremder Not abhelfend, ihr bloßer Anblick wirkte wunderbar auch auf ungeregelte und rohe Gemüter, ordnend und sänftigend. Diese Gemütsart vererbte sie auch auf ihre Tochter, die später wieder eine ebenso musterhafte Frau wurde.

Im Herbst 1797 vermittelte Zangen, daß ich der Familie des Baron v. Wolff in Neu-Laitzen bekannt wurde, wo ein Lehrer, Dr. Hesse aus Erfurt, das Haus verließ, um in Jena Medizin zu studieren und dann wiederzukommen. Er war dieser Familie mit unbegrenzter Verehrung ergeben und besaß alle Gaben, sich ihr angenehm zu machen. Er verstand Feste anzuordnen, bei Familienfeierlichkeiten Zimmerverzierungen vorzurichten, war ein heiterer Erzähler, zuweilen bis zum Possenhaften, beschäftigte sich viel mit physikalischen Experimenten und hatte Ausdauer genug, zwei vom Schlage gelähmte Menschen mit Elektrizität zu behandeln, was auch gelang; sie wurden hergestellt. Seine Selbstbeherrschung war außer-

ordentlich; er vermochte es, auch wenn er Kummer und Unmut im Herzen und (was selten geschah) diese Gefühle vertraulich ausgesprochen hatte, unmittelbar darauf in der Gesellschaft heiter und lustig zu erscheinen und andere froh zu stimmen. In einem Hause, wo so oft zahlreicher Besuch war, mußten solche Eigenschaften notwendig Anerkennung finden; ohne ihn fehlte es am rechten Leben. Drei Schwestern der Baronin (aus Brüssel gebürtig und in Dresden erzogen, Töchter eines Oberstleutnant v. Jallois) besaßen französische Leichtigkeit und Anmut, verbunden mit deutscher Offenheit und Herzlichkeit. Kein Wunder, daß dieses Haus in weitem Umkreise der Glanzpunkt seiner Geselligkeit war. —

Es war nicht leicht, der Nachfolger eines für die Gesellschaft so vielseitigen Mannes, wie Dr. Hesse, zu werden; daß ich ihm nachstand und ihm nie gleich werden würde, fühlte ich klar und deutlich. Ich wurde aber doch zu seinem Nachfolger erkoren, vornehmlich durch Zangens Einfluß und Empfehlung: es blieb nur das unangenehme Geschäft übrig, mich von der Familie v. Freytag zu lösen. Mir schien es damals, als sei mein Wirken in dieser Familie von gar keinem Nutzen gewesen, weil die beiden Knaben von 9 und 11 Jahren, als sie mir übergeben wurden, sehr zurück waren: der jüngere konnte nicht einmal lesen und wußte weder die Zahl noch die Namen der Wochentage, und die 13-jährige Tochter war unfleißig, kindisch und ungezogen. Zwar nahmen sie zu an Kenntnissen, aber nach meinen Wünschen und Erwartungen war es doch zu wenig: ich wollte so sichtbare Fortschritte, wie man sie bei geübteren und reiferen Schülern findet, und tat insofern ihnen und mir selbst Unrecht. Die Tochter heiratete später, nicht mehr ganz jung, einen Arzt und wurde eine gute, verständige Frau, starb aber nach einigen Jahren. Daß ich auf den zweiten Sohn von 18 Jahren, der aber nicht mein Schüler war, einen guten Einfluß hatte, diente mir zur Beruhigung. Dieser junge Mensch, nur 5 Jahre jünger als ich, war zum Militär von Geburt an bestimmt gewesen, und hatte also, wie es gewöhnlich war, bei allen vorigen Lehrern gar wenig gelernt. Aus dem Militärdienst wurde nichts, weil die als Kinder zur Garde eingeschriebenen Junker, deren einige Tausend waren, vom Kaiser Paul I. von der Dienst-

liste ausgestrichen wurden, da er die Kinderjahre nicht als Dienstjahre gelten ließ. Was sollte er nun anfangen? Er hatte Verstand und Geist genug, um zu fühlen, wie sehr es ihm an Bildung fehlte, und da wir einander im Alter nahe waren, ich auch gern auf seine Fragen antwortete, so hatte ich sein ganzes Herz gewonnen. Es erwachte in ihm ein brennender Eifer, sich bilden zu wollen. Da war schwer zu raten; auf Gelehrsamkeit konnte man es nicht anlegen; es blieb genug zu tun übrig, um nur gewöhnliche, allgemeine Bildung zu gewinnen. Ich unterstützte also bei seinem Vater seinen Wunsch, auf die Universität Leipzig zu gehen, weil ich durch seinen Eifer überzeugt war, daß es von Nutzen für ihn sein würde. Der Vater willigte auf mein Gutachten ein, denn er hatte ein großes Vertrauen zu meiner Einsicht und Aufrichtigkeit.

Heinrich Freytag ging also mit einem Herrn v. Helmersen, der in ähnlicher Lage war, im Sommer oder im Frühjahr 1797 nach Leipzig und war so fleißig und wißbegierig, daß er in 16 Monaten mehr gelernt hatte, als viele seiner Landsleute in 3 Jahren. Er mußte auf Pauls I. Befehl, wie alle im Auslande sich aufhaltenden russischen Untertanen, 1798 zurückkehren, hatte zuhause Langeweile und fuhr deswegen nach Reval, wo russische Truppen für englische Subsidien nach Holland gegen die Franzosen eingeschifft wurden. Dort trat er als Junker in ein Infanterieregiment, das sogleich nach der Ausschiffung noch taumelnd ins Gefecht kam. Er wurde am Fuß durch einen Bajonettstich verwundet, doch nicht gefangen, kam nach England, wo er geheilt wurde, in 6 oder 9 Monaten Englisch lernte und als Offizier, der einzige deutsche unter bloß russischen, mit dem Regimente nach Kurland zurückkehrte. Hier war er für den General, die Behörden und Einwohner eine unentbehrliche Person, denn weder der General noch sonst ein Offizier verstand deutsch, und in einer Provinz, wo niemand damals Russisch verstand, bedurfte man eines Vermittlers. Er war Fähnrich; es sollten aber nur Leutnants und Kapitäns als Adjutanten angestellt werden. Auf des Generals Bericht, daß er nur einzig diesen Fähnrich habe, welcher als Adjutant zu brauchen sei, befahl der Kaiser, daß dieser Fähnrich hiermit zum Leutnant ernannt sei. Das russische

Armeekorps in Holland unter dem General Germann (einem ehemaligen Wittenberger Studenten, der zuerst als Privatlehrer zu einem General nach Rußland gekommen war — ein damals nicht seltener Fall) war geschlagen worden. Heinrich Freytag nahm 1801 oder 1802 seinen Abschied, um das väterliche Gut, das der Vater nicht mehr zu verwalten vermochte, zu übernehmen. Er wurde ein umsichtiger, tätiger Landwirt; ich sah ihn zuletzt 1812 in Dorpat, als er die Nachricht erhielt, daß sein Bruder Peter — der bessere Kopf von meinen beiden Schülern — in der Schlacht bei Borodino als Artillerieleutnant geblieben war. Er selbst starb 1813 an einem herrschenden Nervenfieber und hinterließ eine Witwe mit drei Söhnen.

Zum Januar 1798 war bestimmt, daß ich in Neu-Laitzen in der Familie des Baron Wolff eintreffen sollte. Da ich aber schon im Dezember Owerlack verließ, gewann ich Zeit, meinen Landsmann und Freund Ranft, der mein Nachbar gewesen und jetzt in Lindenhof bei Wenden Privatlehrer für drei fast ganz erwachsene Barone Boye war, zu besuchen.

Die Baronin Boye, Witwe seit ungefähr 15 Jahren, hatte den Ruf einer höchst verständigen, charakterfesten Frau, die den herrschenden Vorurteilen sich ohne Furcht standhaft widersetzte. In ihrer Hauseinrichtung wurde der Mode nicht gehuldigt: die Tische waren von weißem Tannenholz, die Stühle ebenfalls, ganz schlicht; man stand früh auf, aß um 11 Uhr zu Mittag und um 7 Uhr zu Abend, und Jeder hatte sein angewiesenes Geschäft. Besuch des Adels liebte sie nicht, sie war selbst aus bürgerlicher Familie und hatte vor ihrer Heirat sich eine unabhängige Stellung durch Halten einer Privatschule in Riga zu schaffen gewußt. Die gehaltlosen Gespräche der adeligen Gutsbesitzer, ihr willkürliches, oft gewalttätiges Verfahren gegen ihre Bauern waren ihr sehr zuwider, und darum blieb sie bei ihrer althergebrachten Lebensweise, um solchen Besuch, den sie nicht gern sah, zu entfernen. So lange ihre Söhne einen Lehrer nötig hatten, strömten andere Lehrer, Ausländer, wie zu einem Wallfahrtsort, oft nach Lindenhof; da fühlten sie sich frei von jedem Zwang, da konnten sie frei ihre Gedanken mitteilen, da fanden auch ihre zuweilen falschen Ansichten über Verhältnisse des

Landes und der Zustände Berichtigung; an Erfahrung, auch oft an unparteiischem Urteil übertraf sie uns alle; sie förderte uns in unserer eigenen Bildung, ohne daß wir es selbst merkten. Es war nicht möglich, mit mehr Geduld und Ruhe anmaßende Aussprüche und abgeschmackte Meinungen anzuhören, als sie es konnte. Sie ließ jeden ausreden und fertig werden, widersprach nicht geradezu, sondern wußte auf Umwegen dahin zu führen, daß einer selbst die Unhaltbarkeit seiner Behauptungen einsehen mußte. Gegen Tyrannei der Gutsherren sprach sie aber ohne Rückhalt und mit Nachdruck, und diese fürchteten sie.

Mein Landsmann Ranft lag schon seit mehreren Wochen krank darnieder, als ich abends, völlig unbekannt, ankam. Sie hatte bisher täglich einige Stunden am Krankenbette zugebracht, um den Leidenden, der mehr an hypochondrischen Grillen als an einem bestimmten Übel litt, aufzuheitern, denn er war sonst ein ganz vorzüglicher Mann, dessen wohltätigen Einfluß auf ihre Söhne sie hoch anschlug. Als sie nun hörte, daß er mich gern um sich haben wollte, wurde ich ihr darum lieb, denn stundenlang den hypochondrischen Kranken zu unterhalten, war ihr bei aller Hingebung doch zuweilen beschwerlich gefallen; nun konnte ich sie ablösen. Andere Personen mochte der Kranke nicht gern um sich sehen.

Ich blieb vier Wochen in Lindenhof und wurde so vertraut, als wenn ich zur Familie gehörte. Die Söhne waren Feuerköpfe, am allermeisten der älteste, ich habe seinesgleichen nie wieder gesehen. Unter seine Sonderbarkeiten, deren er viele hatte, gehörte auch diese, daß er sich gern das Ansehen gab, als sei er ein Lobredner jeder Tyrannei und Eigenmächtigkeit der Mächtigen gegen die Bedrückten. Eigentlich wollte er nur seinen inneren Abscheu dagegen verbergen und hatte seine Freude daran, durch seine Reden den Unwillen und Abscheu besonders des weiblichen Geschlechts gegen sich zu erregen. In dieser Zeit gab es immer Veranlassung zu solchen Äußerungen. Als das Reisen ins Ausland unter Alexander I. wieder erlaubt wurde, ging er 1801 nach Jena und Göttingen, wo er in drei Jahren mehr zu studieren die Absicht hatte, als er in fünfzehn hätte ausführen können. Auch England besuchte er; es war fast zu ver-

wundern, daß er sich nicht noch früher aufrieb, was erst in seinem 29. Jahre geschah. Um dieselbe Zeit starb auch der dritte der Brüder, der ruhigste von allen, aber blinder Nachahmer des ältesten auch in seinen Unregelmäßigkeiten.

Seit dieser Zeit mochte die Mutter keine neuen Bekanntschaften mehr machen, ich war die letzte gewesen und behielt auch ihr Vertrauen und ihre Zuneigung bis zu ihrem Tode. Der zweite Sohn übernahm das Gut, das er, wie er selbst sagte, strenger bewirtschaftete, denn die nicht überall hindringende Aufsicht der Mutter hatte manchem Unterschleif Raum verstattet. Die Bauern dieses Gutes waren weit und breit damals die glücklichsten und genossen alles, was freie Leute haben können. Von dem ältesten der drei Brüder hatte der Generalsuperintendent Sonntag, der viele Jahre hindurch einige Wochen im Sommer in Lindenhof zubrachte, die Meinung, daß er, wenn er länger gelebt hätte, wahrscheinlich wahnsinnig geworden sein würde.

Im Januar 1798 traf ich dann in Neu-Laitzen ein. Das große Haus war so mit Gästen überfüllt, daß ich mit Mühe eine Schlafstelle fand. Alles war mir fremd, und in diesem Gewirre fand ich auch keinen Anknüpfungspunkt. Dr. Hesse wollte noch vier Wochen bleiben, um mich einrichten zu helfen. Die zwei ältesten Söhne reisten dann mit ihm bis Königsberg, wo sie bleiben mußten, denn auf eine entferntere Universität zu gehen, war schon verboten, und bald genug mußten alle russischen Untertanen zurückkehren. Dr. Hesse ging nach Jena, konnte schon nach zwei Jahren Dr. med. werden, ging darauf nach Konstantinopel, wo er in zwei Jahren sich viel verdient hatte, aber alles wieder verlor, da das Donauschiff, auf das er seine Habe in Waren geladen hatte, zu Grunde ging. Er hatte gehofft, diese Güter in Rußland mit Vorteil wieder umsetzen zu können. Dieser Unfall nötigte ihn, Leibarzt in Jassy bei dem Gospodar der Wallachei zu werden, bei dem er auch zwei Jahre blieb und nach längerer lebensgefährlicher Krankheit ohne große Schätze nach Riga zurückkehrte, reich an Erfahrungen, die aber keine angenehmen Erinnerungen zurückgelassen hatten. Er lebte in Riga als geschätzter Arzt und beliebter Gesellschafter und starb im Kriegs-

jahre 1812, als man unnötig und in großer Unordnung die Vorstadt abgebrannt hatte, wodurch großes Elend über Tausende kam. Infolge dieses elenden Zustandes trat das Nervenfieber auf, dem auch er wie viele andere unterlag.

Als ich mein Geschäft in Neu-Laitzen anfing, fand ich manches anders, als ich erwartet hatte. Allerdings waren die Schwestern der Baronin und sie selbst von ungewöhnlicher Bildung und wohlwollender Gesinnung; der Hausherr selbst war ein Mann von großer Ordnungsliebe, Tätigkeit, Gerechtigkeit und Milde gegen die Bauern; er war in Sachsen-Meiningen als Page erzogen, hatte sechs Jahre in Dresden bei der Garde gedient und war mithin nicht durch frühe Gewöhnung gegen den traurigen Zustand der Leibeignen abgestumpft, sowie er auch keine der Landjunker-Gewohnheiten kannte: er spielte nicht, hielt und besuchte keine Jagd; dieses Geschäft besorgte allein ein dazu angestellter Jäger, um die Tafel mit Wild zu versorgen. Nur auf gute Pferde hielt er viel, deren 20 bis 30 auf dem Stalle waren, die aber auch bei den vielen Reisen nötig waren, die er im Sommer zuweilen mit seiner ganzen zahlreichen Familie auf seine anderen Güter unternahm.

Zu dieser wohlgeordneten Einrichtung schien es mir nun nicht recht zu passen, daß die Knaben — zuerst zwei, weiterhin noch ein dritter — im Unterricht sehr vernachlässigt waren; sie hatten an Dr. Hesses Unterricht keinen Teil gehabt, den nur die drei ältesten Söhne und zwei Töchter — die jüngere auch nur wenig — genossen hatten. Der dritte Sohn aus Hesses Schule, 14—15 Jahre alt, wurde mein ältester Schüler und bedurfte besonderer Lehrstunden, denn die jüngeren waren im Alter und noch mehr in den Kenntnissen zu weit hinter ihm zurück. Einige Lektionen hatte er mit seiner Schwester, die um etwa zwei Jahre jünger war, gemeinschaftlich.

Die Stunden für diese beiden älteren Geschwister waren mir eine Erholung nach dem mühsamen Geschäft des Lesenlassens mit den jüngeren Knaben, denn nach zwei ganz entgegengesetzten, verkehrten Methoden waren die armen Knaben noch nicht dahin gekommen, daß sie nur leidlich hätten lesen können. Erst hatte die Mutter in der guten Meinung, dem künftigen Lehrer vorzuarbeiten,

die Knaben aus Campes Robinson lesen lassen, aber so, daß sie selbst die Worte, mit dem Griffel darauf zeigend, aussprach und von den Knaben mitsprechen ließ. Dies wurde so oft wiederholt, bis sie mehrere Seiten ziemlich richtig scheinbar lasen, eigentlich aber nur auswendig hersagten, indem sie mit dem Griffel auf den Zeilen fortrückten. Die Mutter freute sich der Fortschritte, bis der Musiklehrer, der nun den Unterricht fortsetzen sollte, die traurige Entdeckung gemacht hatte, daß sie durchaus gar nicht lesen konnten, was sie nicht auswendig wußten. Um ihnen abzugewöhnen, bloß zu erraten, was für Worte etwa dastehen könnten, ließ er das letzte Wort auf jeder Seite zuerst lesen, und so immerfort von unten auf, bis er endlich auf der ersten Zeile bei dem ersten Worte ankam. Das Erraten hatten sie sich durch diese Methode allerdings abgewöhnt, dagegen aber die traurige Fertigkeit angenommen, jede Spur des Denkens von sich fern zu halten; eine vollständigere Leere an Gedanken konnte es nicht geben. Es brauchte viele Monate Zeit, um sie dahin zu bringen, daß sie im Stande waren, zu sagen, wovon in einem kurzen Satz von 6—8 Zeilen die Rede gewesen. Dagegen lernten sie französisch lesen, weil man es noch gar nicht vorgenommen hatte, in ganz kurzer Zeit, und machten auch im übrigen genügende Fortschritte.

Die Eltern, auch die sehr zärtliche Mutter, hielt streng darauf, daß die Kinder gehorsam waren; wenn einem Knaben wegen Unfleißes verboten war, von mehr als einer Speise sich mittags vorzunehmen (wobei er also nicht zu hungern brauchte), so sah die Mutter darauf, daß nicht durch heimliches Zustecken der Dienerschaft das Gebot des Lehrers vereitelt wurde. Auch durften die Kinder von den Dienstleuten, obwohl diese Leibeigene waren, nichts befehlsweise fordern; letztere waren darauf angewiesen, es dann gar nicht zu beachten, vielmehr mußten die Kinder um die Dienstleistung bitten und sich überhaupt nicht viel bedienen lassen, so wie es in Deutschland Gebrauch ist.

Unter den vielen Besuchen, die so oft eintrafen, war auch ein Mann, der an Gehalt wohl alle übertraf. Es war der Minister Baron Krüdener, damals vom Kaiser Paul als dänischer Gesandter abgerufen und außer Tätigkeit. Er lebte ungefähr ein

Jahr auf dem seiner Gemahlin gehörigen Gute Kosse, mit seinem etwa 15jährigen, harthörigen Sohne, der später bei Gesandtschaften in Amerika und Europa gebraucht wurde, und dessen Lehrer, einem emigrierten französischen Grafen. Des Ministers Gemahlin, die Tochter des Geheimrats Vietinghof von Marienburg, lebte getrennt von ihm stets auf Reisen, dieselbe, welche später als Prophetin und Seligmacherin durch bergeversetzenden Glauben so bekannt wurde. Damals war es bloß die irdische Liebe, der sie sich mit aller Kraft ihres erfinderischen Geistes widmete. Ihr Roman „Valerie", eine Nachahmung von Werthers Leiden, der nur die Tiefe des Gemütes und noch manches andere fehlt — schildert sprechend die geistreiche Eitelkeit dieser Frau. Zuweilen trafen die Gatten zusammen, wie einmal in Riga, wo sie die froh Überraschte spielte und der Gesellschaft eine Szene ehelicher Eintracht gab. Dem Minister waren wissenschaftliche Studien Lebensbedürfnis; er las mir, da ich einmal mit meinem ältesten Schüler nach Kosse gefahren war, einen Teil einer Übersetzung von Ciceros Buch „De officiis" vor, indem er mich bat, sie mit dem lateinischen Original zu vergleichen. Sie übertraf in Kürze und Kraft des Ausdruckes, wie es mir schien, die Übersetzung von Garve, die mir im Gedächtnis war.

Bekanntlich glaubte Kaiser Paul, wie viele andere Herrscher, die französische Revolution ließe sich durch Gewalt der Waffen niederdrücken. Der Minister hatte aber die Überzeugung, sie werde ihren Weg durch ganz Europa machen, bis an die Grenzen von China, wie es denn auch unter anderen Namen geschehen ist. Er wurde wieder zum Dienst berufen, hat aber zuletzt als Gesandter in Berlin, mehrere Jahre später, sein Leben freiwillig geendigt.

Zu den wichtigeren Erfahrungen rechne ich, daß ich bei dem Geheimrat von Vietinghof, Bruder der Frau v. Krüdener, in Marienburg bekannt wurde, eingeführt durch den Lehrer Cand. Petersen. Es war, wie man glaubte, das reichste und prächtigste Haus im Lande. Der Geheimrat besaß viele große Güter, hatte Deutschland, Italien, Frankreich durchreist, war ein Kenner und Verehrer von Kunstsachen, deren er zu hohem Preise eine Menge angeschafft hatte, besaß Sammlungen von Mineralien und Conchy-

lien, von physikalischen Apparaten und verschiedenen Merkwürdigkeiten, und freute sich sehr, wenn er Jemand fand, der sich dieses alles von ihm erklären ließ und wirklichen Anteil daran nahm. Er ermüdete nicht, mir einmal einige Stunden lang mit dem elektrischen Apparat viele sinnreiche Experimente vorzumachen; es war ein drückend heißer Sommertag, und der Schweiß floß ihm über das Gesicht, aber ihn beschwerte es nicht. Es sei ihm ein seltener Genuß, sagte er, jemand zu treffen, der Sinn für Wissen und Kunst zeige, alle seine Nachbarn wollten davon gar nichts wissen. Ich war seit dieser Zeit immer gern bei ihm gesehen und mit Zuvorkommenheit behandelt.

Seine Eitelkeit, seinem ganzen Hauswesen den Anstrich eines regierenden Fürsten zu geben, führte ihn leider zu mancher unnützen Verschwendung, seine Kunstkenntnis und sein Geschmack wurden ihm wirklich verderblich. Er fing an, mancherlei Prachtgebäude aufzurichten, die zuweilen gar nicht beendet wurden, weil er die Lust dazu verlor und wieder etwas anderes anfing. Wesentliches, was wirklichen Nutzen gebracht hätte, wurde vernachlässigt; geschickte ausländische Handwerker und Künstler wußte er durch das Versprechen großen Lohnes herbeizuziehen, doch konnte er sie nicht lange beschäftigen und zahlte den Lohn nicht pünktlich oder verkürzt aus, worauf sie bald davonzogen. Manche ließen sich in Dorpat oder als Landwirte nieder, wo sie der Stadt und dem Lande Nutzen und sich selbst ein gutes Auskommen verschafften.

Dieser feingebildete Welt- und Hofmann, gewohnt und beflissen, sich jedem angenehm zu zeigen, von großer Gabe der Unterhaltung und Fertigkeit im Erzählen (wobei man auf historische Treue aber nicht im geringsten rechnen durfte), — dieser war in Beziehung zu seinen Bauern ein ganz anderes Wesen, da war er hart, durchaus despotisch und willkürlich, er verwandte größere Sorgfalt auf seine Haustiere als auf sie; daher lebten sie auch in großem Elend. In dieser Denkungsart waren ihm aber viele gleich, nur fiel sie bei ihm, einem so kunstgebildeten Manne, mehr auf.

Viel später, 1827, sah ich ihn in Dorpat wieder, wo ich seinen zwei Töchtern Unterricht in der deutschen Literatur und Sprache

gab, was deren Großmutter, die Fürstin Lieven (Erzieherin der Großfürstinnen und Freundin der Kaiserin Marie), ausdrücklich verlangt hatte, damit ihre Enkelinnen deutsch bleiben und nicht französisch werden sollten. Was für eine Verwüstung hatte die Zeit an diesem Manne ausgeübt! Dieser unermüdliche Erzähler und fertige Sprecher in mehreren Sprachen war durch den Schlag auf einer Seite und auch an der Zunge gelähmt, er konnte mit aller Mühe nichts aussprechen, als die drei Silben: eins, zwei, drei. Aber seine Mienen waren so ausdrucksvoll und das Gesicht so beweglich, daß man ihn doch in der Hauptsache verstehen konnte. Er erkannte mich nach so vielen Jahren gleich wieder, lud mich ein, mich neben ihn zu setzen, und er nahm Teil an dem, was ich ihm erzählte. Ein späterer Schlaganfall hatte ihn der Vernunft völlig beraubt und ihm nur das tierische Leben, das nach Nahrung strebt, übrig gelassen. So ist er auch gestorben.

Nie, glaube ich, durch meinen Unterricht so viel bewirkt zu haben, als bei der älteren dieser beiden Fräulein Vietinghof. Sie kannte von der ganzen deutschen Literatur nichts als etwas von der Bibel und verschiedene Lieder aus dem Gesangbuch, schrieb aber das Deutsche viel besser und richtiger, als man hätte erwarten sollen, aber sie hatte viel französisch gelesen, war geübt im Denken und sonst gut und gründlich unterrichtet. Die deutsche Sprache hatten beide bloß durch den Umgang geübt, und zum Glück durch den Umgang mit gebildeten Personen. Einige Sammlungen aus deutschen Schriften waren ihr für ihre Wißbegierde nicht genug, sie wollte ganze Werke. Ohne noch recht zu wissen, welche Richtung ihr Geschmack hätte und wie weit ihr Verständnis der deutschen Sprache reichte, gab ich ihr den historischen Roman von Benedicte Naubert, geb. Erbenstreit, der von Mädchen immer sehr begierig gelesen wurde: Thekla von Thurn. Sie hatte sich von dem Buche nicht trennen können und tief in die Nacht hinein gelesen, wußte auch einen vollständigen Bericht darüber zu erstatten. Schillers Gedichte erschlossen ihr eine neue Welt, sie hatte nie eine Ahnung von solchem geistigen Leben gehabt. Ich mußte auf Vorstellung der Mutter dem Eifer Einhalt tun, weil sie sich fast ganz den Schlaf entzog. Zuletzt las ich mit ihr

Hermann und Dorothea, und auch auf dieses anmutige Gedicht, voll des innigsten Seelenlebens, wußte sie einzugehen. Sie war etwa 16 oder 17 Jahre alt.

Das Jahr 1800 brachte eine Veränderung in mein ganz vergnügliches wie auch einförmiges Leben. Ein zufälliges Mißverständnis brachte mich auf den Entschluß, das Haus verlassen zu wollen, was man nicht erwartet und mit Empfindlichkeit aufgenommen hatte; nach näherer Erklärung fand es sich freilich, daß man sich von beiden Seiten nicht verstanden hatte, doch waren bereits Schritte geschehen, die nicht gut zurückgetan werden konnten; gleichwohl vergingen noch drei Vierteljahre, ehe ich das Haus wirklich verließ, und daraus ergab sich, daß dieser Trennung nichts Verletzendes vorausgegangen war, was manche sich als notwendig gedacht hatten. Ich gewann dabei ein größeres Gehalt: es wurde mir nämlich, bei dem Mangel an Lehrern, das jetzt gesteigerte Gehalt von 300 Taler Alb. = 400 Taler sächs. angeboten, während ich bisher in Neu-Laitzen erst 200, später 240 Taler Alb. gehabt hatte.

So kam ich dann im August 1800 nach Kokenhof bei Wolmar, 15 Meilen von Riga, in die Familie Anborn von Hartwiß, wo ich bis zum Mai 1803 blieb.

Hier hatte ich bloß einen Knaben von 7—8 Jahren und seine Schwester von etwa 13 Jahren zu unterrichten. Der Knabe war bisher bloß im Zimmer seiner Mutter, die dasselbe nie verließ, aufgewachsen, hatte von den älteren Schwestern und der Mutter den ersten Unterricht gehabt und, da er regen Geistes war, durch eigenes Lesen unglaublich viel gelernt. Er kannte Schröhs Weltgeschichte für die Jugend, 6—7 Bände, die er drei Mal gelesen hatte, aufs genaueste und schrieb fast ganz fehlerfrei. Sein Gedächtnis war so vortrefflich, daß er des Auswendiglernens fast gar nicht bedurfte. Französische Wörter behielt er, wenn er beim mündlichen Übersetzen die Bedeutung gehört und beim schriftlichen Übersetzen sich eingeprägt hatte, vollkommen.

Ein solcher Schüler machte natürlich keine Mühe, der Unterricht war eine angenehme Unterhaltung. Die seit ihrem 5. Jahre gelähmte kränkliche Schwester des Knaben war nicht unfähig, doch durfte man

ihres leidenden Zustandes wegen keine großen Anforderungen an sie machen; es schien, als wenn sie überhaupt nicht lange leben würde, was jedoch anders kam, denn sie hat ein hohes Alter erreicht, obwohl fortwährend kränklich. Da außer den Schulstunden der Knabe im Zimmer der Mutter, seine Schwester in den ihrigen war, so behielt ich viel Zeit ungestört für mich, die ich auf das Lesen bedeutender Schriftwerke verwandte.

Der älteste Sohn, 10 Jahre älter als sein Bruder und 10 Jahre jünger als ich (18 Jahre alt), sollte zwar einige Vorbereitung zur Universität bei mir empfangen, hielt aber nicht lange aus. Das Naturrecht war ihm zu trocken, auch die Institutiones juris sagten ihm nicht zu, also richtete er es bald so ein, daß er zu der festgesetzten Stunde ausritt oder irgend etwas anderes vornahm. Er war literarisch gebildeter, als junge Leute in diesem Alter gewöhnlich zu sein pflegen; seine metrischen Übersetzungen aus dem Ovid waren vortrefflich, mit unermüdlicher Geduld konnte er an einigen Versen stundenlang feilen, ehe er sich selbst genügte; seine Belesenheit in der schönen Literatur, der deutschen und französischen, war überraschend. Er hatte früh zwei vortreffliche Lehrer nach einander gehabt, darauf in Riga seine Studien fortgesetzt und glaubte, daß er sich nun selständig zeigen müsse, als ein Mann, der sich selbst fortzuhelfen weiß. Daher setzte er sich mit mir auf den Fuß der Gleichheit, wir wurden und blieben stets gute Freunde. Im Jahre 1801, nach Kaiser Pauls Tode, wurde das Reisen ins Ausland wieder erlaubt, und nun ging er mit dem älteren Baron Boye, wie viele andere, nach Jena auf die Universität, später nach Göttingen, machte Reisen und kehrte 1806 zurück.

Vier ältere Schwestern als er und zwei jüngere außer dem Bruder waren im Hause; diese älteren waren alle von viel höherer Bildung als gewöhnlich, und daher von manchen ihresgleichen teils gefürchtet, teils beneidet. Sie folgten der damals herrschenden sentimentalen Richtung, gegen welche ihre Tanten Katharina und Lisette v. Hartwiß und deren Schwester, verwitwete Generalin du Bosquêt, die den Sommer von Riga wegzog und ihn auf dem Lande zubrachte, nicht gleiche Neigung hegten; ihnen galt Wieland

am meisten und fast allein, und Voltaire mehr als Rousseau. Diese Verschiedenheiten ließen es zu keiner rechten Harmonie in Herz und Sinn kommen. Die Tanten tadelten zu viel, und die Nichten waren nicht fügsam.

Es war ein neuer Abschnitt in meinem Leben. In Baron Wolffs Familie blieb mir für mein eigenes Fortschreiten wenig Zeit übrig, da ich die Knaben Tag und Nacht um mich hatte; in Kokenhof schien es mir dagegen, daß ich zu wenig zu tun hätte für das Geld, das ich erhielt, und ich ging schon mit dem Gedanken um, statt 300 Tlr. Alb. nur 250 annehmen zu wollen. Glücklicherweise redete mir die Baronin Boye dies aus dem Sinn. Das wird niemandem von der Familie etwas helfen, sagte sie. Es ist besser, Sie nehmen es und wenden es den Ihrigen zu, als daß der Herr von Hartwiß in Riga nur 50 oder 100 Taler mehr verspielt.

In der Nähe von Wolmar lebte auf seinem Gute Kaugershof der Graf Mengden, dessen Mutter eine Gräfin Solms aus Sachsen war, wo er auch erzogen worden. Dieser Mann war, wie seine bis ins hohe Alter rasche, heitere und geistvolle Mutter, von vielseitiger Bildung und herzlichem Humor und ganz frei von den gewöhnlichen Standesvorurteilen. Es bildete sich nach und nach ein wirklich freundschaftliches Verhältnis zwischen uns. Er starb 1812 in Riga am Nervenfieber zu der Zeit, als das französische Heer die Grenzen betrat. Schon lange hatte ihm Napoleons Streben nach der Herrschaft über Europa den tiefsten Kummer gemacht, seine ganze Seele war von Abscheu gegen dessen unersättliche Herrschsucht erfüllt.

In der kleinen Stadt Wolmar, 1 Stunde von Kokenhof, lebte ein geschätzter Arzt Dr. Walter mit einer zahlreichen Familie. Er lebte ganz seinem Berufe und achtete es wenig, wenn seine meist glücklichen Bemühungen nicht nach Gebühr vergolten wurden, daher waren und blieben seine Vermögensumstände knapp. Er starb 1807, nur 51 oder 52 Jahre alt, und hinterließ 6 Söhne und 4 Töchter. Sie waren sämtlich von höherem Wuchs und größerer Stärke als gewöhnlich, aber auch mit der von beiden Eltern vererbten Anlage zu Gicht und Leberkrankheit geboren, doch von ausgezeichneten

Geistesgaben und merkwürdiger Charakterstärke, ebenso die vier Schwestern, von denen 3 als Hausfrauen und Mütter, und die vierte als stets bereite Helferin in der Familie viel Gutes wirkten. Noch (1847) leben zwei der Brüder, der ältere als Professor der Entbindungskunst in Dorpat, der andere als Pastor in Wolmar und Assessor des Generalkonsistoriums in Petersburg, jeder von ausgezeichneter Wirksamkeit.

Auf dem großen Gute Wolmarshof — nahe bei Wolmar — lebte die reiche Familie Löwenstern; um sie sammelte sich im Sommer ein Schwarm von Gästen, 3—4 Monate lang ohne Unterbrechung; viele behielten selbst wochenlang ihre Pferde und Equipagen in Wolmarshof; täglich war das Haus ein offener unentgeltlicher Gasthof, die Kosten also nicht gering und die Sorge, so viele Menschen gesellig zu unterhalten, sehr mühevoll. Daher war ein Musikus, Maler oder wer sonst eine Gabe der Unterhaltung besaß, ein stets erwünschter, willkommener Gast. Die Last solcher Gastfreiheit war es wohl vorzüglich, die, als nach Pauls Regierung die Reisen ins Ausland wieder freigegeben wurden, zu dem Entschluß trieb, daß die ganze Familie 1802 oder 1803 nach Berlin und Dresden zog, wo sie, obwohl glänzend, doch wohlfeiler lebte, als zu Hause, und wo sie viele Jahre verweilte.

So war denn in einer gewissen behaglichen Sorglosigkeit das Jahr 1802 herangekommen, ohne daß ich den Wunsch gehabt hatte, mich irgendwo festzusetzen. Da wurde nach des Kaisers Paul Tode der Plan, für die Ostseeprovinzen eine Universität zu errichten, ins Werk gesetzt. Dorpat wurde dazu bestimmt: einige Professoren waren schon vor Pauls Tode designiert, nicht gerade die besten, sondern nur so, wie man ihrer habhaft werden konnte. Denn der Kaiser Paul ließ nicht zu, daß man Professoren aus dem Auslande berief, weil er überall Jakobiner witterte. Diese 8—9 bereits Berufenen mußte man behalten, obgleich man 1802 wohl andere Wahlen würde getroffen haben, wäre man nicht durch früheres Versprechen gebunden gewesen.

Es war ein Fehlgriff, daß man anfangs den Studenten zu viel studentische Freiheit, in der Art, wie sie damals in Jena seit uralter

Zeit geduldet wurde, hier verstattete. Die damals weniger als auf deutschen Universitäten gebildete Jugend machte bald einen unstatthaften Mißbrauch von der zu großen Nachsichtigkeit, und die Folge war, daß die anderen Stände oft veranlaßt wurden Beschwerde zu führen. Dieser Mangel an Zucht wurde erst 1817 ernstlich zurückgewiesen, als Graf Lieven (später Fürst und Minister des Unterrichts) Kurator wurde, nach dem Zurücktreten des Generals Klinger, der aus Verdruß abtrat, weil man seinen Warnungen und Zurechtweisungen seitens der Universität zu wenig Gehör gab.

Ehe ich weiter gehe, will ich noch erwähnen, daß ich im September 1802 in Kokenhof einen Bauernaufruhr mit durchlebt habe, wie deren damals von Zeit zu Zeit ausbrachen, und immer aus den gleichen Ursachen, nämlich zu hartem Drucke, der auf den Leibeigenen lastete. Dieser Aufruhr hätte leicht vermieden werden können, wenn nicht Fehler begangen worden wären. Der junge Kaiser Alexander hatte die Naturallieferungen an Heu und Getreide für die Militärmagazine dem Lande erlassen, weil sie seit der Besitznehmung des Landes unter Peter I. statt der Rekrutenstellung geleistet worden war. Da aber von Paul I. diese selbst eingeführt worden war, so gab Alexander der Bitte Gehör, daß dafür die Naturallieferungen aufhören möchten. Nun waren aber die Bauern ihren Gebietern seit Jahren Getreidevorschüsse schuldig, und um sie wieder zu erlangen, wurde befohlen, die seitherigen Lieferungen an die Krone (an die die Bauern gewöhnt waren) an die Höfe abzugeben auf Abrechnung ihrer Schulden.

Die Bauern aber wurden mißtrauisch und fürchteten, das, was der Kaiser geschenkt habe, wollten nun die Herren jetzt und immerfort für sich beziehen, und schlossen weiter, da der Kaiser die Naturallieferungen erlassen habe, so habe er auch alle Dienstbarkeit gegen die Herren aufgehoben. Also weigerten sie sich, jede Art von Dienstpflicht weiterhin zu tun, sowie sie jede Art von Abgabe durchaus versagten. Glimpfliche Vorstellungen fruchteten nichts, denn sie hielten sich nun einmal überzeugt, daß sie von den Herren betrogen würden. Es war ihnen gestattet, beim Gouverneur in Riga zu klagen, der, zugleich mit der Ankündigung des Erlasses der Lieferung von

seiten des Kaisers, bekannt machte, daß diejenigen, welche sich dieser Gnade durch Ungehorsam widersetzen würden, mit körperlicher Züchtigung abgewiesen werden sollten. Diese seltsame Verbindung von Gnade mit Androhung von Rutenstrafe bestärkte die Bauern nur in ihrem Verdacht, daß die Herren nun statt des Kaisers die Lieferungen — nicht auf Abrechnung der Schulden — an sich nehmen, sondern fortwährend zu ihrem Vorteil bestehen lassen wollten. In diesem Irrtum wurden sie von gewinnsüchtigen Schreibern und anderen ähnlichen Leuten bestärkt, die den Bauern ihre Erzeugnisse für den niedrigsten Preis abschwatzten, da sie froh waren, über ihr vermeintes Recht so gründliche Aufklärung bekommen zu haben. Besonders schlimm aber wirkte die Milde des Gouverneurs, der den über ihre Herren klagenden Bauern statt der angedrohten Rutenstrafe schöne freundliche Worte gab und sie bat, ruhig nach Hause zu gehen. Nun erst glaubten sie vollkommen Recht zu haben; die Dienstverweigerungen arteten bald in gefährliche Drohungen von Brand und Mord aller Deutschen aus; es fanden Zusammenrottungen von Tausenden statt, und man mußte militärische Hilfe herbeiziehen.

Eine Kompagnie Infanterie aus Riga und zwei Kanonen der reitenden Artillerie, die in der Nacht aus Wenden, 25 Werst weit, herbeikam, machten der Sache ein Ende. Es wurden 25 lettische Bauern erschossen, ein großes Wirtschaftsgebäude — Viehhof — wurde angesteckt, und der undisziplinierte Haufe von 6000 Menschen zerstreute sich von dem Platze, dem Gute Kaugershof, dem Grafen Mengden gehörig. Infolge der Untersuchung wurden nach empfangener Rutenstrafe etwa 10 nach Sibirien geschickt, die jedoch 1805, wie viele wegen ähnlicher Vergehungen, begnadigt wurden, aber nur Einer kehrte zurück, weil er Kinder hatte, die Übrigen blieben lieber in Sibirien, wo es ihnen besser ging, als sie es früher gehabt hatten. Sie lebten als freie Kronsbauern und hatten bloß jährlich 12 Rbl. B.-A. (= 3 Rtlr.) abzugeben, was sie in vierzehn Tagen ganz leicht verdienten.

Es verdient bemerkt zu werden, daß gerade in dem Wolmarschen Kirchspiel, wo der Aufruhr ausbrach, kein Gutsbesitzer Ungerechtigkeiten und Druck ausgeübt hatte. — Die Unrechtfertigkeiten, welche

sich nachweisen ließen, waren von den Wirtschaftsdienern ausgegangen. Es zeigt sich auch hier, daß das Streben, sich von jeder Last zu befreien, viel eher herantritt, wo der bestehende Zustand noch ganz leidlich ist, als da, wo der härteste Druck stattfindet, unter dem selbst jede Hoffnung verschwindet.

Diese Zeit der Gefahr, nicht bloß für die Gutsbesitzer, sondern überhaupt für die Deutschen brachte es mit sich, daß diese sich enger zusammenschlossen — die lettischen aufrührerischen Bauern drohten laut, sie würden alle totschlagen, die Stiefel trügen (damals für sie das unterscheidende Zeichen der Deutschen von den Letten). Wenn man auch solche Reden mehr für die Folgen der Trunkenheit hielt, so konnte man doch nicht wissen, wohin sie führten. Ich wurde also auch mit zwei geladenen Pistolen versehen, die ich nachts auf dem Tisch vor dem Bette liegen hatte, aber glücklicherweise hatte ich keine Veranlassung, davon Gebrauch zu machen.

Bald darauf reiste der Familienvater nach Riga und übertrug mir die Sorge für sein Haus. Dieses Vertrauen führte zu größerer Annäherung an die Mitglieder der Familie und allmählich zu der gegenseitigen Erklärung, daß ich und die älteste Tochter, Henriette, einander auf immer angehören wollten, was mich natürlich zu dem Plan führte, eine bleibende Stätte zu suchen; dies war Dorpat, wo die neue Universität und ein neues Gymnasium einen Wirkungskreis in Aussicht stellten. Ich verließ im Mai 1803 Kokenhof und zog nach Dorpat, wo ich, um beschäftigt zu sein, die Advokatur bei dem Landgericht und dem Stadtrat suchte und erhielt, nicht um dabei zu bleiben, sondern nur um eine Stufe im öffentlichen Leben zu ersteigen. Die Professorstellen, auch das Syndikat der Universität waren sämtlich besetzt und keine Aussicht auf eine Vakanz; also ergriff ich die Gelegenheit, die Stelle des Oberlehrers für lateinische und deutsche Literatur und Sprache zu erlangen, die mir auch zuteil wurde, so daß ich sie 33 Jahre mit Eifer und Gewissenhaftigkeit verwaltet habe, ich glaube auch mit gutem Erfolge, wenigstens habe ich 16 Jahre lang nach meinem Abgang Besuche ehemaliger Schüler empfangen, die als Ärzte, Professoren, Gutsbesitzer, höhere Offiziere usw. durch Dresden reisten.

Die ganz neue Stiftung der Universität brachte große Bewegung in das gesellschaftliche Leben in Dorpat, sowie in ganz Livland. Die neu berufenen Professoren kamen sämtlich von deutschen Universitäten, wo sie schon angestellt gewesen waren. Es bedurfte Zeit und Erfahrung, ehe sich alles regelte; der damalige Generalsuperintendent Dankwart sprach sich einmal so darüber aus: „Es ist nur alles noch so jung in Dorpat, Professoren sowie Studenten. Wenn eine dampfende Schüssel auf den Tisch kommt, wird gleich eine Verhandlung über Entwicklung und Kraft der Dämpfe angeknüpft, und so überall. Man merkt, daß den Professoren das Lehren und den Studenten das Lernen noch etwas Neues und Ungewohntes ist".

Vom größten Einfluß auf die Organisation aller Verhältnisse war der Professor der Physik, Georg Parrot (gebürtig aus Mömpelgard und im Carolinum zu Stuttgart gebildet). Er war der entschiedenste Charakter, voll Mut und Begeisterung für die neue Anstalt und regierte viele Jahre sie ziemlich unumschränkt, denn er hatte die Gunst des Kaisers Alexander gewonnen, und ohne ihn würde die Universität ein kümmerliches Ding geworden sein, denn das Kuratorium, aus drei Männern vom Adel aus Liv-, Est- und Kurland bestehend, suchte alles nach seinen Standesansichten und Vorteilen einzurichten. Auf Parrots Vorstellung beim Kaiser wurde dieses Kuratorium aufgehoben und dafür dem Konseil der Professoren mit einem Rektor die Leitung übertragen. Der General Klinger in Petersburg wurde Kurator und blieb es 15 Jahre, worauf ihm Graf Lieven (nachher Fürst) folgte, der eben so lange diese Stelle bekleidete.

Eine Begebenheit aus dem Jahre 1803 verdient erwähnt zu werden, aus der sich auch die Stimmung der Menge einigermaßen erkennen läßt.

Auf dem Gute Luhde bei Walk, einem Baron Wrangel gehörig, lebte ein junger Lette Karl, der später nach Entlassung aus der Leibeigenschaft, die damals noch nicht aufgehoben war (was vollständig und allgemein erst 1819 geschah), mit Familiennamen Williams benannt wurde. Er war schon Wirt einer Bauernwirtschaft, der er gut vorzustehen wußte und für Mutter und jüngere

Brüder sorgte. Da er aber auch ein lebhaftes Streben hatte, sich mehr auszubilden, so hatte ihm der Baron Wrangel jede Gelegenheit dazu geboten. Er war ein geschickter Schlosser geworden; wurde Gehilfe eines dort beschäftigten Landmessers und benutzte dessen Anweisung in der Meßkunst; zwei Lehrer in dieser Familie gaben ihm faßliche Bücher über Geometrie in die Hände, denn er hatte schon längst hinreichend Deutsch gelernt, um sie zu verstehen. Das Deutsche hatte er auf eigene Art zu lernen angefangen. Noch Knabe, war er in Walk in einen Laden geschickt worden, um Pfeffer in einer Düte zu holen. Die Ware war in ein bedrucktes Blatt gelegt worden. Er fing an zu lesen, verstand einiges und das reizte ihn, weiter zu lesen, wobei er, um es zu können, nach und nach das Blatt auseinander bog. Als er nach Hause kam, hielt er vergnügt das Blatt in den Händen, den Pfeffer aber hatte er, ohne es zu bemerken, verzettelt. Das Deutschlernen setzte er nun mit dem größten Eifer fort; aber das Gefühl, leibeigen zu sein, machte ihn höchst unglücklich, fast bis zur Verzweiflung.

Der Baron Wrangel wollte ihm wohl, wußte nur nicht, in welche Richtung er ihn bringen sollte, denn mit der Aushändigung eines Freibriefes allein war doch noch nicht geholfen. Mir war bekannt, daß viele Professoren geneigt waren, einen Beweis zu geben, daß ihre Vorsorge sich auf das Landvolk erstrecke. Ich sprach mit ihnen und befragte sie, ob wohl dieser strebende Mensch ein Stipendium bekommen könne, wenn er sich für mathematische Studien meldete. Es wurde zugesagt, sofern er so weit wäre, daß er den Unterricht verstehen und benutzen könne. Daß von anderen Schulkenntnissen abgesehen wurde, versteht sich von selbst, und sie noch zu erwerben, dazu war Williams schon zu alt, nämlich im 26. Jahre. Ich machte eine Fahrt nach Luhde (12 Meilen von Dorpat), besprach die Sache mit Baron Wrangel, und er schickte nach Williams, um ihm anzusagen, daß er des anderen Morgens mit mir nach Dorpat reisen müßte, um dort zu bleiben und mehr zu lernen.

Er kam zu rechter Zeit und seine Mutter mit, eine alte Lettin. Der Baron zog aus der Schublade den längst fertigen Freibrief, übergab ihn Williams, fügte auch Geld und Kleidungsstücke für

seinen neuen Stand bei und gab noch sonst manche Anweisungen, alles in deutscher Sprache, denn mit freien Leuten sprach man nie lettisch. Seine Mutter verstand nicht deutsch, merkte aber doch, daß etwas besonderes vorgehe, und wurde unruhig. Die Baronin, die dabei stand, fing an, ihr alles, was der Baron gesprochen hatte, ins Lettische zu übersetzen; da brach plötzlich die Mutter in Tränen aus und sagte: „Gnädiger Herr! Ihr wollt mein bestes Kind zum Deutschen machen und mir ihn nehmen, denn nun wird er nichts mehr von mir wissen wollen, wenn er ein Herr wird!" Da faßte der Sohn, ein langer, starker Mann, seine Mutter bei der Hand, küßte sie ehrerbietig und versicherte, was er auch werden möge, immer werde er ihr gehorsamer und dankbarer Sohn bleiben und nimmer vergessen, daß sie seine Mutter sei.

In Dorpat erzählte ich seine Geschichte einigen wackeren Studenten, denen ich im Alter und Streben damals ziemlich nahe stand, und bat sie, diesen ersten Letten freundlich unter sich aufzunehmen. Nach einigen Tagen überbrachte mir einer eine namhafte Summe Geld, die hinreichte, um ihm die einem Studenten nötigen Kleidungsstücke anzuschaffen. Fortwährend begegneten die Studenten ihm mit Achtung, die sein Fleiß, sein regelmäßiges Leben und seine Verständigkeit auch wohl verdienten. Die Unterstützung der Universität blieb auch nicht aus[1]). Nach einigen Jahren empfahl ihn die Universität zu einer Stelle in das Institut für Wege- und Wasserbau, wo er sich ebenfalls auszeichnete und dann als Gouvernementssekretär (oder Leutnant) bei dem Wegebau angestellt wurde. Er ging später als Güterverwalter zu einem reichen Herrn in Rußland. — Dort machten aber bald die Russen, weil er mit ihnen nicht den Herrn betrügen helfen wollte, ihn verdächtig, als sei er der Betrüger. Es kam zur Untersuchung, die zuletzt der Herr selbst in die Hände nahm und erklärte, Williams sei ein rechtschaffener Mann, alle Anklagen falsch, und keiner soll weiter gegen ihn etwas anbringen, sondern Williams ungekränkt in seiner Stelle bleiben. Williams war sehr zufrieden mit diesem Bescheid, lehnte aber die Fortsetzung seines Amtes ab, indem er vorstellte, daß selbst dieser gerechte Herr

[1]) Williams studierte in Dorpat von 1803—1809.

nicht imstande wäre — da er in Petersburg lebte — neue Ränke zu verhindern. Er nahm seinen ehrenvollen Abschied. Der Hauptankläger wußte die Stelle einzunehmen, aber in acht Monaten waren die Einkünfte um viele Tausend Rubel verkürzt; der Betrüger wurde sodann auch entfernt, den Verlust hatte der Herr zu tragen. — Williams ging dann nach Finnland, wo er unter ehrlichen Leuten als Vorsteher einer großen Anlage sich glücklicher befand[1]).

Das neue Gymnasium in Dorpat bekam (1804 den 15. September) 5 Oberlehrer, 1 französischen, 1 russischen, 1 Zeichenlehrer und 1 Gesangslehrer, und 3 Klassen — aber 1820 noch 2 Klassen dazu. Die Oberlehrer waren sämtlich Ausländer: ich — für lateinische und deutsche Sprache und Literatur nebst Philosophie (Logik, Psychologie, Geschichte der Philosophie in kurzer Übersicht usw.); Malmgren aus Schweden für lateinische Sprache und Literatur; Struve aus Altona für griechische Sprache; Lange aus Annaberg für Naturgeschichte und Mathematik; Behmer aus Bärnburg für Geschichte und Geographie.

Die Zahl der Schüler war anfangs klein: eine erste Klasse konnte noch gar nicht gebildet werden. Dies war zum Vorteil der neuen Anstalt, die neuen Lehrer hatten Zeit sich einzurichten: sie und die Schüler hatten den lebhaftesten Trieb, sich Achtung und der Schule Vertrauen zu erwerben, was denn auch in kurzer Zeit gelang, so daß das Gymnasium der Stiftung nach zwar das letzte, im guten Rufe aber für das erste galt. Wirklich sind aus dieser Schule bis 1838 mehr als aus allen übrigen zusammen hervorgegangen, die als Professoren in Dorpat und auf den russischen Universitäten, sowie an Gymnasien und in der Akademie der Wissenschaften als tüchtige Männer angestellt wurden. Es erklärte sich zum Teil auch dadurch, daß die Rigaer und Revaler, wenn es irgend möglich war, darnach strebten, in ihrer Vaterstadt oder Provinz bleiben zu können, da die größere Zahl der aus Livland Gebürtigen eine solche Aussicht einmal nicht hatte und sich also früh daran gewöhnte, ihre Blicke in die Weite zu richten.

[1]) Er wurde Direktor der Spiegelfabrik in Rokkola bei Wiborg. † zu Wiborg 3. April 1847.

Jedes Gymnasium hatte einen beständigen Direktor, nur Dorpat (bis etwa 1814) in der Person eines Professors, der Mitglied der Schulkommission war, einen wechselnden, welches mehr störend als fördernd wirkte, denn am Unterricht nahm er nicht teil und kannte die Schüler wenig oder gar nicht. Zuerst hatte Professor Rambach zwei Jahre dieses Amt, der früher selbst in Berlin zehn Jahre Lehrer an einem Gymnasium gewesen war. Er war allerdings sehr geschäftig und verstand zweckmäßige Anordnungen zu machen, worin wir Lehrer alle ganz ohne Erfahrung waren; auch waren die vierteljährlichen Zensuren, die er über die Schüler hielt, fruchtbringend; er besaß die Gabe, jeden nach seinen Anlagen und Charakter richtig zu schätzen und vermochte also auch jeden so anzureden, wie es für ihn angemessen war. Seine Professur (Staatsökonomie und Statistik) war ihm lästig, und sehr oft kam kein Kollegium zustande, wofür ihm immer die Geschäfte in der Schulkommission und als Direktor zur Entschuldigung dienten.

Wir Lehrer waren öfters in unserem Urteil über ihn nicht gerecht genug, weil er seinen eigentlichen Beruf als Professor allerdings sehr vernachlässigte und sein Hauswesen überhaupt in einem sehr unordentlichen Zustande sich befand. Aber nicht jeder seiner Nachfolger unter den Professoren leistete für das Gymnasium das, was er geleistet hatte; die, welche gar nichts taten und sich um nichts bekümmerten, waren noch die besten, denn sie störten doch nicht. Es wurden die Disziplinarsachen alljährlich einem Oberlehrer nach der Reihe übertragen; in wichtigeren Fällen war die Zustimmung des Direktors nötig. Nach und nach sah jeder ein, daß er das fünfte Rad am Wagen war, und so kam es dahin, daß man auch für Dorpat einen beständigen Direktor einsetzte.

Die Besoldung eines Direktors war ebensowenig hinreichend, als die eines Oberlehrers, denn der Wert der Banknoten hatte mehr als $^2/_3$ verloren (die 800 Rubel B.-A., welche 1804 640 Rubel S. gleich waren, waren seit dem Tilsiter Frieden 1807 ziemlich schnell gesunken, so daß sie nur noch 200 Rubel S. galten). Dieser Zustand nötigte uns, auf Nebenverdienst zu denken mit Privatunterricht und Pensionären. Dazu hatte keiner der vorhandenen Lehrer rechte

Lust, Direktor zu werden, weil jeder fürchtete, daß die bisherigen Kollegen einen aus ihrer Mitte nicht gern als Vorgesetzten sehen würden, und so kam es, daß ein Lehrer der Kreisschule, Rosenberger aus Kurland, Direktor wurde, ein harmloser, kleiner Mann, der keinem beschwerlich werden würde, wie man hoffte. So war es auch; nur war seine Unschlüssigkeit, ja Ratlosigkeit nicht selten schlimmer als Eigenmächtigkeit. Disziplinvergehungen der Schüler ließ er zu oft unbemerkt, bis es denn so weit kam, daß endlich Einhalt getan werden mußte, so daß man 2—3 aus der Schule ausschloß, was sich gewöhnlich nach 2—3 Jahren wiederholte und nicht nötig geworden wäre, wenn man zu rechter Zeit Einhalt getan hätte. Wenn es ihm einfiel, daß er Direktor sei und nicht immer den Rat der Lehrer zu hören brauche, so entschied er von sich aus, aber das geriet gewöhnlich nicht zum besten, er wußte fast nie den rechten Punkt zu treffen und stellte sich bloß, so daß seine Entscheidungen zuweilen modifiziert oder gar zurückgenommen werden mußten. Er tat nie etwas, einem Lehrer zu schaden, aber auch ebensowenig, ihn zu fördern.

Was nun meine Kollegen betrifft, so war Malmgren ein ehrenwerter Vertreter seiner Nation: höchst gewissenhaft in Erfüllung seiner Pflicht; streng gesetzlich und rechtlich in seinem Leben und ganzen Verhalten, bestimmt und ernst gegen die Schüler, aber nicht mehr, als gegen sich selbst; daher genoß er ihre Achtung, und sie rechneten auch auf seinen Beistand, wo sie ihn nötig zu haben glaubten.

Fr. Behmer war 9 Jahre in Berlin Lehrer der Geschichte und Geographie an einem Kadetten-Korps gewesen: kräftig und tüchtig, voll Begeisterung für sein Fach und höchst pflichttreu, dabei eingenommen für alles Preußische (obwohl kein geborener Preuße), wodurch er alle anderen Deutschen sehr von sich abstieß. Darum war die Schlacht von Jena 1806 für ihn in Wahrheit ein Todesstoß. Er hatte aus Berlin leider die Neigung für starke Getränke mitgebracht, aber seit jener unglücklichen Schlacht überließ er sich ihr mehr, unverkennbar, um den Schmerz über Preußens Niederlage zu betäuben. Er wußte sich aber so zu halten, daß sein Amt

nicht darunter litt. In hohem Grade war er bei den Schülern beliebt und genoß das Vertrauen seiner Kollegen. Er starb im Mai 1811 an der Auszehrung, 36 Jahre alt.

Sein Nachfolger war W. Hachfeld aus Göttingen, der in Wolmar einige Jahre Lehrer an der Kreisschule gewesen war. Er brachte 10—12 Pensionäre mit, denn er war ein sehr beliebter Pädagog, fleißig und aufmerksam und von guter Lehrgabe. Seine Privatschule, eine Vorbereitung für das Gymnasium, war mehrere Jahre sehr besucht, verschiedene seiner Kollegen nahmen teil am Unterricht, und das Publikum begünstigte das Unternehmen.

Der Mathematikus Lange war recht brav in seiner Wissenschaft und von wohlwollendem Charakter; fern von jeder Schwärmerei, ließ er nicht gern etwas gelten, wofür man keinen mathematischen Beweis führen konnte, kümmerte und mischte sich nicht in fremde Angelegenheiten, indem er sich der eigenen zugleich auch nicht sonderlich annahm. Er stand mit niemandem übel, aber auch nicht gerade sehr gut, er wollte leben und leben lassen.

Im Jahre 1821 wurde an den Gymnasien ein besonderer Lehrer für Religion angestellt, in Dorpat Aug. Carlblom[1]), Sohn eines Predigers in Estland, ohnweit Reval. Dieser junge Mann war Zögling des Gymnasiums in Dorpat, von ausgezeichneter Begabung. Er wurde von seinen Mitschülern ohne Neid für den besten von allen anerkannt, und dieselbe Anerkennung genoß er auch als Student. Der gute Ruf des Gymnasiums vermehrte sich durch seine Anstellung. Er besaß eine große dialektische Fertigkeit und suchte immer, wie er eine Behauptung widerlegen oder zweifelhaft darstellen könnte. So sehr dies nun auch zum Selbstdenken anreizte, so führte es ihn nach und nach doch dahin, daß er die unzweifelhaftesten Sätze durch Spitzfindigkeit umzustoßen suchte. In dieser Richtung war er so weit festgerannt, daß er nach Verlauf einiger Jahre die abstraktesten Sätze einer längst veralteten Dogmatik verteidigte und selbst für wahr hielt, z. B. daß totgeborene Kinder, weil sie nicht getauft sind, keine Ansprüche auf Seligkeit

[1]) Geb. 1799. Stud. Theol. 1816—1821. Lebte emeritiert in Dorpat, dann in Riga. † 1877.

haben, daß durch Adams Sündenfall die ganze Natur, Tiere und Gewächse verdorben wären und ihre anerschaffene Vollkommenheit verloren hätten und dergl. Und doch besaß er über Astronomie und andere Wissenschaften die klarste Erkenntnis, ohne daran zu denken, daß diese mit seiner finsteren Dogmatik im offenen Widerspruch standen. Er verlor nach und nach den Gebrauch der Augen, und es blieb ihm nur ein trüber Schimmer des Lichts übrig. Doch ist er noch jetzt (1850) imstande, in Privat-Instituten Unterricht in der Geschichte und anderen Gegenständen zu geben und zwar mit dem besten Erfolge. Eben weil er wegen der Schwäche der Sehkraft sich mehr auf die Rede, als auf die schriftliche Mitteilung eingeübt hatte und ihn ein ausgezeichnetes Gedächtnis unterstützte, so war sein mündlicher Vortrag immer lebendig und anregend. Er wurde nach 25-jähriger Dienstzeit emeritiert.

Unter den älteren Bekannten, mit denen ich gelebt habe, war Knorre (aus Magdeburg). Er hatte in Halle studiert, war Lehrer an der Töchterschule und Organist, weil ihm Musik ein Bedürfnis war. Als die Universität erstand, wurde er 1802 astronomischer Observator und außerordentlicher Professor, neben der ersten Lehrstelle. Der General Klinger, der als Kurator die Lehranstalten besuchte, hatte ihn Geometrie für Studenten vortragen hören und sich über die Klarheit und Bündigkeit seines Vortrages gefreut; nach einigen Stunden besuchte er die Töchterschule und findet denselben großen, starken Mann wieder mitten unter kleinen Mädchen, die sehr zutraulich sich gegen ihn benehmen. Der General Klinger sprach seine Verwunderung aus, wie derselbe ernste, streng wissenschaftliche Mann für die Studenten gründlicher Professor und für die kleinen Mädchen selbst kindlich wie ihresgleichen und für sie ganz faßlich sein konnte. Seine Gabe, sich den kleinsten Kindern verständlich zu machen, war so außerordentlich, daß sie, wenn er nur einige Minuten mit ihnen sprach, gleich die Arme ausstreckten und zu ihm hin verlangten. Sein ganzes Leben war unveränderlich wohlgeordnet, genügsam und sparsam, und seine Frau, eine Schwester des Universitätszeichenlehrers und Malers Karl Senff, stimmte ganz mit ihm überein. Seine Kinder wurden in diesem Geiste erzogen

und früh an Fleiß gewöhnt. Er war meist von dem herrlichsten Humor und daher ein sehr beliebter Gesellschafter, aber er gab sich selten dazu her, weil ihm die Zeit zu lieb war, die er lieber auf sein astronomisches Studium verwandte. Er starb 1810, nur etwa 52 Jahre alt. Ich gab den beiden älteren Söhnen von 10 und 12 Jahren ein Jahr lang täglich eine Stunde Privatunterricht, um sie für die III. Klasse des Gymnasiums vorzubereiten. Ich habe nie bessere Schüler gehabt, und so musterhaft verhielten sie sich auch auf dem Gymnasium. Der ältere[1]) genießt in Pernau als Arzt einen ausgezeichneten Ruf; der andere[2]) ist Lehrer der Astronomie in Nikolajew. Der dritte Bruder, ein herrliches Gemüt, und von schönen Geistesgaben, in den Jahren eintretender Mannbarkeit wegen skrophulöser Anlage kränklich, starb 1846 im 40. Jahre als Lehrer der Töchterschule in Pernau.

Mir als Freund am nächsten und vertraulichsten war der Kupferstecher, Zeichenlehrer und Maler an der Universität Karl Senff[3]), der im Jahre 1803 von Dresden mit Frau und Kind nach Dorpat zog. Er war ein selten begabter Mann, als Künstler und Mensch; auch im Gewerbewesen so geschickt und unterrichtet, daß ich ihm mehrmals sagte, wenn auch alle Handwerke untergingen und nur er übrig bliebe, so könnten sie alle durch ihn wieder hergestellt werden. Diese Fähigkeit kam ihm sehr zu statten, denn er war in Dorpat genötigt, sich viele Gerätschaften und Notwendigkeiten bei seinen Arbeiten selbst zu verfertigen, da es an Leuten fehlte, die sie hätten machen können; z. B. Malerleinewand, Firniß, Zubereitung der Farben usw., alles machte er selbst. Die lebhafteste Teilnahme für alles, was menschliches Wohlsein befördern kann, beseelte ihn; mit Rat und Tat war er hilfreich. Auch Gartenbau betrieb er mit großer

[1]) Karl Adolf K., geb. 1799. Stud. Med. 1816—1821. War 1823—1873 Stadtphysikus in Pernau. Gest. 1873.

[2]) Karl Friedrich K., geb. 1801. Stud. Theol. 1816—1821. War 1821—1871 erst Astronom, dann Direktor des Marineobservatoriums in Nikolajew. Gest. 1883.

[3]) Karl August S., geb. 1770. In Leipzig zum Maler ausgebildet; 1803 Zeichenlehrer in Dorpat und 1818 Professor seines Faches an der Universität. Gest. 1838.

Emsigkeit. Überhaupt war er rastlos tätig und in Gesellschaft stets anregend und andere erheiternd. Kein Wunder, daß er im Kreise seiner Bekannten als eine notwendige Person gesucht war; das rechte Leben fing erst an, sobald er erschien.

Was ihn drückte und bekümmerte, war, daß er als Künstler ganz allein war und alles aus sich selbst schöpfen mußte. Er empfand es sehr, daß er dadurch am Fortschreiten in der Kunst sehr gehemmt war. Er mußte sich in seinen Schülern erst eine Genossenschaft heranbilden, so gut es möglich war; sie standen aber doch weit hinter ihm, zerstreuten sich auch nach allen Gegenden hin. Seine Tochter hatte sich als Blumenmalerin trefflich ausgebildet, starb aber 1840 im 39. Jahre und hinterließ 6 Kinder; sie war verheiratet an den Pastor Schilling in Schwaneburg, nahe bei dem Schloß Marienburg.

Senff starb schon im Januar 1838, drei Monate, nachdem ich von Dorpat weggezogen war. Er war mir der vertrauteste und treueste Freund, 33 Jahre lang. Er mußte den Schmerz erleben, daß sein ältester Sohn Karl Julius 1832 starb, da er eben aus Italien zurückkehrte, um seine Stelle als Professor der Architektur in Dorpat anzutreten; er war von herrlicher, künstlerischer Begabung, ganz nach dem Sinn des Vaters. Der zweite Sohn (Karl Eduard) starb 1850[1]) im 40. Jahre als Professor der Mathematik (in Dorpat) ganz plötzlich am Blutsturz, vielleicht eine Folge seiner langen übermäßigen Anstrengung in seinen Amtsgeschäften und Arbeiten.

Im gleichen Vertrauen wie mit Senff lebte ich mit dem Professor der Entbindungskunde Deutsch, der 1805 aus Erlangen nach Dorpat kam, bis 1834 Professor war und dann emeritiert 1835 nach Deutschland mit seiner Tochter zurückging und sich von 1839—43 bleibend in Dresden aufhielt, wo er starb. Er war als praktischer Arzt unter allen seinen Kollegen wohl der vorzüglichste, auch als Lehrer von großem Einfluß; aus seinem Unterricht gingen sehr tüchtige Entbindungsärzte hervor, die sich nach und nach in alle Gouvernements als Praktiker und als Universitätslehrer zerstreut haben. Der Wert dieses Mannes wurde nicht so allgemein anerkannt, als er verdiente, obgleich die Vertrauteren ein unbegrenztes

[1]) † 31. Dez. 1849 a. St.

Vertrauen auf seinen Charakter, wie auf seine Kunst und Wissenschaft setzten. Nicht selten streng in seinen Äußerungen, die oft nur beziehungsweise ihm Ernst waren, war er teilnehmend und gern helfend in wichtigen Dingen.

Im Dezember 1852 feierte die Universität in Dorpat ihr 50jähriges Jubiläum. Keiner von allen, welche die Stiftung 1802 gefeiert hatten, war mehr am Leben, denn nur einige Monate vorher waren die letzten, G. Fr. Parrot (der Vater), schon lange als Professor und dann auch als Akademiker in Petersburg emeritiert, im 86. Jahre, und K. Morgenstern, der Philologe, gleichfalls vor etwa 16 Jahren emeritiert, im 82. Jahre gestorben; selbst die Nachfolger von beiden, Parrot (der Sohn) und Frank (aus Flensburg), waren lange tot. Ein neues Geschlecht, neue Ansichten und veränderter Geist machten sich jetzt geltend, die man doch keine Verbesserung nennen mochte, wenn auch manche Unziemlichkeiten, die sonst unter den Studenten herrschten, abgestellt waren. Die Lehrfreiheit war in engere Grenzen gewiesen und eine drückende und herabstimmende Beaufsichtigung war eingetreten, auch die Wahlfreiheit für unbesetzte Stellen war fast aufgehoben. Jetzt sollen nicht mehr aus Deutschland Professoren berufen werden (damit nicht demokratische Ansichten hingebracht werden), aber mit den Einheimischen reicht man nicht aus, weil die Fähigen gewöhnlich gleich nach beendigten Studien anderweit angestellt worden sind und ihre oft sicherere Stellung nicht wieder verlassen wollen. Wer 25 Jahre gedient und damit das volle Gehalt als Pension verdient hat, verläßt gern seine Stelle und, ist er Ausländer, auch das Land.

III.

Aus Dr. Alexander Wincklers Erinnerungen an Dorpat.

(1820—1821).

Der Verfasser der nachstehenden Erinnerungen, Dr. Alexander Winckler ist 1802 in Estland geboren. Er studierte in Dorpat Medizin von 1820—26 und wurde dann Arzt in Reval, wo er 1863 gestorben ist. Er ist einer der Mitbegründer der Korporation „Estonia". — Aus seinen umfangreichen Erinnerungen hat W. Greifenhagen 1891 im „Rigaschen Almanach" teils im Wortlaut, teils in ausführlichen Auszügen Mitteilungen gemacht. Hier wird der Autor zwar nicht namentlich genannt, doch läßt sich seine Identität aus dem Inhalt der Aufzeichnungen unzweifelhaft feststellen. An dieser Stelle wird ein Teil der interessantesten im Wortlaut angeführten Partien dieser Erinnerungen wiedergegeben.

* * *

Zu Ende des Juli-Monats (1820) trat ich meine Reise nach Dorpat an. Es war nicht die Freude der Reise selbst, die mich berauschte, als ich Platz nahm im großen Frachtwagen, welchen Fuhrmann Vogt mit vier mächtigen Pferden bespannt hatte. Der Gedanke, von nun ab eine unabhängige, höhere Stellung im Leben einzunehmen, erfüllte mich mit einer Freudigkeit, die jede andere

Empfindung ausschloß. Über diesen Jubel, den ich nicht unterdrücken konnte, soll meine Mutter ganz untröstlich gewesen sein, indem sie hierin gänzliche Teilnahmlosigkeit für das elterliche Haus zu erblicken glaubte. In 2½ Tagen bei recht günstigem Wetter beendigten wir über Oberpahlen die Reise. Zwar wurde ich als Fuchs tüchtig gehudelt, fühlte mich auch anfänglich durch die etwas untergeordnete Stellung unter den Landsleuten unangenehm berührt. Da ich aber schon auf der Schule mit diesem fatalen Umstande, in den sich jeder Fuchs fügen muß, bekannt geworden war, so fügte ich mich auch jetzt darin und hatte auch das Glück, weniger als die übrigen Abiturienten mit dem Namen eines Krassen belegt zu werden.

In Dorpat angekommen, mietete ich beim Fuhrmann Vogt[1]) in der Steinstraße für 75 Rubel zwei kleine Zimmerchen, ein dumpfes feuchtes Loch mit ein paar rohen Tischen, 6—8 Strohstühlen und einem etwas gebrechlichen Bette. Meine wirtschaftliche Einrichtung war bald gemacht und entsprach nur den notwendigsten Bequemlichkeiten, so daß an ein freundliches Zuhauseleben gar nicht zu denken war. Ehe ich vom Rektor Evers immatrikuliert wurde, mußte ich mich, obschon ich von der Schule ein gutes Zeugnis erhalten hatte, einem sehr unbedeutenden Tentamen unterwerfen, belegte vorschriftsmäßig meine Collegia, die ich leider sehr unregelmäßig besuchte. Die Masse neuer Erscheinungen, die mir bis dahin völlig unbekannte Unabhängigkeit verhinderten, daß ich wieder zum klaren Bewußtsein meiner selbst und der mir obliegenden Pflichten gelangen konnte. Ich mußte an einer Menge kleiner Kneipereien Anteil nehmen, so daß ich vor dem eigentlichen Fuchskommers in jeder Woche 2—3 Saufgelage mitmachte. Völlig gedankenlos warf ich mich in diesen Strudel und hätte mich die Vorsehung nicht gnädig bewahrt vor der Bekanntschaft mit schlechten Menschen, so wäre ich gewiß körperlich und geistig zugrunde gerichtet worden. In jener aufgeregten Stimmung war ich für alles empfänglich. Später, als mir die Burschenverhältnisse klarer wurden, erkannte ich den Grund, weshalb ich in alle

[1]) Ein Bild (Stich) dieses alten „Studentenfuhrmanns" Vogt befindet sich in der Dr. A. Buchholtzschen Porträtsammlung in der Bibliothek der Altertumsgesellschaft in Riga.

jene Kreise, die meistens aus Livländern bestanden, gezogen wurde; meine Eigenliebe schrieb dieses freundliche Entgegenkommen meiner Persönlichkeit zu; jedoch der eigentliche Grund lag tiefer, in den damaligen Burschenverhältnissen.

Es hatte sich nämlich in Dorpat, ähnlich wie auf deutschen Universitäten, eine allgemeine Burschenschaft gebildet, deren Tendenz auch hier darauf gerichtet war, jeden Unterschied in den drei Ostseeprovinzen aufzuheben. Es sollte wenigstens im Burschenleben jenes isolierte provinzielle Verhältnis der Studenten aufhören. Alles, was nicht in der Natur der Sache liegt, muß auch schief und verkehrt gehen; so auch mit dieser Burschenschaft. In Deutschland, wo die Begeisterung für ein allgemeines Band aller deutschen Länder jedes Herz erfüllte, wo die Begeisterung in dem kürzlich durchfochtenen Kampfe für deutsche Freiheit fortwährend Nahrung fand, mußte notwendig die Idee einer allgemeinen Einheit auf Universitäten lebendig werden und regte wohltätig die geistige Entwicklung des ganzen an. In Dorpat aber, wo alle diese Motive fehlten, wo jede politische Tendenz unausführbar war, konnte eine solche allgemeine Burschenschaft nur eine verfehlte Wirkung hervorbringen und führte nur die Entstehung einzelner Cliquen herbei, die sich schroffer gegenüber standen, als es je später bei den Landsmannschaften der Fall war, und die um so nachteiliger wirkten, als nun das ganze ohne einen Halt dastand. Das Wort „beliebter Bursch" hatte für die Ehrgeizigen einen so mächtigen Zauber, daß sie jede freie, selbstständige Äußerung ihrer Ansicht aufopferten, um dieses Wort sich zu erringen. Jeder glaubte in dem andern einen Nebenbuhler zu finden, so daß, anstatt ein herzliches Zusammenleben zu begründen, nur Mißtrauen und Mißgunst herrschte. In der natürlichen Trennung unserer Ostseeprovinzen in Est-, Liv- und Kurland und Riga war der Keim zur Auflösung einer solchen allgemeinen Verbindung zu tief begründet, als daß ohne wirklich höhere Motive eine tüchtige Burschenschaft bestehen konnte.

Die Livländer und Rigenser, unter denen damals mehrere hervorstechende Talente sich geltend machten, strebten mit aller Kraft, die Burschenschaft aufrecht zu erhalten, und es gelang ihnen, die

lebhaftesten und tätigsten unter den Estländern für diese Idee günstig zu stimmen. Der größere Teil der Estländer neigte sich jedoch entschieden zur Trennung und Bildung einer Landsmannschaft. Die Kurländer, unter denen damals eine Menge wilder, ehrgeiziger Menschen sich befand, traten aber insgesamt als entschiedene Gegner der Burschenschaft auf, wagten es aber noch nicht, als organisierte Landsmannschaft in entschiedene Opposition zu treten. Auf andern Universitäten verlangte man nur Gleichheit und selbst der bloße Gedanke, Landsmann sein zu wollen, wäre nur als eine krasse Äußerung früherer Barbarei angesehen worden. Aber bei allen öffentlichen Verhandlungen, wo allgemeine Interessen besprochen wurden, bemerkte ich schon bei den Kurländern die Abneigung, sich den Vorschlägen der sogen. „Beliebten" zu fügen und sie suchten mit vieler Konsequenz es so einzurichten, daß bei allen burschenschaftlichen Wahlen eine bestimmte Anzahl Kurländer gewählt wurde.

Rydenius[1]) und Overlach[2]), die das Verkehrte des damaligen Burschenlebens lebhaft fühlten, wußten die größte Mehrzahl der neu hinzukommenden Estländer an sich zu ziehen und schlossen sich näher an die Kurländer. Um sie nun diesem, wie sie meinten, schädlichen Einflusse zu entziehen, führten Hippius[3]) und andere, die sich ganz von der Idee einer allgemeinen Verbindung auf Universitäten hatten hinreißen lassen, Ahrens[4]) und mich in eine Menge Kreise, die aus Livländern und Rigensern bestanden, ein und das war der Grund, weshalb ich bei ihnen freundliche Aufnahme fand.

Von großem Werte ist mir die Erinnerung an den freundschaftlichen Umgang geblieben, den ich in diesem halben Jahr mit Ahrens hatte. Von der untersten Klasse der Domschule an in Reval zusammen lebend, hatte sich zwischen uns ein gutes Einvernehmen gebildet, welches allmählich, als wir die höhern Klassen betraten,

---

[1]) Peter Alex. R., geb. 1800. Stud. Jur. 1819—1821. Gest. in Reval 1823.

[2]) Emil O., Stud. Med. 1819—1825. Arzt in Petersburg. Gest. 1878.

[3]) August Wilh. H., geb. 1801. Stud. Theol. 1819—1822. Lehrer in Reval. Gest. 1884.

[4]) Eduard A., geb. 1803. Stud. Theol. 1820—1823. Pastor zu Kusal in Estl. Gest. 1863.

fester wurde. Beide hatten wir in unsern letzten Schuljahren den Einfluß der damals beliebtesten Tagesschriftsteller, wie Hofmann, Tieck, Fouqué und Horn, lebendig empfunden, nur daß Ahrens seinen hellen klaren Verstand bewahrt und die Einwirkung auf die Phantasie nie überwiegend werden ließ, dagegen ich mich mit der ganzen Leidenschaftlichkeit meines Gemüts diesem Einflusse hingab. Fouqué hatte weniger auf mich eingewirkt. Mir war in seinen Dichtungen das Mystisch-religiöse, wie auch die darauf sich gründende Übermacht einzelner Personen unangenehm; mein natürliches Freiheitsgefühl verletzend, obschon mich das ritterlich-abenteuerliche Suchen der Gefahr um ihrer selbstwillen in seinen Personen sehr ansprach. Tiecks Lowell und Kaiser Octavian aber übten einen tiefen entschiedenen Einfluß auf mich aus, der erstere Roman durch die zügellose Leidenschaftlichkeit seiner Personen, der Octavian durch das Zaubermärchenhafte der ganzen Dichtung. Er machte mir die Natur lebendig und weckte in mir jene tiefe, glühende Sehnsucht, die, ohne ihres Gegenstandes bewußt zu sein, das Gemüt ergreift. So empfänglich gemacht, mußte Hofmann, den ich in Dorpat erst kennen lernte, den tiefsten Eindruck auf mich machen. Nicht das Grauenhafte, wirklich Gespenstische in seinen Erzählungen vermochte meine Einbildungskraft zu erregen, sondern jenes heiße, zehrende Verlangen nach etwas Höherem, Geistigem, mochte es in der Liebe oder in der Kunst sein, dieses Sehnen nach der Erfüllung mir unbekannter Freuden teilte sich mir unmerklich mit. Glücklicherweise war ich damals zugleich in einen Strudel neuer Bekanntschaften, eines neuen kräftigen Lebens getreten, sonst hätte ich leicht von der ruhigen, klaren Auffassung der äußern Welt abgeleitet werden können. Für meinen Charakter war nichts gefährlicher, als dieses Sichhingeben an ein Phantasieleben.

In diesem Jahre (1820), gegen Ende August, wurde von allen Studenten ein allgemeiner Fuchskommers gefeiert. Sechs große Böte brachten fast 250 Studenten auf dem Embach nach Quistenthal hin. Auf einem derselben befanden sich die Füchse und vorn auf dem Schnabel des Botes saß Walter mit über dem Wasser hängenden Beinen, in der Hand ein Rappier und auf dem Kopf eine Allongenperrücke aus Hobelspänen. Ein kleines Boot führte die Kanonen und

als wir die Steinbrücke passierten, ward die Stadt mit sechs Schüssen auf einmal salutiert. Beim Landen empfingen uns eine Menge Kanonensalven, die wir zu erwidern nicht unterließen. Allmählich langten der Rektor, die Professoren und die angesehensten Männer der Stadt in Quistenthal an. Eines jeden Professors Ankunft ward mit Kanonen, Musik und allgemeinem Hurrah gefeiert. Das erhielt alle in einer frohen, lebendigen Stimmung. Gewaltigen Jubel bei Spielern und Zuschauern erregte ein allgemeines Tournier. Es standen sich gewiß 30—40 Paare gegenüber; dreimaliger Trompetenstoß gab das Zeichen zum Angriff und nicht lange, so stießen auch beide Reihen mit großer Heftigkeit aneinander. Die Niederlage, die nach dem Chok erfolgte, war groß. Auf beiden Seiten waren Reiter und Roß zu Boden gestürzt. Auch mein Gegner lag im großen Haufen. Taumelnd erhielt ich mich noch aufrecht und suchte mit meinem Reiter Overlach aus dem Gedränge zu kommen, ward aber von einem neuen Gegner, der sich gleichfalls erholt, angegriffen — beim ersten Anstoß stürzten wir beide zu Boden. Mir schwindelten die Sinne, ich glaubte, mein Genick sei gebrochen. Dieser Kampf endigte, ohne daß eine Partei den Sieg davongetragen; denn die Letzten stolperten von selbst, teils fielen sie vor Erschöpfung beim letzten Zusammenstoß zu Boden.

Am Abend erhielten die Gäste ein sehr gutes Mahl; die Wirte selbst begnügten sich mit einem sehr mäßigen Abendbrot aus Heringen, Butterbrot usw. Nach gestilltem Hunger setzte sich alles an lange, hölzerne Tische, auf denen mächtige Schalen mit Bischof und Capcello standen. Zugleich war auf jeden Tisch ein Zuber mit Wasser gestellt, woraus dem Fuchs, der sich gegen die Disziplin vergangen hatte, ein sog. Verschiß zugetrunken wurde. Lieder wurden gesungen, der Landesvater gemacht, bis endlich die meisten ihrer Sinne nicht mehr mächtig waren. Wenigstens bin ich mir nicht bewußt, wie ich nach Hause gekommen. Diese Kommerse übten einen sehr wohltätigen Einfluß auf die Burschenwelt aus. Man sah sich hier als eine Korporation im Gegensatze zum städtischen Leben an. Die Professoren lernten hier den Wert kennen, welchen sie durch ihre Lehrweise und ihr sonstiges Verhalten gegen die Studentenwelt zu erwarten

hatten. Mit ausgelassenem Jubel wurden die Professoren empfangen, die sich Liebe und Achtung der Studenten erworben hatten, und dies stach sehr gegen den Empfang unbeliebter Professoren ab.

Mit der vornehmen Welt Dorpats verdarb ich es auf eine fatale Art. Einem alten General, an den seine Großtochter mir in einem Anfalle von Herablassung ein Empfehlungsschreiben abgegeben hatte, ward dieser Brief durch einen Burschen des Fuhrmanns Vogt abgegeben, welches den Alten gewaltig entrüstete, denn ich war ihm als Abgeber empfohlen worden. Eine alte Fürstin, deren Sohn von meinem Vater aufgenommen und von einer langwierigen Krankheit hergestellt worden war, hatte die Güte sich meiner in Dorpat zu erinnern und ließ mich zu einem Besuche auffordern, wozu ich mich nach einem unsäglichen Kampfe mit mir selbst entschloß. Ich hatte meine notdürftige Toilette so sorgfältig wie möglich eingerichtet, lange in ihrem Vorzimmer an, wo mich ein Schlingel von Bedienten zu warten anweist. Dies entrüstete mich dermaßen, daß ich sogleich umkehrte mit dem festen Vorsatz, nie wieder ähnliche Besuche zu machen, was ich auch in Dorpat getreulich gehalten habe. Mein fester Entschluß war, so lange ich mich in Dorpat aufhalten sollte, so frei und unabhängig als möglich zu stehen.

Nach einiger Zeit hatte ich sogar das Unglück, bei Gelegenheit eines großen Gastmahls dem Dörptschen Polizeimeister Gessinsky mit der Gabel die Perrücke zu verschieben. Da ich mich verspätet, so plazierte ich mich, weil ich an der großen Tafel keinen Platz fand mit mehreren andern, die sich gleichfalls verspätet hatten, auf dem erhöhten Orchesterplatz. Die Honoratioren saßen dicht unter dieser Erhöhung. Uns, als den Letzten, wurde der Rest der Speisen gebracht, mithin fiel unsere Beköstigung sehr dürftig aus. Um mich nun zu entschädigen, griff ich mit der Gabel in die Schüssel, als dieselbe vom Bedienten dem Polizeimeister gereicht werden sollte. Dieser zieht die Schüssel weg, meine Hand hatte jedoch den Schwung schon erhalten und die Gabel fuhr so dem Polizeimeister als einer Standesperson in die Perrücke.

Das Semester näherte sich immer mehr seinem Ende. Ohne Ausdauer, ohne den geringsten Eifer für meine Wissenschaft hatte

ich gearbeitet und die ganze Ausbeute bestand nur in einzelnen Bruchstücken der Osteologie, etwas Physik, Chemie und Botanik. In betreff meiner innern, gemütlichen Entwicklung, so schien diese sehr unbedeutend gewesen zu sein. Denn angeregt von dieser Masse neuer Erscheinungen, hatte ich mich fast gedankenlos den ersten Eindrücken hingegeben und konnte auch, da die untergeordnete Stellung eines Fuchses in der Burschenwelt etwas sehr drückendes an sich hat, zu keiner rechten selbständigen Entwicklung gelangen. — —

Meine frühere Wohnung bei Vogt behielt ich im folgenden Semester bei. Mit dem Teil meiner Landsleute, der sich schon zur Bildung einer Landsmannschaft einigte, hatte ich nur sehr geringen Umgang, kaum daß wir uns auf der Straße grüßten. Ich bewegte mich hauptsächlich in drei Kreisen. Der eine bestand fast nur aus Rigensern, die mit mir bei Vogt wohnten. Irbe[1]), ein geborener Lette, eine rohe, kräftige Natur; Hellmann[2]), ein unselbständiger, aber lebhafter Charakter, ohne innere Bildung, und Meyer, gut, aber sehr dumm; diese drei wohnten zusammen. Eine Menge anderer Rigenser besuchte sie sehr häufig, und um die Zeit zu vertreiben, nahmen wir zum Bostonspiel, worin wir fast alle Anfänger waren, unsere Zuflucht, gewannen dann endlich Geschmack daran, so daß selten ein Tag vorüberging, an dem nicht gespielt wurde. Ich ward den andern bald im Spiel überlegen und am Schluß des Semesters bemerkte ich mit Vergnügen, daß ich ziemlich fest in der Berechnung des Spiels wurde. Im übrigen äußerte dieser Kreis nur einen geringen Einfluß auf mich, da er meistens aus Leuten bestand, die, Irbe ausgenommen, nichts Hervorstechendes in ihrem Charakter hatten.

In einem andern Kreise, welcher aus Hesse[3]), Berg[4]), Sale-

[1]) Johann Christ. J., geb. 1800. Stud. Theol. 1821—1823. Später Lehrer an der Gemeindeschule in Hirschenhof. Gest. 1839.

[2]) Karl Friedrich H., geb. 1799. Stud. Med. 1820—1826. Arzt in Dünaburg. Gest. 1831.

[3]) Karl Herm. H., geb. 1802. Stud. Med. 1821—1825. Arzt in Merjama, dann in Weißenstein in Estl.

[4]) Karl Georg B., geb. 1802. Stud. Theol. 1820—1824. Schriftführer des Gouv.-Schulendirektors, dann Zensorgehilfe in Riga. Gest. 1862.

mann[1]), Krause[2]), Pezold[3]), Carlblom[4]), Dehn[5]) und andern gebildet wurde, fühlte ich mich sehr wohl. Alle diese waren mit mir zu gleicher Zeit immatrikuliert[6]) worden, hatten das Gymnasium in Dorpat gut durchgemacht und, geläutert durch eine tüchtige Schulbildung, hatte sich in einem jeden von ihnen eine bestimmte, selbständig ausgeprägte Eigentümlichkeit des Wesens entwickelt. Viele angenehme Stunden verlebten wir miteinander, und es hätte sich mir gewiß aus diesem Kreise für mein ganzes Leben ein recht traulicher Freundeskreis gebildet, wenn nicht die gewaltsame Trennung der Landsmannschaften von der Burschenschaft im II. Semester 1821 und die erbitterte Spaltung zwischen der est- und livländischen Landsmannschaft im II. Semester 1822 störend dazwischen getreten wäre.

Der dritte Kreis bestand hauptsächlich aus den eifrigsten Anhängern der Burschenschaft, die ich, um mir eine Stellung in der Burschenwelt zu sichern, besuchen mußte. Diese sogen. „Beliebten" sahen streng darauf, daß man sie öfters besuchte, wo sie dann nie unterließen, die Herrlichkeit einer allgemeinen Burschenschaft zu preisen, und nach einigem Verweilen den armen Fuchs huldreichst entließen. Diese blieben mir immer fremd; teils waren sie mir zuwider, teils völlig gleichgültig, und so hatte ich auch mit keinem von ihnen eine bleibende Verbindung geknüpft.

Schon gleich mit dem Anfang dieses Semesters bemerkte man deutlich ein entschiedenes Streben der Kur- und Estländer, sich von der allgemeinen Burschenschaft zu trennen. Es entstanden auf Kommersen, namentlich auf einem Kommers im „Weißen Roß", wo die Kurländer ein lautes „vivat Curonia" ausriefen, die heftigsten

---

[1]) Paul S., geb. 1798. Stud. Theol. 1821—1823. Gest. 1828.

[2]) Hermann K., geb. 1800. Stud. Med. 1820—1825. Später Arzt in Reval. Gest. 1836.

[3]) Alexander P., geb. 1802. Stud. Jur. 1821—1824. Prof. am Lyzeum in Zarskoje Sselo. Gest. 1851.

[4]) August C. Vgl. o. S. 71.

[5]) August Joh. v. D., geb. 1801. Stud. Jur. 1820—1821. Besitzer von Weltz in Estl. Gest. 1879.

[6]) Einige davon ein Semester später. Ein leicht erklärlicher Gedächtnisfehler des Verf.

Reibungen. Der Tumult, der durch einen Toast erregt wurde, war furchtbar. Mich interessierte die ganze Sache zu wenig und so ist mir auch der Ausgang und der ganze Verlauf des dadurch entsponnenen Streites entfallen. Dieser Mangel an Interesse fiel doch endlich den „Beliebten" auf und sie begannen, mich mit einigem Mißtrauen zu betrachten. Da ich aber auf allen Kommersen tüchtig zechte, mitschrie und meinen Beitrag willig zahlte, so gaben sie nicht alle Hoffnung auf mich auf und suchten mich stets in ihren Zirkeln zu erhalten.

Bei jenem letzterwähnten Kommerse lernte ich Wilhelm Ignatius[1]) kennen, mit dem ich bis zu seinem Tode ein sehr gutes Verhältnis erhielt. In wissenschaftlicher Beziehung etwas beschränkt hatte er sich durch ein ruhiges, anspruchsloses Benehmen eine so allgemeine Zuneigung erworben, daß man sich jedesmal freute, wenn man ihn ins Zimmer treten sah. Er war mehrere Jahre älter als ich, und dadurch glaubte er sich berechtigt, mich, wenn ich im Begriff war, einen unbesonnenen Streich vom Stapel zu lassen, zu warnen und zu ermahnen.

Im Frühjahr entspann sich zwischen Studenten und Handwerkern eine erbitterte Feindseligkeit, die nur dadurch veranlaßt wurde, daß die letztern sich angemaßt hatten, sich auf dieselbe Weise zu kleiden, wie es damals bei den Studenten üblich war. Anfangs prügelte man sich nur in kleinen Gruppen, aber allmählich wurden daraus Prügeleien en masse, sogen. Knotenhetzen.

Es war ein schöner Tag an einem Sonntage, die Luft ungewöhnlich milde und freundlich; wir gingen mit Irbe nach Ratshof hinaus. Das Gehege fanden wir gedrängt voll von Knoten. Wir stutzten anfangs, unschlüssig, ob wir allein es wagen sollten, in dieses Gedränge einzutreten. Doch die Ehre eines Studenten war uns teurer als unser Fell, und mit klopfendem Herzen drängten wir uns durch die Hauptgänge des Parks. Wir hüteten uns sehr, unbesonnene Händel anzufangen, und waren endlich froh, die Hauptgänge durchgegangen zu sein, um mit Anstand den Platz verlassen zu können.

[1]) Karl Wilh. J., geb. 1796. Stud. Theol. und Med. 1816—1818 und 1821—1824. Arzt in Reval. Gest. 1832.

Auf dem Rückwege zur Stadt begegneten uns wenigstens über 100 Studenten, die in einzelnen Gruppen oder auch reihenweise den Weg nach Ratshof nahmen. Diesen schlossen wir uns an, berichteten über die große Menge Knoten, die sich im Park vereinigt hätten, dann ging es rasch und munter mit vollem Gesang nach Ratshof. Den Hauptgang fanden wir rein, durchzogen ihn und lagerten uns auf einem runden Platze nicht weit von dem See. Ein allgemeines „gaudeamus" wurde angestimmt; aber die meisten prüften dabei ihre Knüttel; denn vorauszusehen war es, daß sie bald tüchtige Arbeit bekommen müßten.

Nicht lange lassen unsere Gegner auf sich warten; von weitem schon hören wir ein wahres Gebrüll von einem Liede, das immer näher und näher rückt, bis endlich die buntscheckige Masse sichtbar wurde. Langsam biegen sie in den breiten Gang und gelangen auf den Weg, der uns trennte, und fordern uns so gleichsam zum Kampfe auf. Die meisten hatten rote Mützen mit gelben Schnüren und Troddeln, eine Hauptveranlassung zu den beständigen Mißhelligkeiten. Sie verschwanden endlich in einen andern Gang, als plötzlich der Ruf: „Bursche heraus" aus dem Gebüsch erschallte. Im Augenblick ist alles auf den Beinen und nun geht es drauf und dran; das Geschrei, das Zusammenschlagen der Knüttel, alles das gab einen solchen Lärm ab, daß alles, was sonst zum Vergnügen aus der Stadt hinausgegangen war, flüchtete. Beinahe ¼ Stunde dauerte der Kampf und ward mit der heftigsten Erbitterung von beiden Seiten geführt. Die meisten bluteten und mußten sich halb betäubt wegführen lassen. Endlich gelang es, die widerspenstigen Gegner zu Boden zu werfen, worauf die ganze Masse auch den Kampfplatz verließ und sich auf die Flucht begab. Als alle mit der ganzen Anstrengung ihrer Kriegerkraft stritten, erwischte der Rigenser Baumgarten[1]) einen Tuchlappen nach dem andern und war so tätig dabei gewesen, daß er aus den verschiedenen Fetzen mit großen Kosten einen Frack machen ließ, der aber ein scheußliches Aussehen hatte und den er bei allen feierlichen Gelegenheiten trug. Ihn fürchteten

[1]) Robert B., geb. 1797. Stud. Jur. 1819—1820. Lehrer in Petersburg. Gest. 1839.

die Knoten am meisten, denn er kannte kein Erbarmen, wenn es ihm gelang, auch nur einen Zipfel von einem Frack oder Überrock in die Hände zu bekommen.

Gegen Ende dieses Semesters zogen die meisten Garderegimenter durch Dorpat und erregten dadurch, daß sie meistens in Parade durch die Stadt zogen und des abends auf den Straßen Musik machten, viel Leben. Auch sah ich mit diesen Durchzügen mehrere Jugendbekannte, wie Pohlmann und die beiden Nassakins, wieder, was mir viel Freude machte. Den Offizieren soll ein strenger Befehl erteilt worden sein, alle Händel zu vermeiden, sowie auch an uns eine strenge Mahnung am schwarzen Brette zur Bescheidenheit ergangen war. Diesem Befehle wurde von beiden Seiten Folge geleistet und es fand gegenseitig eine sehr freundliche Behandlung statt. Als die Husaren durchzogen, traf es sich, daß dort, wo das Regiment bei seinem Übergange über die steinerne Brücke eine breite Kolonne entfaltete, die Studenten auf dem Balkon der akademischen Muse „Lützows wilde verwegene Jagd" anstimmten. Freundlich wurde dieser Gruß von dem Offizier erwidert. Der Oberst dieses Regiments hatte Gelegenheit, sich als einen trefflichen Reiter zu zeigen. Auf einem herrlichen, leichten Pferde reitend, sprengte er dem Regimente vorüber die ganze Länge des Marktes hin. Bei der Thörnerschen Apotheke wirft er das Pferd im Galopp herum, dieses gleitet aus und stürzt auf die Seite. Der Oberst bleibt mit einem Fuße unter dem Pferde, dieses rafft sich auf, bäumt sich dann, er, den einen Fuß im Steigbügel und mit einer Hand die Zügel fassend, schwingt sich im Nu in den Sattel und fort ging es der Kolonne entgegen. Es war ein untersetzter, etwas ältlicher Mann und gewann durch dieses hübsche Stückchen allgemeine Teilnahme.

Die erste Annäherung an meine Landsleute geschah am Schluß des Semesters auf einem großen, allgemein verabredeten Spaziergange nach Ratshof. Es wurde auf dem früheren Kampfplatze ein Feuer angezündet und die Zeit verging schnell und angenehm mit allerlei Spielen. Als es ziemlich dunkel geworden, hatte ich mich allein in einen Seitengang begeben, ermüdet und fast unangenehm berührt von dem Treiben der sogen. „Beliebten". Plötzlich stand

Rydenius vor mir und begann allmählich meine Ansichten über die gegenwärtige Lage der Burschenwelt zu prüfen. Ich sprach meine Ansichten offen aus und gab zu, daß dieses Ringen nach Beifall bei Allen und die daraus hervorgehenden Cliquen schon einen widerlichen Charakter angenommen hätten. Da trat Rydenius mit seinen Plänen offen hervor und erklärte, nur in der Bildung von Landsmannschaften könnte ein rechtes Verhältnis unter den Studenten gedeihen und forderte mich zur Teilnahme auf. Diese Aufforderung lehnte ich jedoch ab und suchte die Nachteile einer Landsmannschaft mit den damals üblichen Gründen zu beweisen. Rydenius ließ den Gegenstand fallen. Wir gingen noch lange nachher spazieren und ich mußte beim Scheiden ihm das Versprechen geben, ihn öfters zu besuchen. Von ihm sehr freundlich aufgenommen, von den übrigen aber mit einer befremdenden Zurückhaltung behandelt, entzog ich mich mit dem festen Vorsatze, diesen Kreis nie wieder zu betreten.

In diesem Semester hatte ich für mein Fach gar nichts getan. Bis zum Frühjahr war ich nur in den Kollegien gewesen und das nicht mal ganz pünktlich. Eine Wissenschaft hatte ich mir erwählt, ohne sie zu kennen, und ich fühlte mich, aufrichtig gesagt, von der Anatomie angeekelt. Eine große Summe hatte ich ausgegeben und außerdem Schulden gemacht. Diese Schattenseiten meines Dörptschen Lebens begannen mich zu beunruhigen. Zum ersten Male dachte ich an meine Zukunft und gab mir das Wort, umsichtiger mit meiner Zeit und meinem Gelde umzugehen.

Im Anfang des II. Semesters 1821, kam es in der Burschenwelt zum förmlichen Bruch. Ein allgemeiner Konvent sollte die Wahlen der Ausrichter zum Fuchskommers entscheiden. Dieser Konvent fand auf dem Dome statt. Die Est- und Kurländer verlangten, daß die Wahlen eine gleiche Anzahl aus jeder Provinz treffen sollten, welches von den Anhängern der Burschenschaft entschieden verworfen wurde. „Nun, so feiern wir den Fuchskommers allein," riefen Kur- und Estländer durcheinander. Bei dieser entschiedenen Wendung der Sache sprachen die Burschenschafter zuerst den Verschiß aus und dieser wurde sogleich mündlich erwidert. Der Tumult, die Erbitterung waren furchtbar und man trennte sich endlich unter

den heftigsten Vorwürfen. Am andern Tage beriefen die Estländer unter sich einen Konvent und ein jeder sollte erklären, zu welcher Ansicht er sich bekenne. Da bildeten sich zwei Hauptparteien. Rydenius und Overlach sprachen sich für Bildung einer Landsmannschaft aus, Hippius u. a. für das Fortbestehen der Burschenschaft, Haller, Baucker, und ich wollten neutral bleiben und feierten mit keiner Partei den Fuchskommers. Jedoch war mir diese Teilnahmlosigkeit so drückend, daß ich schon am folgenden Tage Landsmann wurde. Obschon ich stets vollen Ersatz in den freundschaftlichen Verhältnissen zu meinen Landsleuten fand, so fiel mir doch anfänglich die Trennung von Berg, Krause, Salemann und den übrigen sehr schwer. Fest entwickelte sich bei uns das landsmannschaftliche Bewußtsein und wir haben köstliche, heitere Stunden unter uns verlebt.

Am 7. September konstituierte sich die „Estonia", nahm ein Wappen an und richtete einen förmlichen Paukapparat ein.

IV.

Aus den Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders.

(1812—1840).

Emil Anders, langjähriger Universitätsbibliothekar in Dorpat, ist 1806 in Dorpat geboren. Sein Vater war dort Kreisschulinspektor und später Bibliothekssekretär. Er studierte in seiner Vaterstadt in den Jahren 1823—26 und wurde dann als stellvertretender Bibliothekarsgehilfe angestellt; 1835 wurde er Bibliothekssekretär und 1860 Bibliothekar, was er bis 1871 blieb. Später siedelte er zu seiner Tochter Gräfin Magda Stenbock — Anders war selbst mit der Gräfin Pauline Stenbock vermählt — nach Kolk in Estland und endlich nach Petersburg über, wo er hochbetagt 1887 gestorben ist. Er hat sich während seiner langen Tätigkeit um die Universitätsbibliothek außerordentlich große Verdienste erworben. — Seine „Erinnerungen" hat er erst in seinen letzten Lebensjahren niedergeschrieben. Sie sind zuerst, mit einer eingehenden Würdigung der Persönlichkeit des Verfassers versehen, von Prof. L. v. Schroeder in der „Balt. Monatsschrift" 1892 (Bd. 39) herausgegeben worden. Hier werden sie mit beträchtlichen Kürzungen der Stellen, die weniger allgemeines Interesse haben, wiedergegeben.

* * *

Im denkwürdigen Jahre 1812 war ich 6 Jahre alt, und ich hörte viel von den Franzosen in Rußland und deren Zug nach Moskau

erzählen, wie früher von der großen französischen Revolution und deren Greueln, der Hinrichtung des königlichen Paares, vom großen Napoleon, dessen Organisationstalent mein Vater ebenso sehr als seine strategischen Verdienste bewunderte. Abweichend von meinem absolutistisch gesinnten Onkel Jakob wußte er auch die anfänglichen Segnungen der französischen Revolution anzuerkennen und neigte konstitutionellen Ansichten zu, ohne sich mit seinen Brüdern und Andersgesinnten deshalb zu veruneinigen. Die Franzosen fürchtend, waren verschiedene Personen aus Dorpat geflohen, auf Nachrichten aus Riga, wo der Generalgouverneur Essen schon die Vorstädte abbrennen ließ, um die große schöne Dünastadt gegen die Franzosen zu schützen, deren Nähe er schon in einer aufgewirbelten Staubwolke witterte. Als diese sich verzogen und als Urheber derselben nicht ein feindliches Heer, sondern eine friedliche Heerde Ochsen zu Tage getreten war, soll Essen reuevoll über seinen voreiligen Befehl, den er in trunkenem Mute gegeben, mit Bestürzung an einem in der abgebrannten Vorstadt allein stehen gebliebenen Hause die Inschrift gelesen haben: „Essen, Essen, warum hast du mich allein vergessen?“ Von den aus Dorpat Geflüchteten sollen übrigens manche gerade in Moskau beim großen Brande umgekommen sein.

Mein Vater fürchtete etwaige Einquartierung der Franzosen nicht, da er ihre Sprache sprechen konnte; aber selbst unser deutscher Adel, der sich durch den Gebrauch derselben, so mangelhaft er sie auch oft nur zu handhaben wußte, von dem Bürgerstande unterscheiden wollte, wagte während des französischen Krieges auf der Straße nicht französisch zu sprechen, um nicht vom fanatisierten Volke insultiert zu werden. Wir hatten damals auch stehendes Heer in Dorpat, und Truppenmassen zogen durch die Stadt, vor und nach dem Kriege. Als die Franzosen nach dem Brande Moskaus aus Rußland abgezogen waren, passierten Gefangene, Franzosen und Spanier, elend und zerlumpt, häufig durch Dorpat und wurden, auf dem Markte lagernd, von mitleidigen Einwohnern mit Almosen, Lebensmitteln und Bekleidungsstücken versorgt. Gefangene oder verwundete französische Offiziere boten in den Häusern für ein paar Kupferkopeken artige Bleifederzeichnungen zum Kauf, die man ihnen

gern abnahm, ihr schweres Los bedauernd, das sie mit edlem Anstande zu tragen wußten.

Der Winter des Jahres 1812 war so kalt, daß Vögel tot aus der Luft fielen. Nach dem Frieden holten sich auch in unserem Hause wieder, wie ehedem, Nonnen mit ihren Sparbüchsen Almosen für ihre Klöster; jetzt erschien aber auch die Druzhina, die den Krieg im Lande freiwillig mitgemacht, mit einem Metallkreuze auf der Mütze und heischte eine milde Gabe. Einmal war darunter auch ein vierschrötiges großes Weib, das mit Medaillen geschmückt war.

Die Stadt zählte damals nach offizieller Angabe 3000 Einwohner, jetzt über 30 000. Nur die dem Markte näheren Straßen waren gepflastert. Die Marktstraße, die über die steinerne Brücke nach dem Stadtgute Jama führt, war zum Teil eine tiefe Grube, die kaum im heißen Sommer austrocknete und in der man im Frühling, wo der Embach austrat, mit Böten fuhr. Im Herbst war in den meisten Straßen ein solcher Kot, daß man nicht hinübergehen konnte, und gefegt wurde kaum längs den Häusern. Die meist hölzernen Häuser, einstöckig und statt des jetzt allgemein gebräuchlichen Ölanstrichs die düstere Regenfarbe tragend, hatten häufig vor der breiten Haustreppe, die an den Seiten mit Bänken versehen war, einige Linden, die ihnen ein gemütliches Ansehen gaben. Bei späterer Pflasterung gingen die Bäume allmählich aus. Die letzten Linden vor einem Hause in der Nähe der Poststation, die sich länger erhielten, waren meine besondere Freude. Das Straßenpflaster war, außer auf dem Markte, der noch ziemlich rein gehalten wurde, so ungleich und holperig, daß der als humoristischer Dichter bekannte sog. dicke Petersen in einem Geburtstagsgedichte an den Apothekerprovisor Ottensen mit Recht sagen konnte:

„Heute ist es um und um
Ein vollständiges Dezennium,
Seit er mit kurzem Trippeltritt
Das erbärmliche dörptsche Pflaster tritt;
Das Pflaster, das er selber streicht,
Tut besser und heilet und erweicht" usw.

Gottes liebe Sonne trocknete ja wohl auch noch im Sommer leidlich die Straßen, aber die löbliche Stadtpolizei mochte wohl von Hygiene noch nichts ahnen. Das Stadtvermögen wurde lange Jahre unter den früheren Bürgermeistern so schlecht verwaltet, daß z. B. aus der Verleihung der Schänkgerechtigkeit an Bürgerwitwen der dieselbe verpachtende Ratsherr nur so geringe Einnahmen für alle die berechtigten Witwen zusammen erzielte, als jede einzelne unter der gerechten Verwaltung des späteren Bürgermeisters Hellwig jährlich empfing. Es war dies der erste Candidatus juris unter Dorpats Bürgermeistern und ein sehr energischer Mann. Wenn es im Interesse der Stadt lag, so scheute er sich nicht bis an den Senat zu appellieren, und er ist es gewesen, der die Ingrossation auf Dorpats Stadthäuser beim dörptschen Rate gegen den rigaschen Rat durchsetzte, dem bis dahin allein dieser Vorteil zukam. Hellwig wußte untüchtige und unzuverlässige Beamte aus der Stadtverwaltung zu entfernen und war ein noch besserer Administrator als Jurist. Er hatte gerade kein zuvorkommendes Wesen und stieß dadurch manche von sich; aber seinem Charakter mußte Jedermann alle Ehre widerfahren lassen.

Eine weit populärere Figur war aber der Polizeimeister in meiner Jugendzeit, ein Pole, Gessinsky mit Namen. Früher Kavallerieobristleutnant im russischen Dienst, ritt er noch bei allen öffentlichen Aufzügen auf seinem Rappen, der weithin weiße Schaumflocken warf, gar stattlich einher, schickte auch seine Kalesche, wenn er selbst nicht kommen konnte oder wollte, bei Privatfestlichkeiten, wie Taufen, Hochzeiten oder auch Beerdigungen, zu den Bürgern hin und war auch in der höheren Gesellschaft willkommen. Man erzählte, daß er seinen Namen nur durch eine Schablone unterzeichnen konnte und einst in einer Gesellschaft zu drei jungen schmucken Mädchen, die sich eben umfaßt hielten, gesagt habe: „Rechte drei Musen!" — Nach einer Taufe trat er, statt die junge Mutter zu beglückwünschen, auf ein junges Mädchen mit den Worten zu: „Ich habe mich recht gefreut über Ihren dicken fixen Jungen." Aber diese naive Verwechselung erregte nur Heiterkeit, ebenso wie folgende Szene. Als bei einem Marionettentheater in den hinteren Reihen des Publikums dem die Pausen zwischen den Verwandlungen zu lang wurden,

ein heftiges Klopfen entstand, kehrte sich Gessinsky um mit dem ärgerlichen Ausrufe: „Wer war der Schwein?" — Er wußte sich gern beliebt und soll einmal geäußert haben: „Die Studenten nennen den Rektor Ewers Studentenvater und mir Studentenmutter." — Als Polizeirichter verfuhr er, der das Publikum seit Jahrzehnten kannte, Vornehme und Geringe, Gute und Schlechte nach der Präsumption behandelnd, ziemlich richtig und wußte die Verhandlungen dadurch sehr abzukürzen. Er blieb Junggeselle, nachdem eine Bewerbung in jüngeren Jahren mißglückt war, und stiftete in seinem Testament eine nach ihm benannte Armenschule, vermachte einigen Freunden noch wertvolle Effekten und ordnete zu seiner Beerdigungsfeier ein solennes Frühstück an, für welches er eine bedeutende Summe bestimmte. Zu diesem Mahle waren die Honoratioren Dorpats geladen, und auch ich nahm als junger Beamter daran Teil. Eine ehrenvolle Rede zum Andenken des ehrwürdigen Greises ist mir noch jetzt in lebhafter Erinnerung.

So einfach das Mobiliar in unserem Hause war, so entbehrte es doch im Inneren nicht des Schmuckes. An den Wänden hingen alte wertvolle Kupferstiche und fand sich eine Bücherssammlung meist älterer allgemeinwissenschaftlicher und philosophischer Werke, das Legat eines hochgebildeten deutschen Kunstfreundes.

Auch lebensgroße Gipsbüsten von Kaiser Alexander I. und seiner sanften Gemahlin Elisabeth standen bei uns, wie in anderen Häusern, auf Konsolen. Der Enthusiasmus für dieses Kaiserpaar war erstaunlich, aber nicht unwahr: ich sah bei bloßer Nennung der Namen Alexander oder Elisabeth Damen ihre Taschentücher hervorziehen und ihre Rührung in dieselben hineinschnupfen. Der Nimbus des Kaisers Alexander stieg noch bedeutend, als er aus dem russisch-französischen Kriege sieggekrönt zurückkehrte, und seine damaligen liberalen Ansichten veranlaßten meinen Vater zu der Bemerkung, daß Alexander den edelsten deutschen Thron hätte zieren müssen.

Unbekannt mit den Verhältnissen im inneren Rußland, hatte mein Vater doch eine große Verehrung für alles Russische und pries die Toleranz der russischen Kirche, die wegen dogmatischer Verschiedenheit Niemand verfolgte. Als Kreisschulinspektor bemühte er sich

auch eifrig, die Kenntnis der russischen Sprache unter den Schülern zu fördern. Ich lernte russisch lesen und schreiben, schon bevor ich in die Schule kam, von meinem Onkel Jacob. Dazu war ich gern bereit, konnte es meinem guten Onkel aber doch nicht recht machen, da ich mir die Freiheit nahm, zwischen Nationalrussen und russischen Untertanen deutscher Nationalität zu entscheiden, wobei ich mich auf die Definition des Begriffs „Vaterland" stützte, die mit Karamsins Worten in Tappes russischem Schulbuch gegeben war. Wider meinen eigenen Willen kränkte ich dadurch meinen guten Onkel, der mich mit Tränen in den Augen als einen vaterlandslosen Menschen bedauerte.

Seit ich Gedichte von Schiller und Goethe las, fühlte ich mich so sehr als Deutschen, daß ich nicht begreifen konnte, wie mein Vater im Stande war, so kosmopolitisch zu denken; erst später ging mir ein Verständnis dafür auf.

Der Kaiser Alexander I. ist auch einmal in Dorpat gewesen, aber vor meiner Zeit; und der dorpater Professor Parrot der Ältere, dem der Kaiser sehr gewogen war, hatte auch noch später in Petersburg freien Zutritt zu ihm. Für den Empfang von Alexanders I. Gemahlin, die nach dem russisch-französischen Kriege Dorpat besuchte, war hier eine wenig malerische Ehrenpforte errichtet worden, die ich noch gesehen habe. Der damalige Bürgermeister soll der Kaiserin ein Abbild dieser Pforte knieend überreicht haben — wie muß sich das lächerlich gemacht haben! — Die Kaiserin Elisabeth hatte sich damals auch die jungen Grafen Wittgenstein, Söhne des Feldmarschalls, sowie deren Mentor, den als Zeichenlehrer der Universität sehr geschätzten Kupferstecher und Portraitmaler Senff [1]), vorstellen lassen und sich mit diesem gebildeten Künstler, einem Ausländer, längere Zeit unterhalten. Am anderen Tage fuhren mehrere Adelige in eleganten Equipagen bei ihm vor, die ihm auf seine Frage nach ihrem Begehr geantwortet: sie hätten es für ihre Pflicht gehalten, ihm ihre Visite zu machen, da die Kaiserin sich mit ihm tags zuvor huldreich unterhalten. Wer sich bei ihm malen lassen wollte, den ließ Prof. Senff lange, oft jahrelang warten, bis er demselben

[1]) Vgl. o. S. 73.

eine interessante Physiognomie abgenommen. Seinen Portraits kann man auch nur den Vorwurf machen, daß sie lauter denkende Menschen darstellen. Die Senffschen Portraits von Wittgenstein, Kutusow und Barclay, den drei Feldmarschällen, groß und klein auf Dosen, waren sehr verbreitet und von wunderbarer Ähnlichkeit.

Früher war auch die Kaiserin Katharina II. in Dorpat gewesen. Sie soll sich damals mit einem wohlgeachteten Bürger, Bäckermeister Schönrock leutselig unterhalten haben, einem Manne, den ich noch mit Perrücke und Haarbeutel gravitätisch umherschreitend erblickt habe. Es wurde mir erzählt, daß er die Hand der Kaiserin, die sie ihm zum Kusse gereicht, aus Unkunde der ihm widerfahrenen Ehre nur ehrerbietig gedrückt habe und, durch einen Fußtritt eines Höflings aus ihrer Umgebung auf seinen Verstoß aufmerksam gemacht, dieselbe nochmals herzlich geschüttelt habe. Die gnädige Kaiserin aber habe die Lacher durch einen strafenden Blick in die Schranken gewiesen.

Dieser Kaiserin Katharina II. verdankt Dorpat auch die stattliche steinerne Embachbrücke, die sie nach dem großen Brande, der die Stadt bis auf zwei unansehnliche Häuser einäscherte, erbauen ließ, um den Armen einigen Verdienst zu verschaffen. — Die ganze Kläglichkeit der damaligen Zeit geht aus einem Ereignis hervor, das mir ein Augenzeuge nach langen Jahren einmal erzählt hat. Der seiner Zeit allmächtige Günstling, Feldmarschall Fürst Potemkin, der Taurier, war auf einer Reise ins Ausland in Dorpat zu kurzer Rast auf dem Markte im später Scharteschen Hause abgestiegen, wohin er an dem petersburger Schlagbaum (der sogen. Ragatka) vorübergesaust war, ohne daselbst einen Rapport des für ihn aufgestellten Schwarzenhäupter-Korps entgegenzunehmen. Auf den mageren Kleppern Dorpats nachgehumpelt hatte sich dieses ehrwürdige Korps wieder auf dem Markte zurechtgestellt und dem hohen Herrn ein dreimaliges Hoch zugeschrieen, während der Kommandeur desselben den beim Schlagbaum nicht entgegengenommenen Rapport nunmehr zu übergeben hoffte. Potemkin, der die Bedeutung dieser eigentümlichen Bürgerwehr von ledigen Kaufkommis nicht begreifen mochte, wies die Huldigung ärgerlich ab und schrie aus dem geöffneten

Fenster heraus: вонъ! вонъ! (d. i. fort! fort!), worauf sich der Markt in wenigen Minuten leerte, da die Menschenmenge von panischem Schrecken ergriffen auseinanderstob.

Würdiger benahm sich ein livländischer Kreisdeputierter gegenüber dem Kaiser Paul, als er diesem, der auf einer Reise ins Ausland begriffen war, entgegenreiste und ihm den ehrerbietigen Dank der livländischen Ritterschaft für die Aufhebung der von seiner erhabenen Mutter Katharina II. eingeführten sog. Statthalterschaftsverfassung nochmals darbrachte. Der Kaiser antwortete ihm ernst: „Ich habe es gut mit den Ostseeprovinzen gemeint, aber selbst von Männern aus Ihrer Mitte nur Undank geerntet; mir fallen nur eben ihre Namen nicht ein." „Mögen Ew. Majestät," erwiderte unerschrocken der Kreisdeputierte, „die Namen dieser Undankbaren für immer vergessen haben!"

Französische Privatstunden erhielt ich früh von einem alten heiteren Manne, Herrn Pourpiers, der mit seiner alten Frau, einer Straßburgerin, und einer unverheiratet gebliebenen Tochter sein eigenes kleines hölzernes Haus, schräg gegenüber der jetzigen Kreisschule, bewohnte. Als eifriger Royalist in der bösen Konventszeit geflüchtet, wußte er viel aus jener Zeit zu erzählen und zeigte mir einmal einen einfachen runden hölzernen Stockknopf, dessen Reifen, aufmerksam betrachtet, das bekannte Profilbild Ludwig XVI. erkennen ließen, das den Royalisten als Erkennungszeichen unter einander diente. Der alte, immer scherzhafte und liebenswürdige Mann war durch Gicht ganz an seinen Lehnstuhl gefesselt und von Schmerzen so sehr geplagt, daß ihn die hochangeschwollenen Finger manchmal hinderten, unsere Exercices zu korrigieren.

Gelernt hatte ich bis zum 10. Jahre, also in vollen drei Jahren, zu Hause wohl so gut wie nichts. Auf diese geringen Kenntnisse hin, deren Prüfung mir die zu diesem Zweck bei uns versammelten Kreislehrer erließen, nachdem ich ihnen ehrlich über alles Auskunft gegeben, wurde ich als Letzter in die Großtertia der Kreisschule aufgenommen. Dort erhielt ich zu nächsten Nachbarn drei Knaben, mit Namen Voß, Proß und Schrimms, die sich ganz freundlich gegen mich benahmen. Ich war sehr stolz darauf, öffentlicher Schüler zu werden, und kam

auch in der Klasse in allem gut fort, blieb aber im Rechnen, wie später in der Mathematik immer schwach. Im Deutschen, in der Geschichte und im Lateinischen, das aber erst in der Sekunda vorkam, unterrichtete ein liebenswürdiger Ausländer, Herr Henschler, der aber bald als Oberlehrer nach Riga berufen wurde. Dieser lehrte mich Schillers „Taucher" mit Gestikulationen der Hände deklamieren, womit ich beim öffentlichen Examen zum Jahreswechsel viel Ehre einlegte. Mein Vater, der jahrelang wegen schwacher Augen sich von mir vorlesen ließ, hatte mich gewöhnt, ausdrucksvoll vorzutragen, was mir sehr zustatten kam.

Den geographischen Unterricht hatte in der Kreisschule Herr Asmus, ein Schüler Pestalozzis, der auch nach dessen Methode an unbeschriebenen Wandkarten rhythmisch die ganze Klasse laut zusammen sprechend das Vorgetragene wiederholen ließ. Asmus, ein großer vierschrötiger Mann, galt als ausgezeichneter Pädagog, war aber parteiisch und heftig und gebrauchte den Stock, nicht ohne Erfolg. Ein Ausspruch von ihm, den er mit seiner mächtigen Stimme vortrug: „Wer ungewaschen in die Schule geht, kommt auch ungesegnet", fällt mir noch jetzt immer ein, wenn ich von Hause muß, selbst wenn es mitten in der Nacht wäre.

Ein Hauptlehrer an der Kreisschule war der Nachmittagsprediger Pastor Boubrig[1]). Der Religionsunterricht, den er uns erteilte, bestand, entsprechend jener rationalistischen Zeit, bloß in Moral und hieß auch so. Der Luthersche Katechismus wurde nicht dabei gebraucht, auch biblische Geschichte nicht vorgetragen; was man davon wußte, hatte man gelegentlich aus den Predigten auf der Kanzel behalten.

Der jüngere Boubrig[2]), des Pastors Bruder, war mir besonders lieb als Lehrer der Geschichte und des Deutschen. Er ließ uns Zahlen und Namen aus den von ihm ausgearbeiteten Geschichtsheften ausziehen und memorieren, ließ sich auch manchmal selbst

[1]) Johann Samuel B., geb. 1788. Seit 1817 auch Diakonus an der Johannis-Kirche in Dorpat. 1842 emeritiert. Gest. 1852.

[2]) Johann Ludwig B., geb. 1792. Später Lehrer am Dorpater Gymnasium. Gest. 1862.

von mir vor der Stunde examinieren, und ich habe mein ganzes Leben lang von diesen Zahlen gezehrt.

Das Russische lehrte Tichwinski, ein höchst gutmütiger, aber schwacher Lehrer, später auch am Gymnasium und Translateur an der Universität. Der französische Lehrer Valet des Barres war ebenso an diesen drei Anstalten tätig. Er hat mir als Studenten im Privatunterricht gelegentlich von der letzten französischen Königszeit und der französischen Revolution erzählt, namentlich wie die Königsgräber in St. Denis aufgewühlt und beraubt wurden. Ich habe später an seiner Leiche gewacht und ihn auch zu Grabe geleitet.

Den Unterricht im Zeichnen leitete der talentvolle junge Landschaftsmaler Clara, der auch mir mit ein paar anderen Knaben gratis in seiner Wohnung Privatunterricht im Zeichnen gab.

Der Eifer von Lehrern und Schülern gefiel mir sehr; anderes fiel mir dagegen in der Kreisschule sehr unangenehm auf. So mußte bisweilen der Kalefaktor oder dessen Frau in die Klasse gerufen werden, um die schmutzigen Hände eines Tertianers vor den Mitschülern zu waschen. An den von buntfarbigen Flecken strotzenden, engen, kurzen ledernen Hosen eines Seifensiedersohnes H. wischten andere Schüler ihre tintigen Schreibfedern ab, was er lächelnd geschehen ließ. Einzelne Schüler gaben in der Obstzeit im Auftrag ihrer Eltern aus deren Obstgarten schöne große Äpfel den Lehrern in der Klasse ab. Die Namen derjenigen Schüler, für welche das Schulgeld noch rückständig war, durfte täglich ein anderer Schüler, alphabetisch geordnet, laut beim Beginn der Stunde hersagen; und doch war diese Säumnis wohl nur die Schuld der Eltern.

Ich wäre gern ein guter Kamerad der Tertianer gewesen, die in den Zwischenstunden ein Laufspiel spielten oder im Winter einen Schneemann aufrichteten, allein ich kam ihnen in allen körperlichen Übungen nicht nach und hatte von einigen derselben manches zu dulden. Da gab mir z. B. einer eine Ohrfeige, damit ich mir nicht einbilden sollte, als Schulinspektorssohn etwas besseres zu sein als sie u. dgl. m. Mit ihnen nach dem Nachmittagsunterricht um 4 Uhr auf dem sogen. wilden Dom zu spielen, war mir von den Eltern nicht erlaubt.

Nach einem halben Jahr wurde ich nach Sekunda versetzt und wußte mich da mit meinen Klassengenossen schon besser zu stellen. Manche der von mir gerügten Mißbräuche fielen da auch weg. Die Zahl der Schüler russischer Nationalität, meist Söhne der niederen russischen Kaufleute, nahm hier schon ab, da sie zum Ladendienst in der väterlichen Bude früh herausgenommen wurden, während die Schüler estnischen Stammes ihren Schulkursus oft bis zur Universität fortsetzten und allmählich in den Gelehrten- und Beamtenstand traten. Da ich in der Sekunda auch schon im Latein den Anfang gemacht, worauf ich mir viel einbildete, glaubte ich mich schon jeder Bevormundung von seiten meiner älteren Schwestern entziehen zu dürfen. Allmählich erlaubte man mir auch in der Stadt allein umher zu wandern. Da interessierten mich denn die kleineren wie die größeren Bauten, zunächst vor allem das herrliche Universitätsgebäude, von Professor Krause[1]) erbaut, der unter Washington den nordamerikanischen Freiheitskrieg mitmachte; ihm sind auch die akademischen Bauten auf dem Dom zu danken. Sodann fesselte mich insbesondere in der Stadt die Johanniskirche, auf dem Dom die Ruine — beide aus dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts stammend. Der große Chor der ehrwürdigen Domruine war in den Jahren von 1802—04 zur Universitätsbibliothek ausgebaut worden, und zwar ebenfalls von Professor Krause. Die alten Festungswerke auf dem Dom, die nie zur Festung ausgebaut wurden, sind abgerissen und zu Promenaden umgeschaffen worden, welche jetzt den schönsten Schmuck Dorpats bilden, mit der Aussicht auf die zu den Füßen ruhende Stadt und den sich durch dieselbe schlängelnden Embachfluß. Auch einen Rest der alten Stadtmauer gegenüber dem botanischen Garten habe ich noch gern gesehen, ehe er abgetragen worden. Wo jetzt das Barclay-Denkmal steht, waren auch Promenaden, und auf der anderen Seite der Straße befanden sich die alten Baracken des russischen Kaufhofs, welche jetzt durch den geräumigen steinernen Kaufhof ersetzt sind, dessen Grundstein ich habe setzen und einweihen sehen. Die steinernen Häuser auf dem Markte

[1]) Joh. Wilhelm K., geb. 1757. Seit 1803 Prof. der Ökonomie und Architektur in Dorpat. Gest. 1828.

sind ziemlich dieselben geblieben, nur daß einige von ihnen später ein Stockwerk mehr erhalten haben.

Damals gab es auch stehendes Militär in Dorpat, und bei der Wachparade am Sonntag vormittag war Militärmusik zu hören, wobei ein schöner schlanker Tambourmajor einen Marschallstab mit silberner Kugel als Stockknopf hoch aufwarf und geschickt wieder auffing. Auch durchziehendes Militär vor und nach dem großen Kriege wurde bewundert. Große Truppenmärsche brachten viel Leben in die kleine Stadt, besonders als Feldmarschall Wittgenstein, der Beschützer der Ostseeprovinzen, nach dem Kriege in Dorpat einzog und hier die Alte Musse, die jetzige Ressource, mit seinem Besuche beehrte, wovon noch ein dankbares Erinnerungsblatt unter Glas in einem Saale der Gesellschaft Zeugnis ablegt. Auch die Bürgermusse besuchte der Feldmarschall und eröffnete dort einen Ball mit einer hübschen Bürgerfrau, deren mehrjähriger Einwohner ich nachher gewesen bin.

Einmal im Herbst wurde auf dem Techelferschen Felde, in einem anderen Jahre auf dem Ratshofschen ein Lager aufgeschlagen und von den Einwohnern der Stadt viel besucht. Exerziert wurde auch vormittags in unserer Straße, die so gedrängt voll von Soldaten war, daß man dort nicht passieren konnte und in den umliegenden Häusern die Schmerzensschreie der gefuchtelten Soldaten hören mußte. Mein Vater verwandte sich vergebens dafür, daß ein anderer Exerzierplatz gewählt würde.

Später wurde kein stehendes Militär mehr in Dorpat gehalten, wodurch der Stadt die Einquartierung erspart blieb, die manche Hausbesitzer wie auch mein Vater mit einer Geldzahlung ablösten; auch wurden auf solche Weise die lästigen Händel zwischen Offizieren und Studenten vermieden. Es blieben aber außer der Garnison noch Kosaken zur Unterstützung der Polizei, die sehr schwach vertreten war, in Dorpat zurück. Diese machten sich den Studenten besonders verhaßt, denen sie die langen betroddelten Tabakspfeifen abzuringen suchten, da das Rauchen auf den Straßen verboten war und sie zwischen brennenden und trockenen Pfeifen, zumal im Dunkeln, keinen Unterschied machen wollten oder konnten. Auch diese Kosaken wurde man nach Jahren los.

Der Fiskal Schmalzen[1]), ein Freund von lustigen Geschichten, erzählte mir einmal, wie er an einem Abend die Kosaken nach dem Techelferschen Kruge „Novum" oder „Weißes Roß", wo auch die Studentenkommerse gefeiert wurden, hingebracht hatte, um dort auf einem sogen. Spitzball Tänzer und Tänzerinnen zu verhaften. Es waren dies Diener und Mägde, die in Abwesenheit ihrer Herrschaften, die ersteren im Kostüm ihrer Herren, die letzteren in dem ihrer Fräulein oder jungen Frauen und mit den Namen derselben sich anredend, tanzend sich herrlich amüsierten. Zwei Diener waren, um der Haft zu entgehen, von dem mehrere Faden hohen Balkon herabspringend unversehrt in die Stadt entwischt. Dieser Fiskal Schmalzen hatte eine Wohnung bezogen, wo sein vorderes Studierzimmer unmittelbar vorher eine Rasierstube gewesen war und von bisherigen Kunden noch aufgesucht wurde, als der Barbier bereits über die Straße gezogen war. Einem solchen Kunden, der den ihm unbekannten Fiskal ungeduldig fragte, warum er ihn nicht schon zum Barbieren eingeseift habe, tat er dies bereitwillig, wies ihn aber dann wegen des Bartabnehmens über die Straße, wo jetzt barbiert werde. Dieser verzeihliche Spaß befreite den Fiskal bald von ähnlichen lästigen Kunden.

In kleinen Städten mit wenig Verkehr nach außen genießt mancher sehr simple Kerl oft Jahrzehnte lang eine nicht immer verdiente Popularität. Eine solche populäre Persönlichkeit war in Dorpat z. B. der Fuhrmann Vogt, genannt Koika, der jedem Studenten die Fahrt nach Riga in seinem Planwagen kreditierte und sich auch sonst der Studenten annahm, die er sämtlich duzte; dafür aber ließ er sich von ihnen in einem besonderen Schuldbuch ein Geldgeschenk verschreiben, das der Betreffende an seinem Hochzeitstage oder an einem anderen wichtigen Tage des Philisterlebens auszahlen sollte, was viele Studenten auch ehrlich gehalten haben. Später war Koika durch Warenschmuggel sehr heruntergekommen und während meiner Studentenzeit wenig mehr bekannt[2]). An seine

[1]) August Friedrich Sch., geb. 1788. Stud. Jur. in Dorpat 1807—1808. War seit 1809 Kreisfiskal in Dorpat. Gest. 1822.

[2]) Vgl. o. S. 77.

Stelle als populäre Figur Dorpats trat der Badstüber Lockenberg, genannt Lokkus, der es gern hatte, wenn jeder Student in seinem Schuldbuche wenigstens mit einer kleinen Schuld verzeichnet war. Er setzte einstmals den Rektor Haffner in große Verlegenheit, als er im Universitätsgerichte, wohin er wegen irgendeiner Angelegenheit zitiert war, den gestrengen Herrn ungeniert duzte und ihm vorhielt, wie er selbst bei ihm doch lange „Puff" gehabt habe und jetzt einen armen Studenten Schulden halber hunzen wolle. Er machte in späteren Jahren eine Reise zu seinem Sohne, dem Pastor Lockenberg in Nishni-Nowgorod, wo er auch bei meinem Schwager Stenbock, dem damaligen Polizeimeister der Stadt, zum Frühstück war. Heimgekehrt erzählte er: die Eisenbahn habe wie Tee gezogen. Der alte Lokkus wurde von den Studenten in Dorpat mit allen Ehren und Feierlichkeiten zu Grabe getragen.

Auch erinnere ich mich gern eines hinkenden Stadtkanzlisten Zepernick, des jedesmaligen Spaßmachers bei Vorstellungen auf der Bürgermusse, an den sich die Taschenspieler oder Marionettenkünstler als an eine persona distincta wandten. Er war so oft wegen seiner im trunkenen Mute losgelassenen zynischen Späße nach damaliger Sitte mit Pauken und Trommeten zur Haupttür hinausgeführt worden, aber doch immer wieder durch eine Hintertür hineingelassen, bis er wegen unanständigen Betragens durch Direktionsbeschluß für immer exkludiert wurde, was vielen Mussenmitgliedern sehr leid tat, da sie den unschädlichen unerschöpflichen Witzbold schmerzlich vermißten. Nach dem Regierungsantritt des Kaisers Nicolai kam Zepernick mit dessen Gnadenukas, der eben auf dem Postamte eingetroffen war, atemlos in den Bürgermussensaal gerannt und rief: „Allen Sündern ist Gnade gewährt worden; auch mir muß sie hier werden!" Das geschah denn auch, aber gleich wieder betrunken, mußte Zepernick nach kurzem Verweilen wieder hinaustrompetet werden, durfte aber immer wieder durch die Hintertür zurückkehren. Ich hörte später lange nichts von Zepernick, bis mein Arzt und guter Freund, der ihn im elendesten Zustande und ganz mittellos angetroffen, mich und andere Freunde für ihn um eine Unterstützung in Anspruch nahm, die derselbe nur kurze Zeit überlebte. Das alte

Zepernickſche Haus in der ſchmalen Gaſſe neben dem Univerſitätsgebäude nach dem Markte zu wurde, als die Flügel der Univerſität durch Anbau entſtanden, von dieſer angekauft und zur Erweiterung des Platzes ganz niedergeriſſen.

Eine unfreiwillige Berühmtheit erlangte in Dorpat durch ſeine Druckfehler der Buchdrucker Schünmann, ein ziemlich plumper Geſelle. Im lateiniſchen Lektionskatalog der Univerſität hatte er einmal den Profeſſor Ledebour mit ſeinen Titeln aufgeführt, auch als equus ſtatt eques, und mancher mochte deſſen Hartnäckigkeit ausgedrückt glauben. Den damaligen Ratsbeamten, ſpäteren Profeſſor Bunge sen. nannte er im Dörptſchen Kalender Oberweltherr ſtatt Oberwettherr. Auf dem Titelblatt der jämmerlichen Gedichte des Offiziers v. B. war zu leſen: „Krätze der Erinnerung" ſtatt „Kränze der Erinnerung". Unter der Dörptſchen Zeitung ſtand einmal als Zenſor Blöcker ſtatt Bröcker, und ein anderes Mal „Den Dreck erlaubt der Zenſor B." ſtatt „den Druck erlaubt uſw." Ja, ein Witzling behauptete, der Weltgeiſt ſelbſt diktiere dem Buchdrucker Schünmann ſeine Druckfehler.

Für öffentliche Sicherheit wurde wenig geſorgt. Der Embach bekam erſt in ſpäterer Zeit einige eingezäunte Badeplätze, aber ohne Bedeckung. Die Univerſität ließ ſpäter ein größeres Badehaus mit bedeckten Kammern bauen und ſtellte einen Schwimmeiſter an. Auch fingen Privatleute an ſich bedeckte Badehäuschen im Fluſſe zu errichten. Seitdem ertranken ſelten junge Leute im Embach, der früher jährlich beklagenswerte Opfer forderte.

Schnee und Regen wurde in den größtenteils ungepflaſterten Straßen der Sonne überlaſſen wegzuſchmelzen und zu trocknen; zum öffentlichen Skandal mußten gelegentlich am hellen Tage liederliche Mädchen, die ihre Geſichter dabei zu verhüllen wußten, in den Straßen fegen.

Die Straße vor unſerem Hauſe am Fuße des Techelferſchen Berges, wie dieſer ſelbſt damals ungepflaſtert, nahm das Waſſer von vier dort zuſammentreffenden Nebenſtraßen auf, und jeder ſtarke Regenguß höhlte nicht nur den Berg aus, ſondern machte auch dieſe fünf Straßen unpaſſierbar. Am Fuße des Berges, gerade vor

unserem Hause, lagen beständig Stücke von Rädern unbeschlagener Bauernwagen, die, im Reißaus aus Techelfer bergab von Schindmähren ohne Gebiß herabgetrieben, dort umgestürzt waren. Aber auch elegantere Fuhrwerke vom Gute Techelfer verunglückten dort, und die Beschädigten wurden dann zu uns in das Haus gebracht.

Von manchen wunderlichen Leuten erzählte man damals in Dorpat. So von einem sogen. Vielfraß, der, obwohl nicht aus ärmlichen Verhältnissen, sich zu Gaste laden ließ, um seinen fabelhaften Appetit beim Mittagessen zu produzieren. Von einigen anderen Personen wurde erzählt, daß sie in der Gesellschaft in der Zerstreuung oder aus anderen Gründen allerlei einsteckten, was ihre Angehörigen dann wieder zurückschickten. Ein solcher hatte einmal Zitronen in seine Tasche gesteckt, die zu einem Punsch bestimmt waren. Der Wirt, meines Vaters Freund, der die vermißten Zitronen in der Tasche des Diebes fühlte, goß demselben eine ganze Flasche Rum in die Rockschöße mit den Worten: „Zu den Zitronen gehört auch der Rum."

Von auffallenden Persönlichkeiten erinnere ich mich aus meinen jungen Jahren noch eines Majors v. N., den ich bei meinem Onkel Jakob, dem Militär, an dessen Gesellschaftsabend sah. Er hatte im großen deutsch-russischen Befreiungskriege gegen Napoleon I. ein Kosakenfreikorps gebildet, von dem er mir selbst freilich erzählte, daß seine Kosaken, wo sie auf ihrem Zuge Silbernes antrafen, es einzustecken wußten. In Kaiser Pauls I. Zeit hatte er um einen Urlaub zu einer Reise nach Estland gebeten, wo er ein elterliches Gut geerbt hatte. Als Kaiser Paul den Urlaub versagte, weil schon viele Offiziere beurlaubt waren, bat N. auf Grund seines adeligen Privilegiums (по праву дворянства), in Friedenszeit aus dem Dienst treten zu können, um seinen Abschied, wurde aber ohne weiteres in die Kasematten der Petersburger Festung gesteckt, wo er ein halbes Jahr mit einem gemeinen Soldaten zusammen saß. Dieser machte ihn darauf aufmerksam, daß das Kettengerassel über ihm anzeige, die Ketten würden den Gefangenen abgenommen, damit dieselben nach Sibirien geführt werden sollten. Eines frühen Morgens wurde er (N.) aus seiner Zelle herausgeführt vor die Gefängnisbehörde. Dort händigte man ihm die bei seiner Inhaftierung ihm abgenommenen

Sachen richtig ein; dann, wurde er mit verbundenen Augen auf die Straße geführt und dort entlassen mit der Bemerkung, er sei frei. Draußen kam ihm nach Halbjahresfrist alles verändert vor. Unter den Menschen auf der Straße bemerkte er eine große Aufregung und sah manche einander umarmen und küssen. Auf seine Frage was das zu bedeuten habe, erfuhr er, der Kaiser Paul sei in der vergangenen Nacht gestorben und der Großfürst Alexander jetzt Kaiser. Allmählich dreister geworden, wußte sich N. beim Generalgouverneur Grafen Pahlen Zutritt zu verschaffen und wandte sich an diesen mit der Frage, warum er überhaupt inhaftiert worden. Pahlen aber fertigte ihn mit dem kurzen Bescheide ab, er möge sich innerhalb 24 Stunden aus Petersburg packen, was er denn auch schleunigst tat.

Meine Jugendzeit war eine Zeit großer Rührung. Wer kannte wohl damals nicht Klopstocks Ode an Ebert, wo es heißt: „Lindernde Tränen, euch gab die Natur dem menschlichen Elend weis' als Gesellinnen zu, und vermöchte der Mensch nicht sein Leiden zu weinen, ach, wie ertrüg' er es dann!" Auch zu Freudentränen war man ebenso geneigt. Meine Eltern, die nicht gerade zu den Sentimentalen gehörten und im Sommer einmal abwechselnd auf das reizende Schultzsche Gut Kidijärw abgeholt wurden, nahmen unter Tränen auf drei Tage voneinander Abschied, wie wenn jemand heutzutage über das Weltmeer reisen sollte.

Bei den holperigen Landstraßen und Dorfwegen wurde überhaupt wenig gereist; man begnügte sich mit der nächsten Umgebung. Mancher städtische Bürger, der ein Pferd und eine breite Droschke hielt, kutschte selbst seine ganze Familie, um im nahen Techelfer, dem sogen. Weißen Roß, oder in Ratshof mit den Seinen im Grünen oft wenig schmackhaftes Bier oder Meth aus dem dortigen Kruge zu trinken. Auch T.s, unsere liebsten Bekannten, hatten im Techelferschen Dorfe Plegilisse sich ein Lusthäuschen und eine Kegelbahn erbaut, wohin sie an Sommertagen hinausfuhren, während mein Vater mit seiner Familie zu Fuß dorthin ging.

In der Büchersammlung meines Vaters durfte ich eigentlich nicht kramen. Dort hatte ich mir einmal, von einer Sprosse des Repositoriums herabfallend, eine Wunde gerissen, von der ich noch

lange Jahre auf der Stirn eine weiße Narbe trug. Eines Tages aber erwischte ich dort ein Duodezbändchen mit lateinischen Lettern, ohne Titelblatt; wie ich aus der Lektüre allmählich ersah, Schillers Johanna von Orleans. Ich suchte ein Versteck in dem Wagen in unsrer alten Scheune und vertiefte mich schnell in diese romantische Tragödie. — Damit gewann ich eine bleibende Schwärmerei für deutsche Dichtung.

Das half mir über manches hinweg. So konnte ich es jetzt auch leichter verschmerzen, daß wir keinen Weihnachtsbaum hatten, wie andere Kinder, obwohl mein Vater nicht hinderte, daß uns von Fremden zweimal ein Weihnachtsbaum unerwartet ins Haus gestellt wurde. Der gute Vater, ein Rationalist vom reinsten Wasser, wußte mit dieser Feier keinen vernünftigen Sinn zu verbinden und machte uns lieber zu Neujahr kleine Geschenke. Er war ein eifriger Anhänger Voltaires und Rousseaus, aus dessen Emile ich Auszüge in deutscher Sprache von seiner Hand gesehen habe. Das klassische Zeitalter der Franzosen stellte er sehr hoch und darnach richtete sich seine Geschmacksbildung. Die neueren Franzosen mochte er weniger. Besonders gern aber las er französische Memoiren, wie er denn in der Geschichte, besonders der neueren, sehr bewandert war. Mit der Kantischen Philosophie wohl bekannt, ein Verehrer von Goethe, Schiller, Herder und Wieland, wußte er mich früh durch seine Unterhaltung geistig anzuregen, insbesondere für das Studium altgriechischer Literatur und Kunst. Er las die griechischen Historiker und Dichter in deutscher Übersetzung, und ich weiß nicht, ob oder wie viel er Griechisch verstand. Aber die französische Literatur liebte er und sprach die französische Sprache, empfahl auch sehr französische Urbanität und Sitte und gestattete uns Kindern nicht, die Eltern und älteren Verwandten wiederzudutzen, was er grossièreté allemande nannte, ich aber als einen Mangel an Zutraulichkeit empfand.

Obwohl mein Vater in dem burschikosen Jena studiert hatte (von dem Zachariäs „Renommist" so hochtrabend zu erzählen weiß) und obwohl sich in seinem Stammbuche die Namen vieler Kommilitonen fanden, war er doch allem burschikosen Wesen in Dorpat sehr abhold. Freilich trieben es die Studenten der ersten Zeit auch sehr

arg. Das stehende Theater hierselbst, von dem ich als Knabe auch noch einige Vorstellungen angesehen, mußte aufgehoben werden wegen der Intrigen der Studenten mit den Schauspielerinnen, und freche Reime, mit Bleifeder auf die Dombänke geschrieben, meldeten gelegentlich mit Namensnennung die Folgen ihrer Liebesverhältnisse.

Auf den Bällen der Bürgermusse war ewiger Skandal. Auch wurde einmal eine Prügelei der Studenten mit russischen niederen Kaufleuten so wütend auf der steineren Brücke fortgesetzt, daß die letzteren einen Kurländer, stud. K., schon über den Rand der Brücke gehoben hatten, um ihn im Embach zu ertränken, wovon sie nur auf die flehentliche Bitte eines Pedells abstanden. Einem der gemißhandelten Kaufleute kostete die Prügelei nach ein paar Tagen das Leben. Am anderen Vormittag sah ich auf der Brücke tellergroße Spuren geronnenen Blutes. Einige Hauptanstifter dieses Greuels wurden relegiert oder erhielten Festungsarrest. Der Besuch der Bürgermusse wurde den Studenten unter Androhung der Relegation verboten, aber später oft genug umgangen, da die Handwerkertöchter lieber mit Studenten als mit Handwerksgesellen tanzen mochten. Die Studenten durften auch eine goldgestickte Uniform tragen. Um so mehr kontrastierte der Anblick eines Studenten, den ich mitten am Tage in vielbesuchter Straße hinter dem Rathause in weißleinenen Unterhosen und roten Pantoffeln, im bunten Schlafrock, dem wesentliche Partien fehlten, den Paukhelm auf dem Kopfe und den Hieber in der Hand, begleitet von anderen Kommilitonen, die mit Knotenstöcken oder Keulen bewaffnet waren und unanständige Lieder sangen, ungeniert einherschreiten sah, ohne daß Pedell oder Polizei sie hinderte. Ja, es wurde erzählt, daß beim Verbrennen der Fackeln nach einem solennen Fackelzuge auf dem sogen. wilden Dom ein Student, der begrabenen Burschenfreiheit zu Ehren, seine ganze Kleidung in die lodernden Flammen geworfen und bar und blank heimgekehrt sei, wo ihm die bei diesem Anblick entsetzte Hausmagd die Tür hatte öffnen müssen.

Auf den breiten Steinen in der Mitte der Straßen schubsten sich streitsüchtige Studenten mit ihren Kommilitonen oder mit Hand-

werksgesellen und riefen, wenn sie dabei den Kürzeren zogen, ihre Kameraden zu Hilfe, was man Knotenhetzen nannte. Diese Roheiten kommen gewiß selten oder gar nicht mehr vor, seitdem die Söhne der Handwerker, statt das Gewerbe des Vaters fortzusetzen, häufig die Schulen und die Universität durchmachen, um als Gelehrte oder Beamte ihr Fortkommen zu suchen, während die Töchter die Töchterschule mit dem Gouvernantenexamen beenden, womit sie sich ebenso eine Stellung im Leben sichern. Diese gebildeten Kinder wissen dann auch einen gebilderteren Ton im Hause aufrecht zu erhalten, schließen aber unvermeidlich die Werkgesellen vom bisherigen Leben in der Familie ihres Meisters aus; und ich habe später junge Handwerksmeister in Dorpat sagen hören, daß sie, um Frauen zu bekommen, sich nach den kleineren Städten wenden müßten, weil die Dorpater Handwerkertöchter auf studierte Heiratskandidaten rechneten.

Als Sekundaner der Kreisschule machte ich die Bekanntschaft eines hübschen Knaben derselben Klasse, Fritz Körber, Sohn des Predigers Körber[1]), und wurde als guter Kamerad des Sohnes für die Ferienzeit in das gastliche Predigerhaus zu Wendau eingeladen. Zwar kam mir dort alles sehr verschieden von dem vor, was ich in der Stadt gesehen und erlebt, allein ich fand mich schnell dahinein und wurde während meiner ganzen Schul- und Studentenzeit zu den Festtagen und in den Ferien freundlich dort empfangen.

Nur 22 Werst von Dorpat entfernt war Wendau leicht für mich erreichbar, und ich wurde mit den Körberschen Söhnen zusammen dorthin abgeholt, die allmählich auch in meinem elterlichen Hause heimisch wurden.

Alle Glieder der Körberschen Familie waren musikalisch, und ihr Gesang wurde durch den tiefen Baß des Pastors sehr unterstützt, der sogar in der Dorpater Johanniskirche die ganze Gemeinde übertönt haben soll. Er war ein großer stämmiger Mann, der als Jenaer Student auf einer Abbildung des Auszuges der Jenaer Studenten mit einem Streithammer in der Faust abgebildet war, wie er mir

[1]) Eduard Phil. K., geb. 1770 in Torgel in Livl., stud. in Königsberg und Jena. 1796—1846 Pastor in Wendau. † 1850.

selbst gezeigt hat. Ein großer Altertümler, mit ausgesprochener Liebhaberei für alles in dieses Fach Schlagende, hatte er ganze Bände von Collectaneen über livländische Geschichte zusammengebracht und besaß ein Raritäten- und Naturalienkabinett in einem achteckigen Lusthäuschen seines Parkes, das er gern auch Gästen vorzeigte. Er führte auch nach wissenschaftlichen Werken eine Topographie des alten Jerusalem auf einem Tongrunde aus, woran er viele Jahre arbeitete, indem er die Gebäude aus Alabaster schnitzte[1]). Seine Frau, die Pastorin, war eine kleine magere Frau von energischem Charakter und durch ihre Persönlichkeit dem Manne offenbar weit überlegen. Ich erfreute mich bald ihrer Gunst, sie ließ mich gern vorlesen, selbst Predigten, und wußte unsere Unterhaltung, obgleich sehr langsam sprechend, doch immer anzuregen und belehrend zu machen. Die älteste Tochter Pauline war ein seelenvolles Geschöpf, sang und dichtete sehr artig, sorgte liebreich für alle im Hause und zog später in die Stadt, um ihre Brüder, die Gymnasiasten, unter ihrer Pflege zu behalten. Zuweilen wurden wir auch in die Nachbarschaft geladen, oder hatten von dort oder auch von der Verwandtschaft Besuch, und ich hatte nie das drückende Gefühl, ein Fremder zu sein. Auch machte ich mit der Familie einen Besuch beim Schwager des Pastors, dem Pastor Hehn[2]) in Odenpäh, einer reizenden Gegend, und wurde dort ebenfalls liebevoll aufgenommen. Ja, die Söhne des Pastors Hehn, obwohl jünger als ich, wurden mir später sehr liebe Freunde. Jetzt ruhen sie längst unter der Erde. Der alte Pastor Hehn wurde mein besonderer Gönner, und mein Weg führte mich oft auch später dorthin in die reizende Gegend und zu diesen braven Menschen.

Beim Vorzeigen seiner Altertümer an Fremde setzte der Pastor Körber sich selbst einmal einen Ritterhelm auf, bekam ihn aber nicht wieder herunter, weil eine Feder zugeschnappt war, was ihn nötigte, sogleich nach Dorpat zum Schlosser zu fahren. Dorthin war er auch

[1]) Vgl. auch Daheimbilder aus der Zeit eines Livländers vor 50 Jahren (von Pastor Karl Körber). Arensb. 1872. S. 43.

[2]) Bernh. Gottl. H., geb. 1776. Stud. in Jena. War 1801—49 Pastor zu Odenpäh.

einmal geladen worden, um eine Inschrift auf einem Brette, das bei Renovation des Innern der Johanniskirche gefunden worden, zu erklären. Als er sich dort einfand, wies ihm der Baumeister Geist, ein Riese an Gestalt, der von seiner Heldenstärke selbst viel zu erzählen wußte, nur das glatt gehobelte Brett noch vor, was den getäuschten Pastor zu dem Ausrufe nötigte: „Sie sind wohl ein langer Geist, aber kein großer Geist!"

Als ich 12 Jahre alt war, lernte ich bei der Taufe eines Sohnes im Pastorat Wendau mehrere Verwandte der Familie kennen, darunter einen französischen Sprachlehrer D. aus Reval, der von dem Brande der Olaikirche sehr lebendig zu erzählen wußte. Als er von der Schwester des Pastors das Jawort erhalten, mußte er gerade in dringenden Geschäften zu Fuß nach Dorpat gehen und versprach seiner Braut, die ihn erwarten wollte, noch vor Nacht wieder in Wendau zu sein. Bei der Rückkehr fand er die Fähre am jenseitigen Ufer des Embach und bemühte sich vergebens, den Fährmann herbei zu rufen, der zweifelsohne im gegenüberliegenden Kruge schlief. Kurz entschlossen hatte er sich erst gehörig ausgeruht und war dann, seine Kleider in der Linken haltend, mit der Rechten die Wellen teilend, über den Embach geschwommen, hatte die noch übrigen 12 Werst wieder zu Fuß zurückgelegt und seine harrende Braut noch mit einer Umarmung erfreuen können. Ich bewunderte diese Heldentat der Romantik und dachte an Schillers Hero und Leander.

In meine Kreisschülerzeit 1817 fiel das 300-jährige Reformationsfest, das auch in unseren Ostseeprovinzen feierlich begangen wurde. Damals war ich 11 Jahre alt und konnte der Reformationspredigt in der Johanniskirche und den akademischen Reden in der Aula der Universität mit Begeisterung zuhören. Besonders interessierte mich ein Vortrag des Professors Morgenstern, ein Vergleich der drei Reformatoren Luther, Melanchthon und Erasmus, den ich zu Hause mir abgekürzt aufzusetzen suchte, womit mein Vater sehr zufrieden war. Diese Rede Mogensterns habe ich nach einer Reihe von Jahren noch einmal von ihm in seinem Hause wiederholen gehört, als er eine Abendversammlung von Professoren, zu der auch ich als Gast geladen war, bei sich hatte. Einmal monatlich wurde ab-

wechselnd ein solcher wissenschaftlicher Vortrag bei einem Professor gehalten. Morgenstern konnte den seinen über die drei Reformatoren ziemlich unverändert als neu wiederholen, da niemand außer mir 1817 dem Reformationsfeste beigewohnt hatte und ich mich wohl hütete, letzteres zu verraten. Man war von der inhaltreichen, schön ausgearbeiteten Rede und dem lebendigen Vortrage des greisen emeritierten Professors sehr befriedigt.

Unterdessen waren Familien- und andere Ereignisse eingetreten, die auch auf mein eigenes Leben ihren Einfluß übten.

Während eines Besuches im Pastorat Wendau war meine hochbetagte Großmutter gestorben, die wir alle so liebten und verehrten. Auch mir war immer so heimisch bei ihr, wenn sie am Fenster neben dem Geranium saß, mit einer dicken ledernen Fliegenklappe in der Hand, oder ihr trautes Stübchen mit einem Trichter Wachholderharz gemütlich räucherte, ihrer freundlichen Wirtin immer ein „sche" an den Namen hängend: Freysche statt Frey; oder mit der Magd und anderen Leuten niederen Standes plattdeutsch redend, das jetzt gar nicht mehr in Dorpat zu hören ist.

Ich war jetzt 13 Jahre alt und das Jahr 1819 wurde auch für mich bedeutungsvoll, zunächst dadurch, daß ich in das Gymnasium übertrat.

Der Direktor des Gymnasiums, unser Nachbar Rosenberger war ein kleiner magerer Mann, wohlunterrichtet und in Prima Horaz' Satiren mit Geist erklärend. Er war wohlwollend, und auch seine Pensionäre hatten ihn und seine Frau gern.

Der Oberlehrer der deutschen Sprache war Hermann[1]) aus Sachsen, ein sehr wackerer Mann, der auch mein inspizierender Lehrer und mein Gönner wurde. Bei den Aufsätzen, zu denen er uns das Thema erteilte, gab ich mir besondere Mühe, aber andere Schüler brachten mit weniger Anstrengung bessere zustande. Die Deklamierübungen schienen Hermann mehr zu langweilen, besonders in der Sommernachmittagsstunde von 2—3, wo ich einmal, ein Stück aus Schillers Glocke deklamierend, da meine Stimme sich

[1]) Karl Theodor H., dessen Erinnerungen auch in dieser Sammlung wiedergegeben sind.

gerade brach, die Worte: „Stoßt den Zapfen aus, Gott bewahr' das Haus!" so laut ausstieß, daß die schläfrigen Mitschüler emporfuhren und Hermann selbst, vielleicht auch erwachend, ausrief: „Nun, Gott bewahr' uns alle!" Für deutsche Literatur und Poesie wußte er trotz monotonen Vortrages sehr anzuregen, und ich habe, von ihm für Klopstocks Oden begeistert, diesen heutzutage fast ganz vergessenen Dichter meinen Schülern später durch ausdrucksvollen Vortrag lieb zu machen gewußt. Hermann war, wie gesagt, mein inspizierender Oberlehrer und mir gewogen. Einmal, wo er die deutschen Aufsätze korrigierte und hinter seiner Tür ein estnischer Bettler lange kläglich quiente, hörte ich den Oberlehrer die Tür ein wenig öffnen und rufen: „Da hat er, da hat er! nicht aus Mitleid — aus Ekel, aus Ekel!"

Der Oberlehrer des Griechischen, Girgensohn[1]), wußte uns besondere Vorliebe für dieses Fach beizubringen, und in seinem geselligen Hause habe ich später viel Freundlichkeit genossen. — Der Oberlehrer des Lateins, ein Schwede Malmgren, der in Upsala Theologie studiert hatte, war ein echter Schuldespot, aber ein tüchtiger Lehrer, der auch mit meinen Leistungen in der Sprache so zufrieden war, daß er mich in der allgemeinen Zensur unter den besten Schülern nannte. Ja, als ich, Primaner geworden, meine Reise nach Petersburg in freigewähltem Aufsatz in schwungvollem Latein einreichte, erhielt ich zwar mündlich die boshafte Bemerkung, die Schwingen seien mir noch nicht gewachsen, aber das schriftliche Urteil lautete: His mihi spem fecisti, ut aliquando optime latine scripturus sis, d. h. hierdurch hast du mir Hoffnung gemacht, daß du einmal sehr gut Latein schreiben wirst. Aber meines Betragens wegen tadelte er mich öfters mündlich und sogar schriftlich im Klassentagebuch, obwohl ich mir einer Vernachlässigung gegen ihn nicht bewußt war. Er glaubte sich wohl um so mehr dazu berechtigt, als er lange Zeit auch die Religionsstunden hatte, wo er jedem Schüler gern sein Wochensündenregister vorhielt. Sein rationalistischer Sinn gestattete es ihm sogar einmal zu sagen: „Man sagt wohl, du sollst auch deine

[1]) Karl Gustav G., geb. 1786. Seit 1814 Oberlehrer am Gymnasium, 1832—1839 auch Leiter einer Privat-Lehranstalt in Dorpat. Gest. 1872.

Feinde lieben; aber ich habe es immer damit gehalten: Liebe deine Freunde und hasse deine Feinde." Malmgren hatte nur spärliches Haar, das er mit einem Kämmchen bis zur Stirn gezogen trug, bis er eines Tages ganz verjüngt mit einer Perrücke in der Klasse erschien. Er richtete darauf in der Religionsstunde an einen malitiösen Schüler die Frage, was Scheinheiligkeit sei. Dieser, wie zufällig nach dem Kopfe greifend, antwortete: „Wenn man seine Hauptsünden verdeckt."

Später wurde ein besonderer Oberlehrer der Religion in der Person des gläubigen Theologen Carlblom[1]) angestellt, der, ein Inländer, in würdigster Weise seine Lehrtätigkeit ausübte und auch persönlich sehr geachtet war.

Der Oberlehrer der Geschichte und Geographie war Hachfeldt, ein Hannoveraner, der besonders die alte Geschichte sehr anregend vorzutragen wußte. Er war sehr populär bei den Schülern. Einmal gab er einem Schüler, von dem er glaubte, daß er seinen Nachbar unter dem Tische ins Bein kniff, in der Klasse eine Ohrfeige. Er hatte sich aber in der Person versehen, und als sich nun der wirkliche Täter meldete, rief Hachfeldt dem Geohrfeigten zu: „Hau mir eins wieder!" was diesem und der ganzen Klasse Freudentränen entlockte. In späteren Jahren trat er manchmal nachmittags berauscht in die Klasse, und sein Blick war dann so wild, daß er mir einmal, als ich ihn darauf fest ansah, dies bemerkend, zuschrie: „Anders, sehen Sie mich nicht an! Sie haben einen teuflischen Blick!"

Der Oberlehrer der Mathematik, Lange, der früher tüchtig gewesen sein soll, war damals bereits ein abgängiger Mann. Ich habe weder bei ihm noch seinem Nachfolger Sokolowsky[2]) etwas geleistet, aber die Schuld lag an mir. Mein jüngerer Bruder dagegen legte bei dem Letzteren so viel Ehre ein, daß er einen Beweis in der Geometrie nach ihm als dem Erfinder nannte.

Der französische und der russische Lehrer waren dieselben, die ich in der Kreisschule gehabt hatte. Sie wußten in der Klasse keine rechte Ordnung zu halten. Der russische Lehrer berief z. B. ver-

[1]) Vgl. o. S. 71.

[2]) Paul M. Konrad S., geb. 1788. Stud. Phil. und Theol. in Dorpat 1806—1809. Seit 1820 Oberlehrer am Gymnasium. Gest. 1862.

gebens den langen Tertianer W., einen Pensionär des Direktors Rosenberger, als dieser mich trotz meines Widerstrebens plötzlich von meinem Platze aufs Katheder trug, um mich dort zu kuscheln wie die Amme das Kind: „Lassen Sie doch klein Anders in Ruh!"

Dieser lange übermütige Bengel, Sohn eines güterreichen Edelmanns, hatte bei Rosenbergers durch Spielen mit Feuer an einer großen Düte Pulver Gesicht und Hände so verbrannt, daß er wochenlang zu Bette liegen mußte, bis sich das wilde Fleisch wieder renoviert hatte. Ein anderer Pensionär, dem die Stirn durch die Explosion verletzt wurde, delirierte die ganze erste Nacht. Mit den Rosenbergerschen Kindern im Nebenzimmer spielend, war ich dieser Gefahr glücklich entgangen, wegen meiner dringenden Warnung von W. kurz vorher noch arg verhöhnt.

In diese Zeit fiel bei vielen Personen, auch Lehrern und Beamten in Dorpat der Übergang vom Rationalismus zum Pietismus und Herrnhutismus, die vom Kurator und nachherigen Minister Lieven besonders protegiert wurden. Diese Richtung widerstand meinem Vater und unserem ganzen Verwandtschafts- und Bekanntschaftskreise ganz, und sie wurde oft bei uns besprochen und bespöttelt, zumal wenn wir hörten, wie dieser oder jener so plötzlich umzuschlagen verstanden.

Der von Lieven protegierte Direktor der Petrischule in Petersburg, Schubert, hatte das sog. Herzenbuch geschrieben, wo illustriert alle moralischen Gebrechen (aus dem Herzen) in greulichen Tierleibern entströmten. Dies Büchlein wurde auf höheren Befehl auch im Gymnasium verbreitet, ebenso die sog. sieben Worte der Schule, die wir abgeschrieben dem Direktor vorzeigen mußten. Der Oberlehrer Hermann leitete die Verteilung des Herzenbuchs mit den ironischen Worten ein, Seneca sage, es gäbe kein Buch, aus dem man nicht etwas lernen könne.

Es kamen damals in christlichen Kreisen merkwürdige Dinge vor. So hielt z. B. eine Dame aus guter Familie, eine sehr phantastische Person, in ihrem frommen Eifer Christi Kreuzestod zur Versöhnung Gottes nicht für hinreichend und wollte im Verein mit ihren Gesinnungsgenossen ihre eigene ältere Tochter Adele als neues

Opfer schlachten lassen. Diese aber, Unrat witternd, entfloh bei Zeiten zu ihren anderen Verwandten. Die bekannte Schriftstellerin Frau von Krüdener, die nach der weltlichen Rolle in jungen Jahren jetzt die christlich-pietistische mit eben so glücklichem Erfolge durchzuführen und dem Kaiser Alexander I. die Idee des heiligen Bundes so ergreifend ans Herz zu legen wußte, gab auch in Dorpat christliche Vorstellungen, zu denen sich auch einige Gymnasiasten drängten. Meine Meinung, daß alles Charlatanerie sei, fand kein Gehör. Als ich später die Valérie der Frau von Krüdener las, die zum Teil ihre eigene Lebensgeschichte enthält, bedauerte ich sehr, die berühmte Frau nicht wenigstens von Angesicht gesehen und gehört zu haben, was ja ganz unabhängig von meiner religiösen Überzeugung hätte geschehen können.

Ein anderer höheren Orts protegierter pietistischer junger Mann war der Sekundaner K. aus Lübeck, der von seinen Nachbarn unter dem Spitznamen Heilige Petersilie oft unverantwortlich gefoppt wurde, aber nie darüber ausfahrend wurde, was mich sehr rührte, so daß ich ihm gern, da er schwach im Griechischen war, wenn er frühmorgens zu mir kam, das Pensum vorübersetzte. Den Oberlehrer Hermann machte er durch seine deutschen Aufsätze unwillig, die immer mit biblischen Ausdrücken, oft aus der Apokalypse gespickt waren; darin aber ließ er sich nicht irre machen. Er pflegte auch Umgang mit der Familie des Gymnasialkalfaktors Probst, der ebenfalls zu der Herrnhutergemeinde gehörte.

Ein anderer Sekundaner konnte es dem guten Oberlehrer Hermann auch nie recht machen, ein Baron Alexander v. Ungern Sternberg, der jeden Aufsatz in Novellenform einreichte und später sich zu einem seiner Zeit viel gelesenen Novellisten unter dem Namen Sternberg entwickelte[1]). Mich interessierte sein gentiles Wesen wie sein Zeichentalent sehr, von welch letzterem er mir in seinem Skizzenbuche in liebenswürdigster Weise geniale Proben vorwies. Er lebte später in Dresden und war ein Langschläfer. Um doch

[1]) Geb. 1806 in Estland. Stud. 1826—1830 Kameralia in Dorpat. Lebte dann in Dresden, Weimar, Berlin, dann wieder in Dresden schriftstellerisch tätig. Gest. 1868.

einmal im Leben einen Sonnenaufgang anzusehen, den er für eine Novelle benutzen wollte, ließ er sich einmal früh wecken. Nur mit großer Mühe zum Aufstehen gebracht, konnte er, fröstelnd auf der großen Dresdener Elbbrücke stehend, den Sonnenaufgang doch nicht abwarten und schlich in sein warmes Bett zurück, mit dem festen Vorsatz, diesen Versuch nie zu wiederholen.

Der geistvollste von meinen Mitschülern, dem ich von Tertia bis zur Universität und bis zu seinem Abgange von dieser mit Bewunderung gefolgt bin, ist der als Hegelianer so bekannte Philosophieprofessor Eduard Erdmann[1]) in Halle, der in den Schullektionen sehr aufmerksam war, sonst entsetzlich viel zusammen las und bei seinem guten Kopf wenig zu arbeiten brauchte. In Prima habe ich, stets wohl präpariert, ihm in den Zwischenstunden mehrmals griechische Dichter wie z. B. Sophokles vorübersetzt, die er dann in der Stunde noch besser als ich zu übersetzen wußte. Die deutschen Aufsätze machte er oft in der Klasse in Nebenstunden und schrieb sie gleich mit hübscher Handschrift ins Reine. Hermann las sie immer als die besten vor und behielt zum Andenken von ihm ein satirisches Gedicht auf die Naturdichter in der Art von Goethes Musen und Grazien in der Mark, mit Umrissen von mir zu jeder Strophe, deren einer jedoch von einem Pensionär des Direktors sauber ausgezeichnet und schattiert war.

Zeitungen las ich selbst nicht, da wir keine im Hause hatten und mein Vater wie die Onkel solche auf der Musse zu lesen pflegten; aber mit größtem Interesse hörte ich alles, was daraus erzählt und besprochen wurde, zumal die aufregenden politischen Nachrichten jetzt nach dem Sturze Napoleons I. und seiner Gefangensetzung in St. Helena, die Nachrichten über die beginnende Reaktion und die Ermordung des vermeintlichen russischen Spions Kotzebue, dessen Lustspiele auf öffentlichen und privaten Theatern so beliebt waren, zu Mannheim im Jahre 1819 durch Karl Sand. Das Burschenschafterkostüm Sands, langes Haar und zurückgeschlagener Hemdkragen, wurde auch von dörptschen Studenten gern getragen und seine Tat verschieden beurteilt, ebenso wie auch seine Hinrichtung im Jahre 1820.

[1]) Geb. in Wolmar 1805. War seit 1836 Professor in Halle. Gest. 1892.

In das Jahr 1819 fiel auch die Aufhebung der Leibeigenschaft in Livland, die der menschenfreundliche Kaiser Alexander I. in dem übrigen Reiche noch nicht durchzuführen wagte, was erst seinem zweiten Nachfolger Alexander II. glorreichen Andenkens gelang. Ich habe das Manifest der Freilassung in der schön geschmückten Johanniskirche vom Landrichter Brasch von Ropkoi auf einer Erhöhung inmitten der Kirche den dichtgedrängten Bauern verkündigen gehört. In Erinnerung an diesen wichtigen Akt habe ich 50 Jahre später an einem Festessen in der Schulstube des estnischen Küsters zu Dorpat teilgenommen, wo das Andenken an das bedeutungsvolle Ereignis durch wohlgelungene Reden gefeiert wurde.

Dieser wichtige Kulturfortschritt war längere Zeit vorbereitet worden und je nach der Parteistellung verschieden beurteilt. Unser Bekannter, der Sekretär Schultz[1]), der zwei Güter etwa 40 Werst von Dorpat besaß, war, wie die meisten Gutsbesitzer, dagegen, da er die Bauern für eine solche Emanzipation nicht reif glaubte und wohl auch in seinen Einnahmen viel einzubüßen fürchtete. Sein Schwiegersohn aber, der nachherige Professor Bröcker[2]), schwärmte für dieselbe, ebenso wie auch mein Vater, aus Gründen der Humanität. Die Förderer der Emanzipation waren mit die ausgezeichnetsten Persönlichkeiten Rigas; so vor allem der damalige Generalgouverneur Marquis Paulucci, der im livländischen Adel oft Opposition fand und von diesem nicht in die Adelsmatrikel aufgenommen wurde, was ihn sehr ärgerte. Er hat sich sogar mit einem der angesehensten Edelleute außerhalb des Landes geschossen[3]). Paulucci war sehr energisch für die Freilassung tätig. Energisch und tätig war er überhaupt, aber allerdings auch bisweilen leidenschaftlich und gewalttätig. Einmal bei einer größeren Cour wurde er sehr erbittert gegen den allgemein hochgeachteten Generalsuperintendenten Sonntag, der ihm widersprach. Paulucci ging so weit, daß er ihm mit Stock-

[1]) Karl Ludwig Sch., Besitzer von Kiddijärw und Kockora.

[2]) Erdmann Gustav v. Br., geb. 1784. War 1825—1850 Professor erst des Provinzialrechts, dann des Staats- und Völkerrechts in Dorpat. Gest. 1854.

[3]) Das Duell mit Baron Nolcken sollte in Wien stattfinden, wurde aber schließlich doch vermieden.

prügeln drohte. Infolge dieser ärgerlichen Szene brachen die Versammelten bald auf, nur Sonntag blieb allein im Audienzsaale zurück. Von dem dejourierenden Offizier nach der Ursache seines Bleibens gefragt, antwortete er: er habe da Stockprügel zu erwarten. Als alle mündlichen Entschuldigungen, die Paulucci darauf durch seinen Adjutanten übersandte, nichts fruchteten, erschien er endlich selbst und bat den Generalsuperintendenten zum großen Diner bei ihm nicht auszubleiben, damit er seinen Fehler gut machen könne. Als Sonntag in die zahlreiche Versammlung hineintrat, umarmte und küßte ihn der Generalgouverneur herzlich und bat ihn in Gegenwart aller wegen seiner Übereilung um Verzeihung.

Ein anderes Mal, nach einem Disput mit Paulucci über eine wichtige Angelegenheit der evangelischen Kirche, reiste Sonntag direkt nach Petersburg, um die Sache dem Kaiser Alexander I., bei dem er offenen Zutritt hatte, persönlich vorzutragen. Bald darauf traf auch der Generalgouverneur im Kabinette des Kaisers ein, der ihn aber ungnädig entließ mit dem Bedeuten, daß er ohne spezielle Erlaubnis sein Gouvernement nicht verlassen dürfe.

Für die Emanzipation der Bauern waren besonders wirksam auch ein paar politische Schriften von Garlieb Merkel in Riga, die die früheren Zustände der livländischen Leibeigenen mit den grellsten Farben schilderten. Schon die Titelvignetten waren so aufregend: der krampfhaft sich windende Laokoon und ein heidnischer Bauer, dem ein katholischer Geistlicher, das Kreuz in der Hand, heftig bekehrend zuredet, während ein Ritter in der Rüstung mit einer Fackel das Strohdach der Bauernhütte anzuzünden droht. Merkel war ein Livländer von Geburt, der eine Zeitlang in Berlin mit Kotzebue den „Freimütigen" herausgab, sowie noch viele andere Schriften, ein nüchterner Rationalist, aber nicht ohne Geist, Gegner von Schiller und Goethe. Von dem gravitätischen Gange des letzteren schrieb er in seinen Skizzen, er habe etwas Spatzenhaftes. Er wünschte vergebens Professor der Geschichte in Dorpat zu werden, was der Rektor Ewers zu hindern wußte, da er von einem so hämischen Charakter nur Uneinigkeit im Universitäts-Conseil fürchtete. Merkel rächte sich dafür, indem er in einer Zeitung sagte, an der Universität

Dorpat grassiere der Bandwurm. Ewers widerlegte, ebenfalls in der Zeitung, diese Behauptung, indem er sich auf hygienische Angaben stützte, damit nicht besorgte Eltern ihre Söhne auf die Universität zu schicken sich scheuten. Da entgegnete Merkel in der Zeitung, der gelehrte Professor habe sich unnütze Mühe gegeben; er, Merkel, habe den Bandwurm im Knopfloch gemeint. (Es waren nämlich eben gerade viele Orden an der Universität ausgeteilt worden.) Da hatte denn Merkel allerdings viele Lacher auf seiner Seite. — Ich habe auch in Dorpat die Berliner Gassenhauer gehört: Merkel — Ferkel, Schlegel — Flegel.

Mein Eifer für die Schularbeiten trieb mich frühmorgens heraus; da man damals aber nicht, wie jetzt, sogleich Zündhölzchen zu Gebote hatte, so mußte ich oft in der Nacht die Dienstmagd wecken, um mir Licht anzünden zu lassen, da ich in dem dunklen, von Fensterläden geschlossenen Zimmer, wo ich schlief, nicht wissen konnte, wie viel es an der Zeit sei. Das gefällige Mädchen, ihrer Blöße oft nicht achtend, wurde nie ärgerlich, wenn es zu früh war und ich wieder zurück ins Bett schlich. Und doch hatte sie es so schwer, aus dem Blechkasten Feuerstahl, Feuerstein, Zunder usw. herauszuholen, um mit dem dicken Schwefelholze, das nur die Soldaten der Garnison zu verkaufen das Recht hatten, es bis zum Anzünden des Lichtes zu bringen. Ja, auf dem Lande wurden in jener Zeit oft brennende Kohlen aus der Riege gebracht, um bei Nacht in dem Gutsgebäude Feuer zu erhalten, wie ich später erzählen hörte.

Als Primaner des Gymnasiums hatte ich mit vielen anderen Mitschülern den Konfirmationsunterricht beim Pastor Lenz, zu dem wir uns alle mit guten Vorsätzen in der Sakristei der Johanniskirche einfanden. Der Küster Willers empfing uns dort das erste Mal mit den Worten: „Diesen Winter kratzen alle Alten ab!" zog sich aber gleich zurück, als ihm Lenz einen Wink gab, der die lächelnde Miene mehrerer Konfirmanden in diesem Augenblicke doch überraschend fand. Lenz war Stadtprediger und genoß als Seelsorger wie als Kanzelredner allgemeine Verehrung, in letzterer Eigenschaft durch ein wohlklingendes Organ unterstützt. Er übte auch auf seine Konfirmanden einen wohltätigen Einfluß aus. Zum Schluß gab er uns

am Altar unser schriftliches Glaubensbekenntnis mit freundlicher Ermahnung zurück, und ein jeder der Konfirmanden fand unter dem seinigen einige ernste, tröstliche Worte von Lenz' Hand. Später nahm er auch als Professor der praktischen Theologie eine sehr geachtete Stellung ein.

So war der Schluß meiner Gymnasialzeit nach 4½ Jahren endlich herangekommen, und ich fühlte, daß ich meinen Lehrern viel zu danken hatte. — —

Was das Studium betrifft, so ging meine Neigung zwar auf Philologie und schöne Wissenschaften, wogegen mein Vater als Liebhaberei nichts hatte; aber als positives und sog. Brotstudium riet er mir die Jurisprudenz an, der er selbst und sein Vater sich gewidmet hatten. Freilich war er Kreisschulinspektor geworden und nachmals Universitäts-Bibliothekargehilfe. Auf seinen Wunsch wurde ich schon in den Sommerferien 1823 als Student der Jurisprudenz von dem damaligen Rektor Dabelow immatrikuliert, der in der Juristenfakultät eine sehr geachtete Stellung als Hauptlehrer des Römischen Rechtes einnahm. Er war früher anhaltköthenscher Minister in der napoleonischen Zeit gewesen, dann Professor in Halle, aber weil er gegen den 13. Artikel der Bundesakte eine kleine Schrift geschrieben, die auf dem wartburger Feste verbrannt wurde, in Deutschland mißliebig. In Venturinis Chronik ist zu lesen, daß ihm Napoleon, dessen blinder Bewunderer und Nachahmer sein Herzog war, gesagt haben soll: „Sie sind ein eben solcher Narr wie Ihr Herr!"

Als praktischer Jurist hatte Dabelow auch in Deutschland Ruf. Er las sehr monoton, aber mit großem Beifall, auch bei uns, so daß seine Zuhörer bei ihm nie schwänzten; auch war beim Universitätsgericht seine Stimme immer entscheidend. Er selbst hielt nur etwas vom Privatrecht, und dies um so mehr, als er das öffentliche Recht so oft von den Machthabern mit Füßen hatte treten sehen. Mit einer seltenen Offenheit erzählte er mir einmal später, daß er den in Dorpat gerade anwesenden Kurator Lieven, der rationalistische Professoren abgesetzt und pietistische dafür eingesetzt, gefragt habe, ob die projektierte Wahl eines juristischen Professors von ihm, dem Kurator, bestätigt werden würde, worauf ihm Lieven antwortete:

„Was Professoren anderer Fakultäten in Dorpat glauben, bekümmert mich nicht, nur die theologischen Professoren erwähle ich mir selbst. Ich denke mir, Sie selbst glauben an gar nichts."

Dabelow las fünf Mal wöchentlich zwei Stunden nach einander, mit einer Pause von zehn Minuten. Als er einmal zur zweiten Stunde wieder ins Kollegium trat, fand er nur einen Zuhörer vor, der auf jemand wartete und Dabelow darauf aufmerksam machte, ein Zettel, daß er nicht lesen werde, hänge ja an der Tür. Am andern Tage eröffnete Dabelow seine Vorlesung mit den Worten: „Es hat sich jemand den dummen Spaß erlaubt, einen alten Zettel, daß ich nicht lesen werde, den ich unjuristisch genug ohne Datum gelassen, an der Eingangstür aufzuhängen, wodurch wir um die gestrige Stunde gekommen sind. Ich wollte ihn hiermit bitten, seinen blauen Montag ein andermal lieber ohne uns zu feiern." Ein Freund erzählte mir, daß er an einem dunklen Herbstabende Zeuge folgender Unterhaltung gewesen, die zwischen Dabelow und dessen Frau, einem hochgewachsenen Weibe, das volle Gewalt im Hause hatte, stattfand:

Die Frau: „Männeke, die junge Leute, die bei uns Privatissimum habe, müsse Kandidate werde."

Dabelow: „Das wird sich ja im Examen zeigen."

Die Frau: „Die müsse Kandidate werde, das sind solche fleißige, artige Leut."

Studenten (auf der Straße): „Patentes Weib! Was für ein flotter Burschensinn!"

Dabelow verwendete sich für einen armen, fleißigen Studenten wegen eines Juristenstipendiums in meiner Gegenwart bei seinem Kollegen Clossius, der einen anderen ihrer Zuhörer protegierte. Dieser letztere besaß bloß eine Tuchkleidung für Besuche und erschien selbst im Kollegium, um jene zu schonen, Sommer und Winter in einem Filzrock, weißen Leinunterhosen und Fettstiefeln. Er saß auf der letzten Bank im Kollegium und Dabelow nahm seine leinenen Unterhosen für weiße Tuchhosen. Infolgedessen hielt er ihn für den minder benötigten Bewerber, trat aber auf meine Schilderung der ärmlichen Garderobe des jungen Mannes lachend mit seinem Protegé zurück.

Dabelow erzählte mir einmal aus der Zeit, wo er in Halle dem Universitätsgericht präsidierte, daß Studentenaufwärterinnen, sog. Löffelinen, eine aus ihrer Mitte dort verklagt hätten, weil sie für das eidliche Bezeugen des Alibi ihres Herrn bei einem Studentenskandal einen ganzen Taler von ihm gefordert habe, während die streng von ihnen eingehaltene Taxe nur ½ Taler betragen.

Nach Dabelows Tode vermietete seine Frau das Haus, das auf ihren Namen gekauft war, an eine uns befreundete Familie, die zu den Sommerferien nach Petersburg zog, währen ich als Wächter darin zurückblieb. Eines Morgens früh, als ich aus meiner bisherigen Wohnung ein mir notwendiges Buch abgeholt und nur im Mantel und in Hemdsärmeln ungesehen über den Hof schleichen wollte, während Frau Dabelow auf einer Mulde da Fleisch klopfte, wurde ich folgendermaßen von ihr begrüßt: „Gu'm Morgen, Herr Anters! Sie ha'n nichts trunder an, ich habe nichts trunder an, wir brauchen uns paide nicht zu schenieren." — Ein anderes Mal, als ich eifrig studierend im Zimmer saß, störte mich ein sonderbares Geräusch, das mitten im Sommer aus dem Ofen kam. Dabei baumelten an der Ofentür ein paar Pantoffeln, die sich hin und her schoben, bis ein Paar Füße und ein Paar ziemlich entblößte Beine zum Vorschein kamen, zu denen sich endlich aus dem schmalen Ofenloche die lange Figur der Frau Hauswirtin Dabelow herausdrängte, mit der Erklärung, die Töpferburschen besorgten das Verschmieren der Öfen so nachläßig, daß sie ihnen hätte nachkriechen müssen.

Ein anderer Professor des Römischen Rechtes war Clossius, ein jüngerer Mann, mit lebendigem, anregendem Vortrage, von dessen Vorlesungen der Studierende nach beendigtem Kursus noch mehr Nutzen gehabt hätte. Er war ein Anhänger der Niebuhr-Savignyschen historischen Schule und Gegner der neuen Gesetzbücher, für welche die Zeit noch nicht gekommen sei, während ich bald für die entgegengesetzte Schule als die zeitgemäße schwärmen lernte.

Der Professor Clossius war mir persönlich befreundet. Er heiratete aus einer meinen Eltern näher stehenden Familie, die Frau ließ sich aber nach ein paar Jahren von ihm scheiden und heiratete einen anderen Professor, mit dem sie auch Kinder hatte. Als sich Clossius

die Scheidung sehr zu Herzen nahm, forderte mich Dabelow auf, den Verlassenen doch wie bisher zu besuchen, wie auch er es tun wolle, und setzte hinzu, sich darum so zu bekümmern wie Clossius, wäre doch unnütz; würde ihm so etwas passiert sein, so wäre es ihm allerdings sehr lästig gefallen, aber er hätte sich nichts daraus gemacht.

Professor Clossius blieb mein Gönner, und als ich, schon an der Universitätsbibliothek mit auf seine Empfehlung angestellt, mein Rigorosum bei ihm gemacht und sein Urteil über mich im Examenprotokoll erfahren wollte, fand ich, daß er mir allein den Kandidatengrad zuerkannt hatte, während die anderen Examinanden nach seinem Urteil nur Graduierte werden sollten. Auf meine Frage, warum dieser Unterschied, sagte er mir: die anderen Examinanden hätten nur aus den Heften geantwortet, ich dagegen aus vielseitiger Lektüre. Sie wurden übrigens doch Kandidaten nach Beschluß der Fakultät, was mir ganz gerecht erschien, da sie manche Frage rascher beantwortet hatten als ich.

Clossius ging, ehe er emeritiert war, nach Darmstadt mit der Aussicht, Kanzler der Universität Gießen zu werden, starb aber bald dortselbst mit einem Herzen voll Anhänglichkeit an die Universität Dorpat und an die livländischen Verhältnisse überhaupt.

Der Professor des russischen Rechtes war Neumann, früher in Charkow oder Kasan Professor, wo er als Ausländer zuerst ein Jahr lang lateinisch vorgetragen, dann seine Hefte ins Russische übersetzen ließ, wozu er sich einen besonderen Übersetzer hielt. Er sprach das Russische greulich aus, war aber ein gründlicher Kenner besonders des älteren russischen Rechtes und beschäftigte sich so eingehend und vergleichend mit dem älteren slavischen Rechte, daß er auch seine Zuhörer mit Schaffariks slavonischer Grammatik bekannt zu machen suchte, damit sie die älteren russischen Rechtsquellen verstehen könnten. Die anderen Zuhörer blieben bald weg, ich allein war ihm treu. Er kam von einem eine Meile entfernten Sommeraufenthalte zu der Stunde in die Stadt und sprach dann stundenlang mit solchem Feuer, daß er zuletzt kraftlos zusammensank. Er zitierte aus Walter Scotts Waverley über die schottische Clanverfassung und

aus Schillers Wilhelm Tell wörtlich ganze Stellen. Ich war oft ganz hingerissen von seinem Vortrage.

Er hatte die zweite Frau aus wohlhabender Familie, die sehr kränklich war; die geschiedene erste Frau sah man aber in dem Hause oft die Honneurs machen. Er hatte zwei Söhne und eine Tochter aus der ersten Ehe. Die ersteren suchte er nach englischem Muster durch Selbststudium zu Hause zu bilden; der ältere von beiden, den ich auch etwas kennen lernte, verwünschte aber diese Methode, die ihn vom Besuche der öffentlichen Schule und der Universität ausschloß und ganz vereinsamen ließ. Während Speranskys Tätigkeit für die Gesetzkommission wurde Neumann nach Petersburg berufen, aber einige Zeit darauf wegen Kränklichkeit voll pensioniert. Er kaufte sich im Pleskauschen ein Landgut in so unwirtbarer Gegend, daß er sich eine Kompagnie Soldaten ausbitten mußte zum Schutz gegen Räuber und Diebe.

Neumanns Schrift über die Abstammung der Russen, mit Benutzung orientalischer Quellen, wurde besonders geschätzt. Dieselbe unterstützte Ewers Meinung, daß die Russen von den skandinavischen Warägern abstammten, und nicht von den Chasaren, wie Ewers Lehrer, Professor Schlözer in Göttingen, behauptete, der darüber eine für ihn wenig ehrenvolle bissige Polemik losließ, während Ewers sich in diesem wissenschaftlichen Streite gegen seinen früheren Universitätslehrer höchst ehrenwert benahm.

Der Nachfolger Neumanns in der Professur des russischen Rechtes war der bisherige Dozent von Reutz, ein noch junger Mann von Geist und liebenswürdigem Charakter, eine fein organisierte, aristokratisch-liberale Natur, durch seine russische Rechtsgeschichte auch als Gelehrter bekannt. Seine Professur ward ihm mit der Zeit lästig, er dankte wegen Kränklichkeit vor der Emeritur ab und zog auf ein Gut seiner zweiten Frau, einer sehr liebenswürdigen Russin, wo er auch gestorben ist. Seinen eben so liebenswürdigen Sohn, der gegenwärtig General ist, habe ich früher in Pension gehabt und war dadurch auch dem Vater näher getreten.

Den Professor des Provinzialrechtes Bunge, den Begründer der Provinzialrechtswissenschaft, habe ich während meiner Studien-

zeit nicht kennen gelernt und seine Vorlesungen nicht besucht, die auch entbehrlich waren, wenn man seine sorgfältig ausgearbeiteten Hefte, denen er mündlich nichts zugesetzt haben soll, sich zu verschaffen wußte. Dieser ausgezeichnete gewissenhafte Gelehrte ist bis in sein hohes Alter auf dem Gebiete des Provinzialrechtes schöpferisch tätig gewesen.

Als ich Student wurde, war Bunge nur Dozent, außerordentlicher Professor des Provinzialrechtes dagegen Bröcker, obwohl der erstere dem letzteren an gründlicher Kenntnis des Provinzialrechtes weit überlegen war. Bröcker war in Riga praktischer Jurist gewesen und las in Dorpat auch nur praktische Fächer, die er mit guten Witzen und Anekdoten gelegentlich zu würzen wußte. Als die Professur des Völkerrechtes, Staatsrechtes und der Politik frei wurde, erhielt er diese, um Bunge Platz zu machen. Er diktierte sehr langsam. Ein Zuhörer neckte ihn aber damit, daß er aus einem früheren Satze immer halblaut Worte wiederholte:

Bröcker: „Ich kann hier nicht buchstabieren!"

Cavietzel (ein witziger Studiosus[1]), der häufigen Anschlagzettel am Juridicum gedenkend, daß Reutz wegen Heiserkeit nicht lesen könne): „Es ist doch schlimm für die Juristen, daß der eine Professor nicht lesen, der andere nicht einmal buchstabieren kann!"

Aber Bröcker hatte einen leichten fließenden Stil, war zu allem Guten immer bereit und gefällig gegen jedermann. Ich habe ihn nie anders als bei guter Laune gesehen. Als ich zum Neujahrsgruß als junger Student zugleich mit dem Totengräber eintrat, rief er diesem zu: „Wollen Sie mich schon haben?" — Auf dem Kirchhofe, als ein Kollege von ihm begraben wurde und eine alte Frau keifend in der Nähe der Gruft ein Grab ihrer Angehörigen zu schützen suchte, auf das Bröcker seinen lahmen Fuß gesetzt hatte, hörte man, während vom Pastor mit hohler Stimme geredet wurde, folgendes Gespräch in der Nähe:

Die Frau: „Nehmen Sie Ihren Fuß weg! Sie können doch sehen, daß dies kein gemeines Grab ist!"

Bröcker (mit seiner überlauten Stimme): „Ach, meine Liebe, hier sind wir alle gleich."

[1]) Wohl Heinr. Friedrich, gest. 1867 als Hofgerichtsadvokat zu Riga.

Als auf dem Markte der gelehrte, immer fleißige Professor der Philologie Francke in seinem neuen Bärenpelze der Länge nach hinfiel, und bei seiner Unbeholfenheit sich nicht sogleich aufrichten konnte, rief Bröcker mit seiner Stentorstimme: „Ach, lieber Kollege! Sie hat wohl noch Niemand auf der Bärenhaut liegen sehen!"

Hatte ich nun auch gern die Gelegenheit wahrgenommen, die Glieder der Juristenfakultät, zu der ich mich zählte, kennen zu lernen, so lag es mir doch eben so nahe, mich mit der Studentenwelt zu befreunden, um so mehr, als ich schon aus der Gymnasiastenzeit manche ältere Kommilitonen kannte. Ich meldete mich natürlich bei den Livländern, ward mit anderen Füchsen auf den Fechtboden bestellt und mußte mit Handschlag mehrere Vorschriften zu halten geloben, wurde auch mäßig beschatzt mit Abgaben für Fechtboden, Kommerse u. dgl. m. Von diesen Vorschriften war mir eine höchst ärgerlich, mit den Kurländern, die als Korporation geächtet waren, keinen Umgang zu pflegen, ja sie nicht einmal zu grüßen, obwohl ich gerade ein paar gute Bekannte schon von früher her unter den Kurländern hatte. Die Vorschrift für die Füchse, vier mal wöchentlich am Vormittag auf dem Fechtboden sich zu üben, befolgte ich gern und erfuhr nur einmal die verdiente gesetzliche Strafe wegen Nichtbeachtung derselben, daß ein guter alter Fechter mit mir einen sog. Rappierjungen ausmachte. Dabei war ich in Hemdsärmeln, der Exekutor dagegen im dicken Filzrock. Er parierte keinen meiner Hiebe, sondern drosch a tempo auf mich los, was sich für alle Zuschauer sehr lustig ausnahm, mir aber für den ganzen Tag Brust und Arme schmerzhaft machte.

Auf dem ersten Kommers in Novum interessierte mich alles sehr, besonders der sog. Landesvater weckte in mir ein erhebendes Gefühl, auch machte ich da angenehme Bekanntschaften, z. B. die des nachmaligen Professors Hueck [1]), der damals Landsmann der Estonia war und sich am Vormittage desselben Tages auf der Mensur sehr hervorgetan hatte. Er wurde mir später sehr befreundet. Ein

[1]) Alexander v. H., geb. 1802. Stud. Med. 1821—1825. Wurde 1830 Prosektor und war 1833—1842 ordentl. Professor der Anatomie in Dorpat. Gest. 1842.

alter Livländer, der sich freundlich mit mir unterhalten und mit mir schmollieren wollte, nannte mir seinen Namen und fragte: „Wie heißest Du?" Ich erwiderte :„Anders". Er wiederholte seine Frage; ich antwortete sehr munter: „Anders". Ärgerlich wollte er mir für meinen unzeitigen Vorwitz eine Schnödigkeit sagen, da klärte ihn ein Dritter über seinen Irrtum auf, und unser freundliches Verhältnis war gleich wieder hergestellt. — Als wir bei den Burschenliedern und zumal beim Landesvater an langer Tafel saßen, mußte ich mich wundern, wie zwischen den braunlehmernen Schalen mit Glühwein und Punsch die Burschen an den Talglichtern ihre Tabakspfeifen anrauchten, die auf dem Grunde der Schalen eine Tabaksjauche zurückließen, von welcher der größere Teil beim Trinken mit verschluckt wurde.

In einem Anrichtezimmer bekamen die älteren Korpsburschen auch wohl Butterbrot mit Käse. Die Füchse wurden da nicht geduldet; ein älterer Korpsbursch aber, der mich hungrig wußte, schmuggelte mich da mit hinein, und nun bekam ich ein so kolossales Butterbrot, daß ich dieses wie auch den Käse zuerst mit den Fingern zerteilen mußte, weil mein Mund, der nichts weniger als klein ist, sich nicht so weit aufsperren konnte. So einfach ging es damals her, und welcher Luxus wird jetzt auf den Kommersen im Essen und Trinken getrieben!

Paukereien auf dem Fechtboden sah ich gern zu, um zu wissen, wie man sich in einem solchen Falle zu benehmen habe. Sie kamen sehr häufig vor, wozu die Füchse den Paukapparat heranzuschleppen und abwechselnd die Tür vor einem Überfall durch Pedelle zu überwachen hatten. Nach der Ursache der Paukerei erkundigte man sich selten; sie wurde damals als bloße ritterliche Übung betrachtet und oft für den Betreffenden, wenn er selbst behindert war, von einem guten Freunde übernommen, der seine Geschicklichkeit als Fechter zeigen wollte. Es schmerzte mich stets, wenn dabei nicht ehrlich verfahren, ein legaler Hieb abgeleugnet, ein Burschenschafter gelegentlich schnöde abgefertigt wurde. Ich wollte, nach meinem idealen Maßstabe, alle Verhältnisse der Studenten ehrlich behandelt wissen, mußte aber schweigen. Die Burschenschafter hatten, nach einem aus-

ländischen Korporationsgebrauch, das Ehrengericht bei Streitigkeiten unter einander eingeführt und paukten sich nur mit fremden Korporationen. Erst Jahrzehnte später kam das Ehrengericht in Dorpat allgemein in Gebrauch, während es früher von den meisten für etwas Unerhörtes gehalten wurde.

Während jetzt alle Korporationen Quartette sorgfältig pflegen und eine Masse klangvoller Lieder zu singen wissen, kannte man damals nur wenige alte Burschenlieder, und die Kurländer z. B. konnten wenn sie in Masse versammelt waren, kaum das Gaudeamus ordentlich zustande bringen; bei Privatkneipereien ging das oft besser.

Außer in der Korporation hatte ich als Student auch noch andere freundschaftliche Beziehungen, die mir wert waren. So erinnere ich mich namentlich gern einiger junger Russen, durch welche ich die damals neue romantische Richtung in der russischen Literatur kennen lernte, die mich in hohem Grade anzog. Durch einen unserer Pensionäre, meinen sehr nahen Freund Studiosus Alexander Tatarinow lernte ich den damals in Dorpat lebenden Dichter Nikolaj Jasykow, meinen Coetanen, kennen und trat mit ihm in recht warme freundschaftliche Beziehung. Diese beiden Freunde waren es, die mir zuerst die eben erschienenen Dichtungen Puschkins zu lesen gaben, welcher damals auf seinem Gute im Pleskauschen konsigniert war, nachdem er aus der Verweisung in den Kaukasus hatte zurückkehren dürfen.

Jasykow war ein mittelgroßer, starkbeleibter junger Mann, der zu Hause beständig im Schlafrock und Pantoffeln lebte. Sonst freisinnig, beobachtete er doch streng alle vaterländischen Sitten. Vom Weine animiert, wußte er glänzende Verse zu improvisieren. Die deutsche Literatur liebte er. Ich habe manche seiner Gedichte ganz zu seiner Zufriedenheit metrisch übersetzt. Aus Moskau hat er mir später die 2 Bände seiner Dichtungen, mit schriftlicher Einzeichnung seines Namens, freundlichst übersandt.

Tatarinow verließ die Universität nach bestandenem Examen im Jahre 1829, und das ihm am Embachufer bei „Lokkus" gegebene Abschiedsfest ist mir noch lebhaft in der Erinnerung. Es war ein schwüler gewitterdrohender Sommerabend, der die lebhaft erregte Gesell-

schaft am gastlichen Tische vereinigte. Plötzlich brachte Tatarinow, der mich sehr liebte, meine Gesundheit aus, und als ein greller Blitz die Luft durchzuckte, dem ein lautkrachender Donnerschlag folgte, rief er begeistert aus „Богъ свидѣтель!" (d. i. Gott ist Zeuge!). Ich hatte ihm zum Andenken Schillers Gedichte geschickt mit begleitenden Versen von mir, die ihn sehr ergriffen. Als er später im Apanagendepartement in Petersburg diente, habe ich ihn dort aufgesucht und dann später noch einmal in Helsingfors getroffen, wo er mit Frau und Tochter sich zeitweilig aufhielt und mich mit einem Freudengeschrei begrüßte. Als großer Grundbesitzer im Gouvernement Simbirsk ist er auch, seiner liberalen Gesinnung getreu, für die Freilassung der Bauern sehr tätig gewesen. Seine Anhänglichkeit an Dorpat und sein Vertrauen zu der gründlichen Bildung der deutschen Ärzte hatte ihn dazu veranlaßt, gegen die Meinung vieler in Simbirsk seine schöne leidende Schwägerin nach Petersburg in die Kur meines Schwagers Dr. J. Schmidt zu bringen, der sein Mitpensionär in meinem elterlichen Hause gewesen war. Diese Kur hatte ihr wohlgetan, und auf Schmidts Rat gebrauchte sie auch das Bad in Helsingfors. Tatarinow starb im Jahre 1862 im Gouvernement Simbirsk; unser gemeinsamer Freund Jasykow war schon vor ihm im Jahre 1848 in Moskau gestorben.

Unter den Universitätslehrern lernte ich außer den schon besprochenen Gliedern der juristischen Fakultät noch manche andere kennen. In meinem ersten Semester ging nach langem Dienste der Professor der Dogmatik, Lorenz Ewers, ab, meines Vaters ehemaliger Kreisschuldirektor und mein Taufvater. Ich könnte sagen, er war der beste Mensch, den ich je gekannt; und ich habe doch in meinem langen Leben viele hochachtbare Persönlichkeiten kennen gelernt. Seine Professur gab er trotz seines hohen Alters nur ungern auf, aus Besorgnis, daß ein Nichtorthodoxer sein Nachfolger werden könnte. Er hielt noch eine Abschiedsrede in der Aula, die er teils ablas, teils frei sprach, mit Zitaten aus Plato und den Kirchenvätern im Original, und sprach in dieser Rede zum letztenmal sein Glaubensbekenntnis aus. Er pflegte seinen Zuhörern, wenn sie fleißig waren, am Ende des Semesters das Honorar zurückzugeben.

Jetzt gab er ihnen bei Gelegenheit seines Abganges noch eine Kneiperei in seiner Wohnung.

Auf einem Fuchskommers hatte Ewers mit dem Dichter Shukowsky, der ebenfalls als Gast anwesend war, schmolliert. Shukowsky richtete aus diesem Anlaß ein längeres Gedicht „An den Greis Ewers", ein rührendes Denkmal für beide beteiligte Personen. Ich habe dieses Gedicht metrisch ins Deutsche übersetzt. Ewers hat mir auch sein Schenkexemplar der Shukowskyschen Gedichte in 2 Bänden vermacht, das mir unendlich wert ist.

Ewers Wohltätigkeit ist oft mißbraucht worden. So wurde erzählt, eine alte Frau, die er jahrelang unterstützt, habe ihm dankbar einmal erklärt, sie wolle seine Hilfe nicht weiter in Anspruch nehmen, Gott habe ihr schon geholfen. Ewers: „Wie denn?" Die Frau: „Ich habe mir eine kleine Wirtschaft angelegt." Es war dies aber eine liederliche, wie Ewers bei näherer Nachfrage erfuhr.— Er hörte sich gern den alten Ewers nennen und verbat sich alle Titulaturen. Einem Fuhrmann, der ihn unvorsichtigerweise überfahren hatte, zahlte er Geld, damit er diesen Unfall seiner Frau nicht erzählen sollte. In seinem hohen Alter hatte er die ältliche Schwester des Professors Ledebour geheiratet, wohl um ihr die Witwenpension zu sichern; doch sagte man, sie habe seine Eigenheiten und seinen einfachen Hausrat nicht so zu beachten gewußt, wie man es ihm gewünscht. In der letzten Zeit trug ich ihm seine Pension zu, wobei er mich bat, die zweirubligen Klubbenmarken von den rubligen und halbrubligen ja zu trennen, da er bei seiner Blindheit sie nicht unterscheiden könne und beim Ausgeben der Marken oft getäuscht werde.

Er vermachte seine ansehnliche Büchersammlung zur Hälfte der Dorpater Universitätsbibliothek, zur anderen Hälfte der nach dem Brande Åbos neuerrichteten Universität zu Helsingfors. In seinem Testament hatte er angeordnet, daß ihm die Embleme des Freimaurerordens, in welchem er eine höhere Charge bekleidet hatte, in den Sarg gelegt würden (Kranz, Hammer, Schöpfkelle usw.); ferner, daß er ohne alles Gepränge auf einem einfachen Leiterwagen zur Gruft gebracht würde. Mein Vater, zu seinem Testamentsexekutor von ihm ernannt, war anfangs bedenklich wegen des ersteren

Auftrages, da vor einer Reihe von Jahren jeder Beamte hatte reversieren müssen, daß er keiner solchen Verbindung angehöre. Nachdem aber mein Vater sich mit mir darüber beraten, führte er den Willen des Verstorbenen dennoch aus, da jenes Verbot nur auf den Lebenden bezogen werden könne. Statt des Leiterwagens mußte schon der alte Leichenwagen ohne Baldachin und ohne allen Schmuck den alten würdigen Universitätslehrer zu Grabe tragen. Studierende der Theologie gingen zur Seite, und eine große Menschenmenge folgte unaufgefordert, in warmer Anerkennung der Verdienste des Verstorbenen.

In seinen Vorlesungen bediente sich Ewers oft der drolligsten Vergleiche, z. B. in der Moral in Beziehung auf die sinnlichen Triebe. Als er seinen Abschied erhalten, hielt er meinen Vater auf der Straße an mit den lauten Worten: „Ach, sagen Sie doch Ihrem Peetz, meine Professur ist ja nun vakant, da kann er sich ja darum bewerben." Peetz, ein Protegé des herrnhutisch gesinnten Kurators Lieven und der Frau v. Krüdener, war, um vorläufig plaziert zu werden, mit Übergehung meines Vaters zum Bibliothekssekretär gemacht worden und wartete nur auf eine Professur, nicht der Theologie, sondern etwa der Geschichte oder eine andere Professur der historisch-philologischen Fakultät, zu der er sich durch seine elegante Bildung berechtigt glaubte. Leider gelang ihm dies nicht, und auch die Stellung als Bibliothekssekretär, die er als Sinekure behandelte, verlor er durch einen skandalösen Polizeiprozeß und seine Arbeitsscheu, wodurch er seiner frommen Partei sehr schadete.

Von den unter dem Kurator Lieven entlassenen rationalistischen Professoren der Theologie sind mir noch zwei sehr erinnerlich, Böhlendorf und Segelbach. Der erstere begleitete seine akademischen Vorträge mit den lächerlichsten Handbewegungen. Bileam ritt auf dem Esel: dabei hängte er den Zeigefinger der einen Hand über zwei Finger der anderen Hand. Er demonstrierte, man müsse eine Predigt so machen, daß man nach dem üblichen Gebet in der Einleitung alles aus einem Prinzip entwickelt, wie aus einer Quelle (mit der Hand von oben herabfahrend), dann den Inhalt in Fächer teilt (mit der Hand wie in Schachteln ordnend) und zuletzt das ganze mit

Blumen bestreut u. dergl. m. Der andere rationalistische Theolog, Segelbach, erwarb sich ein großes Verdienst im Publikum dadurch, daß er mit Geschick und Eifer geistliche Liederaufführungen einübte und leitete. Seine lange Frau, auch eine Ausländerin und kinderlos, trug auf der Straße immer einen Mops auf den Armen.

Als Professor der praktischen Theologie nahm später eine sehr geachtete Stellung der frühere Oberpastor an der Johanniskirche, Lenz[1]), ein, Nachfolger seines Vaters in diesem Amte, als Seelsorger, Kanzelredner und Gelegenheitsredner mit seinem klangvollen Organ sehr beliebt und in der Gesellschaft gesucht. Beim Altardienste sang er auch in den Responsorien, was von den späteren Predigern in Dorpat nicht nachgeahmt wurde. Daß Lenz auch mein Konfirmationslehrer gewesen, habe ich bereits früher erzählt. Als die neue evangelische Kirchenordnung in Petersburg beraten wurde, berief man auch Lenz dorthin, um an den Sitzungen teilzunehmen, und dort ist er bald darauf gestorben.

Sehr lebhaft erinnere ich mich ferner zweier älteren Glieder der medizinischen Fakultät, des klinischen Professors Erdmann aus Sachsen, der früher Professor in Kasan gewesen, und des Anatomen Eichorius. Erdmann, ein langer wohlgebauter Mann mit männlichen, ausdrucksvollen Zügen, stets maßvoll und durchaus Gentleman im Umgange, war als klinischer Lehrer sehr geliebt und wußte bei den lateinischen Doktorpromotionen der Mediziner als Dekan, selbst sehr schön Latein sprechend, die Würde der Feier stets aufrecht zu erhalten. Er hatte sein eigenes Haus, dem Rathause gegenüber am Domabhang und ein zierliches Lusthäuschen darin, in gotischem durchbrochenen Stile, nach Art altdeutscher Brunnenverzierungen; vom Dome aus erfreulich zu sehen, gegenwärtig aber leider nicht mehr vorhanden. Nach dem großen russisch-französischen Kriege berief ihn sein früherer Landesherr, der König von Sachsen, als Leibarzt zu sich, und Erdmann folgte pietätvoll diesem Rufe, kehrte aber nach des Königs Tode wieder nach Dorpat zurück, um hier die Professur der Materia medica zu bekleiden. Sein Wirkungs-

[1]) Gottl. Eduard L., geb. 1788. Stud. 1803—1806. War 1809—1824 Oberpastor, dann Professor. Gest. 1829.

kreis war dabei naturgemäß weniger bedeutend als früher bei der klinischen Professur, die frühere geachtete Stellung aber nahm er auch jetzt ein. In seinem Verhalten den hohen Oberen gegenüber nahm er sich äußerlich sehr ehrerbietig und genoß das besondere Vertrauen des Kurators.

Als Präsident einer Revisionskommission der Bibliothek, die gegen Professor Morgenstern als den Direktor gerichtet war, eigentlich aber mich traf, hielt Erdmann es für allein möglich und richtig, diese Revision mir zu übertragen, und benahm sich dabei so taktvoll und wohlwollend, daß ich mich ihm schon dadurch allein verpflichtet fühlte. Über den Modus der Revision eifrig diskutierend, warfen wir unversehens ein großes Tintenfaß um, das meine stahlgrauen Pantalons, die ich zum erstenmal anhatte, über und über begoß, so daß ich gezwungen war, um nach Hause gehen zu können, mir ein anderes Hosenpaar holen zu lassen. Das Komische für mich aber war dabei, daß Erdmann, sich die Schuld beimessend, vor mir niederkniete, er, der alte zeremonielle Mann, meine Modesten trotz aller meiner Bitten mit seinem Taschentuch betupfte und ganz untröstlich über diesen Unfall war.

Beim 25-jährigen Jubiläum der Universität Helsingfors vertrat Erdmann im Verein mit dem Archäologen Preller die Dorpater Universität in so würdiger Weise und mit so schönen lateinischen Reden, daß sie von den begeisterten Studenten dort emporgehoben und umhergetragen wurden. Als ich Erdmann nach seiner Rückkehr im Lesezimmer der Universität traf und ihm sagte, wir fühlten uns alle in ihm mit geehrt, antwortete er, der stramme, förmliche Mann: „Unverdiente Ehre! Wir haben dort gezecht, — gerast, — getobt!" — Mit guten Freunden im terrassierten Garten seines neuen Hauses auf dem Techelferschen Berge (jetzt das von Zur Mühlensche Haus) ein Glas Wein zu trinken, verschmähte er nicht, und wenn er mich und meinen Freund Brock geladen hatte und mit uns bei dem Kredenztischchen saß, das er an romantischer Stelle hatte aufstellen lassen, war er bei liebenswürdigster Laune. Auf Brocks Bemerkung, daß die Berge drüben jenseits des Embachs Weinbergen glichen, rief er aus: „Der Mensch sollte nirgend wohnen, wo der Wein nicht wild wächst!"

In seiner Familie war er leider nicht glücklich. Seine beiden älteren Töchter wurden nach Kurland verheiratet, die dritte, ein allerliebstes Kind, vertraute er einem Petersburger Erziehungshause an, wo sie sich aber sehr unglücklich fühlte und zurückwünschte. Man hoffte, das werde vorübergehen, bis sie am Heimweh dort starb. Der bekümmerte Vater konnte nur ihr Herz zurückbringen, das er wohlverwahrt in seinem Park unter einem hölzernen Sarkophag mit lateinischer Inschrift bestattete. Er zeigte mir diesen Ort einst selbst mit den Worten: „Sie hatte das beste Herz."

Sein älterer Sohn studierte in Dorpat und wurde Arzt[1]), der jüngere starb vor ein paar Jahren als russischer Admiral in Reval. Die Mutter zog ihren Töchtern nach Kurland nach. Der Vater, unser hochverdienter Professor, ging, nachdem er seinen Abschied genommen, ins Ausland. Er lebte in Mannheim oder Karlsruhe wohleingerichtet als Garçon, empfing Besuch bei sich und hielt es für seine Pflicht, Vorurteile und falsche Gerüchte über Rußland ehrlich und offen zu bekämpfen. Da wurde er verdächtigt, wie weiland Kotzebue, besoldeter Spion Rußlands zu sein. Alles zog sich von ihm zurück, und er sah sich gezwungen, nach Frankfurt a. M. überzusiedeln, wo er Landsleuten, die ihn besuchten, sein bitteres Los klagte. In Frankfurt a. M. ist er auch gestorben.

Ein zweiter medizinischer Professor der älteren Zeit mit charakteristischer Persönlichkeit war Cichorius, der Anatom und Physiolog. Er war der vollkommene Gegensatz zu Erdmann: höchst formlos, höchst rücksichtslos in seinen Äußerungen, durchaus ein Bonvivant. Er las früh um 8 Uhr morgens und verdoppelte gegen Schluß des Semesters die Stunden, wo er dann oft schon um 6 Uhr morgens begann. In seiner Vorlesung über gerichtliche Medizin bin ich mehrmals als Hospitant gewesen. Er zitierte da höchst ausdrucksvoll Stellen aus Schillers Gedicht „Die Kindesmörderin" u. a. m. Pitavals Causes célèbres, der Universitätsbibliothek entlehnt und von ihm beständig benutzt, konnten trotz aller Ermahnungen erst nach seinem Tode dorthin zurückgelangen. Mit seinen Zuhörern stand Cichorius

[1]) Karl Friedr. E., geb. 1816. Stud. 1836—1840. Arzt in Mitau, dann in Dresden.

auf einem guten Fuße. Jeder Mediziner hatte damals beim Schlußexamen eine anatomische Demonstration auf dem Anatomikum zu leisten; dann konnte Eichorius bei Kuchen und Wein, unter Glasburken mit mißgestalteten Fötus und anderen anatomischen Präparaten sehr unterhaltend sein, oft auf Kosten seiner Kollegen..

Mit seinem Prosektor, dem nachherigen Professor Eschscholtz, der die Präparate zur Vorlesung bereit halten mußte, stand Eichorius anfangs sehr gut; als dieser ihm aber einmal auf seinen Wunsch eine Purganz verschrieben, die zu stark wirkte, glaubte er, daß er ihn umbringen wolle, um seine Professur selbst zu bekommen, schrieb ihm empörende Briefe, mit der Bemerkung auf dem Kuvert: „zum Erbrechen" oder „zur Öffnung", bis es zur Klage kam. Einem anderen Prosektor soll er oft gesagt haben: „Sie sind noch dummer, als es die russischen Gesetze erlauben" u. dergl. m. Seine schon aus dem bisherigen ersichtliche Grobheit zog ihm in der Gesellschaft manche Unannehmlichkeit zu, die er aber durchaus nicht schwer zu nehmen pflegte. So hatte er sich einmal in der sogen. Alten Musse (der nachherigen Ressource) höchst rücksichtslos gegen einen Offizier geäußert, der fortging und ihn durch den Diener hinaus bitten ließ.

Eichorius (zum Diener): „Fragen Sie den Herrn doch, was er von mir haben will."

Diener (dies ausführend und zurückkommend): „Herr Professor, ich wage es nicht zu wiederholen."

Eichorius: „Sagen Sie es nur!"

Diener: „Er sagt, er will Ihnen eine Ohrfeige geben."

Eichorius: „Sagen Sie ihm, und wenn er mir auch zwei geben will, ich gehe doch nicht hinaus."

Vom Duell hielt er schon als Student nichts und soll in Halle einen Kommilitonen, der ihm eine Ausforderung brachte, mit einem Os femoris treppab geschleudert haben.

Seine Trunksucht brachte ihn bisweilen in eigentümliche Lagen. Als er einmal in Dorpat im Rinnstein neben einem gleich ihm Betrunkenen lag, soll ihm dieser ein Empfehlungsschreiben seines Vaters überreicht haben. Als er sich darauf bemühte, den Herrn Professor aufzurichten, soll ihm Eichorius lallend gesagt haben: „Lassen Sie

mich liegen! Ich will dieser verfluchten dörptschen Polizei doch einmal zeigen, daß hier einer eine ganze Nacht im Rinnstein liegen kann, ohne daß sie es bemerkt." — Er starb pensioniert. Der Prosektor Wachter meldete in der Vorlesung: „Der Herr Professor Eichorius sind diese Nacht gefälligst gestorben, ein starker Körper, aber ein verdrehter Geist." — Sein wunderliches Wesen ist allen Zeitgenossen unvergeßlich geblieben.

Als Gynäkolog war in alter Zeit sehr geschätzt der Professor Deutsch, der sich auch auf Veterinärkunde verstand, aber auf die plumpe Frage, ob er auch Vieharzt sei, immer dieselbe Antwort hatte: „Wollen Sie sich kurieren lassen?" Auf das Opponieren bei den lateinischen Doktorpromotionen ließ Deutsch sich nie ein; es hieß, weil er nicht Latein spreche. Unter seinen Anschlag am schwarzen Brett: „Ich kann heute nicht lesen, Deutsch", hatte ein Witzling die Worte geschrieben: „Nun, so lesen Sie doch Lateinisch."

Der Professor Moier[1]), ein Estländer, war ein tüchtiger Chirurg, und man wußte in Dorpat viel von seinen geschickten Operationen zu erzählen. Später wurde er sehr bequem und schob solche und andere Arbeiten oft zu lange auf. Als er gerade Rektor war, meldete sich bei ihm ein ihm bekannter Examinand: „Ich habe bei Ew. Magnifizenz den Professor Moier zu verklagen, bei dem ich das einzige Fach noch abzumachen habe und der mich wiederholt abgewiesen." Moier: „Nun, kommen Sie morgen! Ich stehe Ihnen dafür, er wird Sie vornehmen."

Moier war persönlich sehr beliebt und bekam während meiner Studentenzeit auch einen solennen Fackelzug. Er war musikalisch, konnte stundenlang auf dem Klavier phantasieren und sich ganz dabei vergessen. Moier erwarb in Dorpat eine sehr liebenswürdige Frau, eine Russin, geb. Protassow, deren ehrwürdige Mutter auch in seinem Hause lebte. Der Pflegesohn dieser letzteren, der berühmte Dichter Shukowsky, der die Moier und ihre Schwester, die schöne Wojeikow, in schönen Liedern besungen, kam um dieser Beziehungen willen ebenfalls nach Dorpat zum Besuch. Er soll zum Kurator der Uni-

[1]) Joh. Christ. M., geb. 1785. Stud. Theol. 1803—1805. Dr. med. 1813. War 1814—1836 Prof. in Dorpat. Gest. 1858.

versität bestimmt gewesen sein, und sein Freund, der Dr. Seidlitz, hatte schon ein Quartier für ihn gemietet; aber es kam doch nicht dazu.

Von dem nachmals so bekannten Dr. Seidlitz[1]), der auch Shukowskys fesselnde Biographie geschrieben, will ich eine kleine Geschichte aus der Studentenzeit erzählen. Seidlitz und sein Freund, der Theologe Taubenheim[2]), hatten sich beide für die Ordnung bei einer Studentenkneiperei verbürgt, aber eine Verletzung derselben doch nicht hindern können. Dafür erhielten sie Karzerstrafe und ließen sich nun mitten am Tage auf einer Bahre vom Klinikum, wo Taubenheim bisher krank gelegen, unter großer Begleitung anderer Studenten in den Karzer tragen, wobei Seidlitz, ein Meister auf der Klarinette, einen Trauermarsch blies, während Taubenheim die verlogendste Miene von der Welt machte. Seidlitz und Taubenheim blieben auch in ihrem nachherigen Wirkungskreise in Petersburg gute Freunde.

Der Prosektor Dr. Wachter[3]) war auch als praktischer Arzt tätig. Sein Hauptmittel für äußere Schäden soll ein Fettlappen gewesen sein, für innere Kamillentee. Einst verordnete er einem Kranken wiederum Kamillen, bemerkte aber dann, daß er unbeweglich dalag, und rief: „Ach so, Sie sein schon dot!" Nichtsdestoweniger war Wachter bei der Bürgerschaft ein sehr beliebter Arzt, und als Kaiser Nikolais Gemahlin in Palermo krank lag, meinte eine Bürgersfrau in Dorpat, es sei doch unrecht, daß sie in der Ferne Hilfe für ihr Leiden suche, da sie die beste von Dr. Wachter in Dorpat haben könne, der sich auf vieles Bitten wohl auch entschließen würde, die Kaiserin in Petersburg zu behandeln. — Dem Dr. Faehlmann auf der Straße zwischen 12—1 begegnend, wo Seelglocken für Gestorbene aus höheren Ständen geläutet wurden, fragte Wachter: „Ist das Ihrer?" worauf Jener ihm zunickte. Am anderen Tage zwischen 11—12 Uhr,

[1]) Karl Joh. v. S., geb. 1798. Stud. Med. 1815—1820. Seit 1830 Arzt, dann auch Prof. an der med. chirurg. Akademie in Petersburg. Gest. 1885 in Dorpat.

[2]) Reinhold T., geb. 1795. Stud. Theol. 1817—1820. Pastor in Riga, dann 1834—1865 in Petersburg an der Petri-Kirche. Gest. 1865.

[3]) Gottfried W., geb. 1782 in Brünn. Stud. Med. 1817—1819 in Dorpat. War 1823—1830 Prosektor in Dorpat. Gest. 1854.

wo für bürgerliche Gestorbene geläutet wird, wieder dem Dr. Faehlmann begegnend, rief er ihm zu: „Das ist meiner!"

Als ich Student wurde, waren noch die Matadore unter den Professoren der ältesten Zeit in voller Wirksamkeit: Parrot der Ältere, Jaesche, Morgenstern, Struve, Gust. Ewers, der Historiker, und Krause.

Parrot, der beim Kaiser Alexander I. sehr in Gunst stand und sogar freien Zutritt bei ihm hatte, könnte der Mitbegründer der Universität genannt werden. Er war Franzose von Geburt, ein fester, energischer Charakter; sein Fach war die Physik. Bei seinen Experimenten in den Vorlesungen ließ er dem witzigen Diener des physikalischen Kabinetts, Simon, große Freiheit. Dieser kopierte ihn manchmal vor Beginn der Vorlesung auf dem Katheder sehr komisch, wobei Parrot ihn einmal überraschte, ohne sich zu ärgern. Wie eigensinnig Parrot an seinen Behauptungen festhielt, lehrt das folgende Beispiel. Er behauptete einmal, man könne nicht unter dem Wasser sehen. Der als russischer Schriftsteller nachmals so bekannte Woldemar Dahl (Владиміръ Луганскій), damals Student, wandte ihm dagegen ein, daß er bei klarem Wasser auf Fadentiefe eine Silbermünze aus der Tiefe geholt.

Parrot: „Konnten Sie das Gepräge deutlich erkennen?"

Dahl: „Das Gepräge nicht."

Parrot: „Also, meine Herren, man kann nicht unter dem Wasser sehen."

Für Energie und persönlichen Mut spricht das folgende. Schon ein bejahrter Mann, befand sich Parrot in einem Leichenzuge, als ein Pferd vor einer Droschke, auf der ein Kollege saß, sich hoch aufbäumte. Parrot stieg eilig von seinem Fuhrwerk ab und zerrte so lange an dem Zügel des wildgewordenen Pferdes, bis er es in Ordnung brachte.

Bei der Organisation der Universität als Rektor tätig, soll er zur Aufrechterhaltung persönlicher Ehre und Sitte das Duell unter den Studenten selbst eingeführt und die erste Paukerei eingeleitet, ja sich selbst mit einem berühmten ausländischen Fechter in Dorpat gemessen haben.

Großes Verdienst erwarb sich Parrot durch seine Plantationen auf dem Dom, der sich unter seiner Leitung allmählich begrünte und zum Lieblingsspaziergang der Dorpatenser wurde. Hatte Krause dort die wissenschaftlichen Gebäude (Anatomikum, Klinikum, Sternwarte, Bibliothek) errichtet, so sorgte Parrot für schattige Alleen, Bänke und einige Lusthäuschen, an welchen allerdings bisweilen boshafte Kritiken mit Bleifeder aufgezeichnet waren, z. B.:

Herr Parrot, mit dem Zahnarzt einverstanden,
Sinds wohl, die dieses Zugnest hier erfanden.

Christian Simon, der Diener, verfehlte nicht, Parrot auf dergleichen aufmerksam zu machen, mochte aber gelegentlich selbst solches Gekritzel veranlaßt haben. — Parrot wurde später nach Petersburg an die Akademie der Wissenschaften versetzt und bewahrte auch hier seine unabhängige Gesinnung. Als Glied der Kommission, welche über die bei Petersburg zu errichtende Sternwarte beraten sollte, geriet er in heftigen Streit mit den anderen Gliedern derselben, sowie namentlich mit dem Präsidenten der Kommission, Grafen Kleinmichel. Die anderen waren für Pulkowa als Ort der neuen Warte, Parrot dagegen für Oranienbaum, weil hier mehr heitere Tage für die astronomische Beobachtung zu erwarten waren. Parrot schrieb schließlich in den härtesten Ausdrücken über diese Angelegenheit an den Kaiser Nicolai: „Er wisse nicht, ob er die Kommission mehr dumm oder frech nennen sollte". Der Kaiser verlangte von dem Grafen Kleimichel Auskunft über die Sache und fügte die ihn ehrenden Worte hinzu: „Только не трогать старика!" (d. h. nur den Greis nicht verletzen!)

Wie nahe das Verhältnis Parrots zum Kaiser Alexander I. war, geht auch aus Korffs Biographie Speranskys hervor. Als nämlich die Franzosen 1812 in Rußland eindrangen und Speransky von der aristokratischen Partei so arg als Vaterlandsverräter verdächtigt war, daß der Kaiser ihn erschießen lassen wollte, war es Parrot, der ihm dies aufs beweglichste ausredete, obgleich er kein Anhänger Speranskys war. Speransky hat übrigens in späteren Jahren, mit seiner Tochter aus dem Auslande kommend, auch Dorpat und die Universitätsbibliothek besucht, bei welcher Gelegenheit auch ich

ihn kennen lernte: ein langer wohlgebauter Mann, in schlichtem braunen Überrock und rundem Hut, ohne jede Ordensauszeichnung. Der damalige Rektor Parrot der jüngere begleitete ihn. Speransky sprach mit uns französisch, wünschte ein anderes Mal bei längerem Besuch die Universität näher kennen zu lernen, die er die fleur de la Russie nannte. Seine ruhige, besonnene Ausdrucksweise, seine hohe gedankenreiche Stirn, der man es ansah, daß große Schicksale an ihr vorübergegangen waren, ließen mir einen tiefen Eindruck zurück.

Den alten Akademiker Parrot besuchte ich in seinen letzten Lebensjahren in Petersburg, ohne ihm früher persönlich näher gestanden zu haben. Er empfing mich sehr gütig; für Dorpat hatte er ein warmes Herz bewahrt. Ich habe der Universitätsbibliothek ein schönes Porträt Parrots, Brustbild in Kupferstich, verehrt, das ihn auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit als Professor in Uniform darstellt und jetzt in der Abteilung der Morgensternschen Bibliothek steht.

Ein zweiter von den Matadoren der alten Zeit war der Professor der Philosophie Jaesche; ein wohlwollender, kindlicher Charakter, ein wackerer Kantianer, der auch zuerst Kants Logik herausgegeben hat. Logik mußte bei ihm jeder Student ohne Ausnahme hören, und sein Kollegium war auch immer besetzt.

Professor der Geschichte war Gustav Ewers, ein Hannoveraner von Geburt, der aber eine Livländerin, Baronesse Maydell, geheiratet hatte. Der Kurator und nachherige Minister Lieven war ihm sehr gewogen. Ewers war ein als Professor und Rektor sehr verdienter Mann, der sich durch ein leutseliges Wesen auszeichnete. Er soll, wenn ihm von Studenten nachts die Fenster eingeschlagen wurden, was in jener Zeit öfters vorkam, gleich neue Scheiben haben vorsetzen lassen, die er in Vorrat hatte. Sein Handbuch der russischen Geschichte bis auf Peter den Großen, in knappem kernhaften Stile, mit Berücksichtigung des Kultur- und Verfassungslebens, wurde hoch geschätzt. Sein Vortrag war immer fesselnd, auch wenn er gelegentlich einmal aus Rottecks Weltgeschichte Seiten lang vorlas. Auch ich folgte seinen Vorträgen stets mit gespanntester Aufmerksamkeit. Ewers las allgemeine Geschichte, Russische Ge-

schichte, Geographie und Statistik und Politik durchaus zur Zufriedenheit der Zuhörer, wie auch des damaligen Kurators Lieven, der ihn durch Orden und Rang besonders auszeichnete.

Mich persönlich fesselten in nicht geringerem Grade die Vorträge des Professors Morgenstern über Altertumswissenschaft, Antiquitäten, Archäologie und Ästhetik, über Plato und Horaz. Drei Jahre lang habe ich eifrigst bei ihm gehört und ward ihm als fleißiger Schüler, wie auch durch die Semestralprüfungen näher bekannt. An seine Weitläufigkeit gewöhnte ich mich bald. Seine Gelehrsamkeit war groß, und dabei verstand er in seinem Vortrage so viel neues und mit so viel Geschmack vorzubringen und durch Vorzeigen großer archäologischer Kupferwerke anschaulich zu machen, daß ich durch ihn für das klassische Altertum begeistert ward.

Er las in einem kleinen Auditorium neben der Zeichenanstalt im alten Universitätsgebäude. Hinter seinem Katheder führte eine verschlossene Tür in die Zeichenanstalt. Einmal in der Ästhetikvorlesung, als er gerade mit erhöhter Stimme sprach, drang durch das Schlüsselloch hinter ihm Rauch hindurch, der ihn wie den olympischen Zeus in Wolken einhüllte. In seinem Eifer merkte er nichts davon, wir Zuhörer aber um so mehr. Der einarmige Oberst Reutern, Shukowskys späterer Schwiegervater, der gerade in der Zeichenanstalt arbeitete, hatte sich diesen Spaß erlaubt. Morgenstern schrieb Deutsch und Lateinisch klassisch schön, und seine Reden, in der Aula vor einem zahlreichen Publikum über Klopstock, Winkelmann usw. ausdrucksvoll vorgetragen, fanden immer große Bewunderung.

Beim Professor Francke hörte ich Aristophanes Frösche und Taciti Germania erklären. Ich erinnere mich noch, daß er das Gequak der Frösche sehr komisch vortrug. Francke war sehr gelehrt. Mit Morgenstern geriet er in einen wissenschaftlichen Streit über Inschriften, die ein Reisender, der livländische Edelmann Herr von Richter, aus dem Orient mitgebracht hatte. In diesem Streit hatte Morgenstern den jüngeren Kollegen etwas vornehm abgefertigt, wofür sich dieser aber bei seiner abweichenden Interpretation gründlich zu rächen wußte. Leider starb dieser verdienstvolle Gelehrte als ein noch junger Mann.

Nächst den genannten Professoren besuchte ich drei Jahre lang fleißig die Vorlesungen des Professors der russischen Literatur, Perewoschtschikow, der in des famosen Magnitzky Zeit klösterlich im Seminar erzogen, die Universität nur als Schule betrachtete, ohne das geringste Verständnis für akademische Freiheit. Beim Vortrage der russischen Literaturgeschichte sprach er allein, die übrigen Lektionen behandelte er als Privatstunden, in denen er übersetzen ließ und die eingelieferten Aufsätze, nachdem er sie korrigiert, beurteilte. Ich war sein fleißigster Schüler, und er zeichnete mich dafür aus; doch mußte ich es mir gefallen lassen, daß er in der ersten Stunde des Semesters regelmäßig den Scherz anbrachte: „Теперь великій знатокъ русскаго языка г. Андерсъ намъ отвѣчать будетъ“ usw. (d. h. Jetzt wird der große Kenner der russischen Sprache, Herr Anders, uns erwidern usw.). Ich schwärmte, wie schon früher erzählt, angeregt durch meine russischen Freunde, für die neuere romantische Poesie der Russen und war dreist genug, die ältere russische Poesie eines Cheraskow und anderer in meinen Aufsätzen herunterzureißen. Perewoschtschikow warnte mich sehr vor dieser freien Richtung, ja selbst mit Tränen in den Augen, und bat meinen Vater, seinen Einfluß über mich in derselben Richtung geltend zu machen, was mir äußerst rührend war. Er empfing mich auch gern in seinem Hause, wo ich ihn als zärtlichen Familienvater kennen lernte.

Die sogen. Professorstudenten, junge Leute, die auf russischen Universitäten schon einen akademischen Grad erworben und sich in Dorpat oder auch im Auslande noch weiter ausbilden sollten, um später auf einer russischen Universität eine Professur zu bekleiden, waren hier Perewoschtschikows besonderer Aufsicht unterstellt. Er besuchte sie auf ihren Zimmern, und da mehrere von ihnen ziemlich unordentlich und zynisch lebten, meldete er solches aus Gewissenhaftigkeit dem Kurator Lieven, dabei äußernd, daß sich der Geist unter den Studenten unter dem Rektorat von Ewers verschlimmert habe. Namentlich hatte er sich ungünstig ausgesprochen über den nachher so berühmt gewordenen Professorstudenten Pirogoff. Dieser aber hatte eben der Universität eine ausgezeichnete chirurgische Preisarbeit eingeliefert, die am 12. Dezember mit der goldenen Medaille

gekrönt wurde. Ewers, über jene Anklage von Lieven befragt, sandte diesem das Urteil der medizinischen Fakultät (über Pirogoffs Arbeit) und veranlaßte zugleich das Konseil die Frage zu beantworten, ob der Geist unter den Studenten sich unter seinem Rektorat verbessert oder verschlimmert habe. Die Professoren sprachen sich einstimmig für das erstere aus. Pirogoff erhielt darauf von der Kaiserin eine kostbare goldene Uhr nebst goldener Kette, Ewers den Annenstern, Perewoschtschikow aber einen Verweis. Nach einigen Verdrießlichkeiten mit den Studenten wurde Perewoschtschikow pensioniert und verließ Dorpat.

Da ich als Jurist immatrikuliert war, gestattete man mir auch nur ein juristisches Gradualexamen zu machen. Darauf war ich am Schluß meines dreijährigen Universitätskursus eigentlich gar nicht vorbereitet und hätte mich lieber zu einem Examen als Philologe gerüstet. Nun aber war ich gezwungen, juristische Disziplinen zu bearbeiten, über die ich nie Vorlesungen gehört. Es war noch gut, daß ich wenigstens Pandekten bei Dabelow fleißig besucht hatte, wenn ich auch nicht von ihm, sondern von Clossius examiniert wurde. Es gelang mir das Examen zu absolvieren; meine ausführliche Kandidatenschrift habe ich erst nach Jahren eingeliefert und sie wurde von der Juristenfakultät für des Druckes würdig erklärt.

Ich war am 1. Mai d. J. 1826 als stellvertretender Bibliothekargehilfe angestellt worden und bezog auch das Gehalt dieses Amtes. Bibliothekdirektor war Morgenstern, Bibliothekfekretär mein Vater, damals schon ein älterer Mann; Kanzlist der noch ältere Rat Leibnitz, dessen Finger schon so steif waren, daß ich genötigt war, auch alle Schreibereien allein zu besorgen. Ich wurde mit Übergehung des alten Leibnitz angestellt und zahlte ihm daher, ebenso wie auch mein Vater, monatlich 8 Rubel Banko auf meines Vaters Wunsch, mit Rücksicht auf seine zahlreiche Familie. Ich machte mich gleich mit den Geschäften bekannt, hatte es aber schwer, notwendig gewordene Änderungen in dem Gange derselben durchzusetzen, da von dem bisherigen Usus nicht abgegangen werden sollte. Von dem Bibliothekdirektor hing jede Bücheranschaffung ab. Die Fakultäten wie auch die einzelnen Professoren wandten sich aber mit ihrem Begehren

lieber an mich, da ich dann mit dem Bibliothekdirektor mündlich oder schriftlich verhandelte. Mündliche Verhandlungen mit ihm scheute jeder Professor wegen Morgensterns Weitläufigkeit. Ich kam recht gut mit ihm zurecht, war sein Schüler gewesen und genoß sein volles Vertrauen und besonderes Wohlwollen, das er mir unverändert bewahrte. Neue Einrichtungen mit ihm vorher zu besprechen, führte zu nichts, wenn er sie aber unerwartet vorfand und billigte, sagte ich ihm, ich hätte sie in seinem Geiste ausgeführt, was er dann gern hörte.

Leider hatten wir nur zwei Bibliotheksdiener, von denen Morgenstern den jüngeren und brauchbareren den größten Teil des Tages bei sich behielt, auch mit ihm ausfuhr; den älteren, der nur heizen, stäuben und reinigen konnte, ließ er mir zurück. Dieser war nicht einmal imstande, mir große Folianten zuzutragen. Ich war genötigt, die Bücher selbst aus ihren Fächern zu holen, darüber quittieren zu lassen und die zurückgelieferten wieder einzureihen. Professoren holten sich die Bücher selbst heraus, die Beamten aber hatten sie zurückzustellen. Jeder Professor hatte ein besonderes Ausleihebüchlein, in welchem er die entlehnten Bücher notierte. Da die Professoren aber häufig ihre Bücher unter einander austauschten, requirierte man oft vergeblich nach den Ausleihebüchlein, bis ich durchzusetzen wußte, daß ein jeder Professor wie jeder andere Bibliothekbesucher für jedes entlehnte Buch eine besondere Quittung ausstellen mußte.

Mit den Studenten, denen ich Bücher auszuteilen hatte, kam ich ganz gut zurecht, obwohl sie in der ersten Zeit sehr legere Manieren hatten und z. B. ihre Mützen, Reitgerten, ja selbst die geschriebenen Bibliothekkataloge auf dem Ausleihetisch herumwarfen, was ich durch ruhige Vorstellung abzuändern wußte.

Unser Kanzlist Leibnitz war ein alter Mann von stattlichem, ehrwürdigen Äußeren. Er wußte viel von Weimar zu erzählen, wo seine Familie, entfernte Verwandte vom großen Philosophen Leibnitz, zu den Honoratioren-Familien gehörte. Als Knabe hatte er von Goethe ein paar tüchtige Hiebe erhalten, als er im großherzoglichen Parke sich von einem edlen Baume eine Reitgerte geschnitten. An seinem Konfirmationstage sollten die Konfirmanden, die Söhne der Honoratioren und die der Handwerker, die sich draußen oft auch

während der Lehrzeit geholzt hatten, hinter dem großen Altarbilde noch einmal zusammentreffen, und benutzten dies, um sich unbemerkt von der Gemeinde die letzten Püffe zu erteilen und dann von verschiedenen Seiten an den Altar zum Abendmahl zu treten. Dergleichen wäre doch in Dorpat undenkbar gewesen.

Wenn der berühmte Herder als Generalsuperintendent katechisierte und von den Katechumenen dumme Antworten bekam oder dieselben auch gar nicht zu antworten wußten, soll er oft mit dem Katechismus zugeschlagen haben. Überhaupt sei er in dem Publikum wenig beliebt gewesen; seine Gattin aber um so mehr. Diese hat nach seinem Tode auch seine Biographie in zwei Bänden geschrieben, die ich mit größtem Interesse vor Jahren gelesen habe. Herder bildete mit Wieland zusammen gegenüber der Goethe-Schillerschen Partei eine Gegenpartei, die weniger schroff als jene war und auch mittelmäßige Talente beschützte und ermunterte. — Auch von Christiane Vulpius, der Geliebten und nachherigen Frau Goethes, die nicht bei Hofe erscheinen durfte, wußte Leibnitz zu erzählen; sie habe sich später auch mit Studenten herumgetrieben u. dergl. m.

Mein Verhältnis zum Bibliothekdirektor Morgenstern gestaltete sich immer freundlicher, und er lud mich öfters zu Tische, wo mich seine Gattin, eine geborene Lesedow, die er nicht mehr jung geheiratet, empfing und sich gern mit mir unterhielt. Sie war sehr gebildet, hatte eigene Gedanken und war dazu auch sehr musikalisch. Morgenstern mußte seine Wohnung im alten Universitätsgebäude zur Aufnahme des Kurators räumen und bezog sein eigenes Haus, dessen Hauptsaal mit schönen Gemälden und anderen Kunstwerken geziert war. Seine Unterhaltung war mir immer sehr interessant. Er sprach langsam und mit sehr gewählten Ausdrücken. Ein Dienstmädchen, Lyddi mit Namen, schien ihm besonders recht zu sein, und er gab ihr von seinem Teller oft einen Rest, den sie zwar annahm, aber nichts desto weniger hinter seinem Rücken ihm Fratzen schnitt; dabei war sie nicht hübsch. Sie brachte Morgenstern einmal, wo er größere Mittagsgesellschaft hatte, in große Verlegenheit, indem sie dem Professor Ledebour, der im Frack und in weißtuchenen Pantalons und Glanzstiefeln dasaß, eine heiße Bratensauce über den Kopf

goß, daß die silberne Saucenschale auf seinem kahlen Schädel sich umkehrte. Lebedour mußte aufstehen und fortgehen. Morgenstern, der ihm nachrannte, konnte den ärgerlichen Kollegen nicht mehr zurückbringen und rief der Lyddi, die auf das Gespräch bei Tisch mehr geachtet hatte als auf die Saucenschale, aufgeregt zu: „Lyddi, sag doch, wie kam denn das?" und diese Frage wiederholte er dem verdutzten Mädchen mehrmals, bis der Rektor Moier, der dem Professor Lebedour an dem großen runden Tische gerade gegenüber gesessen, rief: „Ach, ich habe ja Lyddi angestoßen, so kam es!" worauf Morgenstern Lyddi tröstete: „Nun, beruhige dich, Lyddi, Moier hat dich selbst angestoßen!" welcher Ausspruch die ganze Tischgesellschaft wieder erheiterte.

Ich habe bei Morgenstern auch mit dem Professor Aderkas, dem letzten Professor der Militärwissenschaften in Dorpat, diniert. Er war ein liebenswürdiger, sehr unterhaltender Greis, der auch mir sehr zugetan war, mich immer „kleinster Emil" nannte, und lateinische Sprichwörter, sowieReminiszenzen aus römischen Dichtern passend anzubringen wußte. Als seine Professur aufgehoben wurde, ging er nach Herrnhut ins Ausland. Er war in Preußen der Lehrer des berühmten Diebitsch-Sabalkanski gewesen, der ihn auch in Dorpat besuchte. Am Vorabend seiner Abreise hatte ich mich, vor der Glut des Sommertages flüchtend, etwas hingelegt und war eingeschlafen. Beim Erwachen fand ich ihn an meinem Bette sitzen. Er wollte mit mir noch zum Abschied eine Flasche guten Rheinwein bei einer Fahrt auf dem Embach leeren. Leider durfte ich dieser gemütlichen Einladung nicht folgen, da sich ein aus dem Auslande kommender durchreisender Freund bei mir zum Abend angemeldet hatte.

Im Jahre 1829 besuchte Kaiser Nicolai I. Dorpat, was die ganze Stadt natürlich in die größte Aufregung versetzte. Er war begleitet von dem damaligen Generalgouverneur und Kurator Baron Pahlen, und besuchte bei dem schönen Maiwetter auch die Anstalten der Universität auf dem Dom. In den Straßen der Stadt war er, von einer zahlreichen Menschenmenge umgeben, auf einer Droschke umhergefahren und hatte, wie erzählt wurde, einen Studenten in den Karzer abführen lassen, der ohne Halstuch mitgezogen. Im Kanzlei-

zimmer des Konseilsekretärs hatte der Kaiser, Tintenflecke auf dem Fußboden bemerkend, geäußert, das müsse nicht sein. Auf der Bibliothek hatte ich vom Rektor Moier die Weisung, dem Kaiser links zur Seite zu gehen, einen halben Schritt zurück, um auf jede Frage desselben rasch antworten zu können, damit der weitläufige Morgenstern ihn nicht begleiten sollte. Beim Eintreten in den großen mittleren Bibliothekssaal machte der Kaiser die Bemerkung, daß der Ofen links schief sei und umgesetzt werden müsse. Vergebens hoffte ich auf ein Zeichen des Beifalls über den architektonisch so geschmackvoll ausgebauten Saal mit den Gipsstatuen der Musen. Der Kaiser, ein Heros an Gestalt und edler Haltung, das Ideal eines absoluten russischen Herrschers, stieg rasch die Stiege hinauf in den oberen Saal, wo er sich der Aussicht über den grünen Dom hinweg auf die Stadt erfreute. Er sprach mit uns Beamten nur deutsch, mit dem Generalgouverneur Pahlen russisch. Er ließ sich auch ein paar große Kupferwerke zeigen und fragte nach Manuskripten und Seltenheiten, deren wir aber nur wenige besaßen. Wir wiesen ihm orientalische Handschriften vor, die nach dem glorreichen persischen Feldzuge aus dem Kloster Edschmiadzin an unsere Bibliothek gekommen waren. Als er fragte, ob an der Universität ein Katheder für orientalische Literatur sei, antwortete Morgenstern rasch, der Professor der biblischen Exegese vertrete zwar die orientalischen Sprachen, die zur Bibelerklärung dienten, aber der Universität wäre eine besondere Professur der orientalischen Sprachen sehr erwünscht. Pahlen wandte dagegen ein, wichtiger wäre für die Ostseeprovinzen wie für das ganze Reich eine Veterinäranstalt, worauf der Kaiser entschied, die letztere solle sogleich errichtet werden, die Bibliothek aus dem Chor der Kirche anderswohin übergeführt und die ganze Domruine zur Kirche ausgebaut werden. Der schiefe, aber gute und brauchbare Ofen wurde erst 20 Jahre später umgesetzt; eben so lange dauerte es mit der Errichtung der Veterinäranstalt, und der Plan des Ausbaues der Domruine unterblieb ganz. In den nächsten Tagen nach der Abreise des Kaisers wurde die Bibliothek von mehreren Damen besucht, die an dem Fenster des oberen Saales und zwar an der Stelle, wo der Kaiser gestanden, auf die Stadt sehen wollten. Da die drei Fenster

nebeneinander dieselbe Aussicht boten, wies ich bald auf das eine, bald auf das andere Fenster hin, wo sie dann fanden, daß gerade dort die schönste Aussicht sich biete, und sich frommgerührt dort hinstellten. Den Ausspruch des Kaisers, daß die Bibliothek zum Ausbau der Kirche anderswohin verlegt werden sollte, benutzte der spätere Kurator Krafftström dazu, mir jede Bitte um nötige Reparaturen im Bibliotheklokale abzuschlagen.

Einen sehr freundlichen Eindruck ließ der Besuch der Großfürstin Helene Pawlowna in mir zurück, die ich schon als Student auf dem Platze vor der Dorpater Poststation zuerst gesehen, als sie, von ihrem Bräutigam, dem Großfürsten Michael, begleitet, nach St. Petersburg reiste. Sie verließ damals ihren Wagen nicht. Wir Studenten begleiteten sie bis zur Petersburger Ragatka, und sie wehte uns mit ihrem Taschentuch beständig Grüße zu. Als sie später auf der Durchreise ins Ausland Dorpat im Frühling besuchte, begleitet von dem Dr. Seidlitz, den ich aus Petersburg kannte, sandte mir dieser am frühen Morgen ein Billet mit dem Auftrag, mich schleunigst auf die Bibliothek zu begeben, die die Großfürstin, sobald sie bei dem schönen sonnigen Morgen die Domruine betrachtet, sehen wolle. Er habe sie benachrichtigt, daß ich sie dort empfangen werde. Ich möge nicht in Uniform erscheinen, sondern im schwarzen Frack und niemanden sonst davon benachrichtigen, da sie alle Förmlichkeiten sich verbeten und gleich nachher abreisen wolle. Sie ließ sich von mir in den Sälen umherführen, tat kluge Fragen in deutscher Sprache, auf die ich nicht bloß mit Ja und Nein zu antworten hatte, und war äußerst liebenswürdig und gütig gegen mich. Morgenstern bedauerte schmerzlich, sie nicht selbst haben empfangen zu können und ließ mich umständlich von ihr erzählen.

Als Personen, die aus Petersburg ins Ausland reisten, noch den Weg über Dorpat nahmen, ehe die Eisenbahnen benutzt werden konnten, wurde die Bibliothek wie die anderen Anstalten der Universität viel besucht, und ich hatte manche Gelegenheit, mich in fremden Sprachen zu unterhalten, im Französischen, im Russischen, später ein paar Mal im Englischen, einmal auch im Lateinischen mit einem hohen griechischen Prälaten. Ein russischer Besucher fragte mich ein-

mal, ob ich ein geborener Russe sei. Ich antwortete lächelnd: „Soll das Malice sein? Sie werden doch an meiner Aussprache meine deutsche Abstammung hören." Er: „Ich dachte, bei einem längeren Aufenthalte unter Deutschen in Dorpat könnte sich auch die Aussprache eines Russen etwas verändern." Ich: „Auch sonst möchte wohl nichts an mir an einen Russen erinnern, wenn auch die romantische Poesie der Russen und der Wohlklang der Sprache, die ich überhaupt für sehr bildsam halte, einen besonderen Reiz für mich hat." Er: (mit freundlichem Lächeln) „Ihre freimütige russische Physiognomie!"

In meinem Freundeskreise hatte ich später oft zu hören: „Da kommt Anders mit der freimütigen russischen Physiognomie!"

Als ich später eine große Vorliebe für das Englische faßte, trat bei mir das Russische sehr zurück, auch hatten die mir befreundeten Russen Dorpat verlassen, und es fehlte mir die äußere Anregung zu dem Russischen. Aber bekannt war ich auch mit Perewoschtschikows Nachfolger Professor Rosberg, der aus Odessa nach Dorpat berufen wurde, um hier die Professur der russischen Literatur zu bekleiden. Er war ein gründlicher Kenner seiner Sprache und Literatur und auch sonst ein sehr gebildeter Mann, ideenreich und für einen gewissen Kultus des Geistes schwärmend, vielleicht der einzige Kultus, den er anerkannte. Er mied jeden Familienverkehr, war aber immer unterhaltend. Ein paar Mal bei öffentlichen Diners bat er mich, sein Nachbar bei Tische zu sein, und ich fand großen Genuß an seinen feinen und geistreichen Bemerkungen. Als Professor leistete er nichts, schwänzte mehr, als daß er Kollegia las, und war zufrieden, daß jeder Student mehrere Semester hinter einander Vorlesungen bei ihm belegen und bezahlen mußte. Er rühmte sich, beim Examen so humane Forderungen zu stellen, daß kein Student sein wissenschaftliches Fach deshalb zu vernachlässigen brauchte. Man erzählt, daß ein Student, der mehr Russisch verstand, einmal auch für einen anderen zum Examen vorging, der in diesem Fache schwächer war. Rosberg soll ihn ruhig examiniert und dann gesagt haben: „Als Sie neulich Schmidt hießen, bestanden sie besser als heute, wo Sie Schulz heißen." —

Der erste Kurator des dörptschen Lehrbezirkes, der seinen ständigen Wohnsitz in Dorpat nahm, war der Generalleutnant Kraffström, der im Jahre 1836 sein Amt antrat. Die früheren Kuratoren residierten in Petersburg und kamen nur von Zeit zu Zeit zum Besuch nach Dorpat. Mit Kraffström begann für Dorpat eine neue schwere Zeit, die noch jetzt in der Erinnerung auf denjenigen, welcher gleich mir seine 19 Jahre dauernde Verwaltung miterlebt, wie ein Alp drückt. Alle Harmlosigkeit hörte damit auch bei der Universität auf. Ohne Bildung, aber nicht ohne Verstand, ein strenger unbeugsamer Charakter, der für akademische Freiheit durchaus keinen Sinn hatte, die Universität wie eine Schule behandelte und überall Betrug gegen die Krone witterte, hätte Kraffström gern in Schule und Universität militärische Disziplin eingeführt. Mit der Kompetenz ausgestattet, jeden Untergebenen bis zum Hofratsrang ohne weiteres zu entlassen, ist es ihm doch zur Ehre anzurechnen, daß er davon höchst selten und nicht ohne zureichenden Grund Gebrauch machte; auch war er allmählich uns für ehrlich zu halten genötigt. Den Schulen war er geneigter als der Universität, da jene ihm ganz ergeben sein mußten, während diese ihm doch gegen Willkür ihr Universitätsstatut, wenn auch oft schwach, entgegensetzte. Lieb hat Kraffström die Universität nie gewonnen; in diesem Sinne äußerte er sich auch gegen den Pastor Frommann aus Petersburg, der ihn in Dorpat besuchte.

Als der Bibliothekdirektor Professor Morgenstern einen längeren Urlaub ins Ausland erbeten hatte, verlangte Kraffström zuvor eine Revision der Universitätsbibliothek. Professor Erdmann, zu dem er besonderes Vertrauen hatte, sollte diese leiten. Dieser besprach sich deshalb mit mir, da man den alten Direktor Morgenstern in dieser Angelegenheit gern ex nexu stellen wollte. Erdmann wollte die ganze Sache mir übertragen. Auf meine Einwendung, daß die Revision ja gegen mich als den eigentlichen Verwalter der Bibliothek gerichtet wäre, bemerkte er, eine zuverlässige Revision könne auch nur von mir ausgeführt werden und werde dann Glauben finden. Er fragte mich, wie viel Zeit ich dazu wohl brauchte? Ich antwortete: Wenn die Benutzung der Bibliothek wie bisher fortgehen sollte

und ich die Akzessionskataloge seit Beginn der Bibliothek, d. h. seit dem Jahre 1802, mit den systematischen Katalogen vergleichen müsse, nach denen die Bücher selbst aufgestellt seien, so werde das wenigstens ein Jahr Zeit erfordern; übrigens werde die Revision nicht nur zur Beruhigung der Universität, sondern auch zu meiner eigenen dienen, da meines verstorbenen Vaters und mein eigener guter Ruf daran hafte, wiewohl die Bücher alle in offenen Schränken ständen und wir dort keine Wohnung gehabt.

Über diese Mitteilung höchst ungehalten, hatte der Kurator geäußert, er übernähme die Revision eines Regiments in drei Tagen und ich wollte zur Revision der Bibliothek ein ganzes Jahr beanspruchen! Mir selbst sagte er bei Gelegenheit, er wolle die Sache eine Zeitlang noch so ansehen, dann aber andere Maßregeln ergreifen. — Unterdeß konnte Morgenstern nicht abreisen und war über meine Weitläufigkeit ziemlich ärgerlich. Ich aber betrachtete nun die Revision als Ehrensache und wollte sie zu Ende führen, dann aber, da mein guter alter Vater nicht mehr zu unterstützen war, ins Ausland reisen und später in Petersburg eine passende Anstellung suchen, wozu meine dortigen Verwandten gern behilflich sein wollten. Nach Ablauf eines Jahres war die Revision beendet und die Zahl der in 36 Jahren abhanden gekommenen Bücher so gering, daß von einem Ersatz derselben nicht die Rede sein konnte.

Charakteristisch für Krafftströms Verwaltung war, daß beim Umbau der großen Dombrücke die sinnreiche Inschrift Otio et musis sacrum, gewiß mit Rücksicht auf die wissenschaftlichen Institute des Domes von Morgenstern gewählt, gegen die glatte Inschrift Otium reficit vires vertauscht wurde.

Sein Übelwollen gegen die Studenten zeigte Kraffström gleich. Als diese nach gewohnter Weise am 21. April vom Dome aus unter Gesang zum sog. Völkerkommers hinausziehen wollten, gestattete er dies nur jeder einzelnen Gruppe in aller Stille (Korporationen waren ja verboten). Es wurde dies auch so ausgeführt, aber bei der Rückkehr sang ein Haufe Kurländer auf dem Markte das Gaudeamus und rief vor der Universität ein Vivat Academia, während ein Rigenser einen umflorten Pristaw als Symbol der niederge-

tretenen akademischen Freiheit in die Vorhalle des Universitätsgebäudes warf. Die Namen dieser Schuldigen, von den Pedellen notiert, mußten dem Kurator gemeldet werden. Mehrere wurden gestrichen und durften nach den damaligen Universitätsvorschriften nicht ohne des Kurators Bewilligung wieder aufgenommen werden. Unter ihnen war ein Kurländer Otto, stud. juris [?], dessen letztes Semester nach ein paar Monaten zu Ende gehen sollte und der sich wenig daraus machte, früher gestrichen zu werden. Als er sich aber zu Beginn des neuen Semesters zum Gradualexamen meldete, verbot der Kurator dies, da Otto sonst ohne Strafe geblieben wäre. Dieser war nun längere Zeit in einer sehr peinlichen Lage. Er sollte in Bauske die Stadtsekretärsstelle antreten, konnte dies aber nicht, bevor er das Examen gemacht, und die Stelle mußte inzwischen stellvertretend für ihn verwaltet werden. Als einige Zeit darauf der Kurator eine Reise nach Petersburg machte, hatte der Dekan Bröcker ihn bei so guter Stimmung gefunden, daß er ihm noch beim Hineinsteigen in den Wagen die Begnadigung des unglücklichen Otto abzuringen vermochte. Als Bröcker später dem Kurator den tiefgefühlten Dank der in ärmlichen Verhältnissen lebenden Familie abstatten wollte, erhielt er zur Antwort: „Es tut mir noch leid, daß ich damals so schwach gewesen bin nachzugeben."

Den späteren Dr. Hermann Girgensohn, der in Wolmar Geisteskranke glücklich behandelt hat, ließ er in seinem Fuchssemester streichen, als er nach einem heiteren Frühstück, ohne betrunken zu sein, mit anderen Kommilitonen über den Markt gehend, ziemlich laut gesprochen hatte. Als der Oberlehrer Girgensohn den Kurator bat, seinem Neffen doch nicht seine ganze Zukunft zu zerstören, antwortete ihm dieser, der Neffe könne ja noch Schuster oder Schneider werden. Später gestattete er indessen die Wiederaufnahme des jungen Mannes mit Rücksicht auf dessen achtbare Verwandten.

In die Verwaltungszeit des Kurators Krafftström fiel auch meine Sendung nach Petersburg zum Empfang der Klingerschen Bibliothek, welche durch die testamentarische Schenkung von Klingers Witwe der Universität Dorpat zugefallen war. Ich wurde von dem Rektor Neue dazu aufgefordert, dem der Kurator bei seiner Abreise zu einer

Schulrevision gesagt hatte, man möchte mir ordentliches Reisegeld dazu geben. Da ich noch denselben Tag nach Petersburg abreiste, bat ich, man möchte mir das Nötige bei der Rückkehr zahlen. Im Departement der Volksaufklärung in Petersburg empfing man mich ganz freundlich. Der in die Klingersche Bibliothek geschickte Beamte zog sich gern zurück. Ich meldete dem Rektor Neue, wie ich die Sache vorgefunden und daß ich den mitgebrachten schriftlichen Katalog der Bibliothek mit dem Bestande derselben in den Bücherschränken vergleichen und die Bücher wohlverpackt nach Dorpat senden wolle. Der Rektor antwortete mir, er habe meinen Brief dem Kurator gleich mitgeteilt, der alles zum voraus genehmige, was ich für notwendig finde, auch den Bibliothekdiener Part, falls ich es wünsche, mir nachgeschickt wissen wolle, was ich jedoch ablehnte, da Part in Dorpat nicht entbehrt werden konnte.

Die Bücher standen ungeordnet in den einfachen Glasschränken, und es kostete mich sieben Wochen Zeit, sie nach dem Katalog zu numerieren und wieder einzustellen. Ich freute mich zu sehen, daß diese Sammlung von Werken allgemein-wissenschaftlichen Charakters der deutschen, französischen, englischen und italienischen Literatur unsere Universitätsbibliothek in Dorpat vortrefflich ergänzen würde. Klinger war Vorleser der Kaiserin Maria, der Gemahlin Pauls, gewesen, und diese ließ ihn von den meisten Werken zwei Exemplare anschaffen, von denen das eine für ihn bestimmt war. So hatte er diese Bibliothek, darunter Serien kostbarer Werke, zusammengebracht. Seine Gemahlin war von Klingers Freunden dazu bewogen worden, diese wertvolle Bücherssammlung der Universität Dorpat zu vermachen, deren erster Kurator Klinger gewesen.

V.

Altrigasche Jugenderinnerungen.

(1812—1834).

Die nachstehenden Erinnerungen sind zuerst im Jahre 1885 in der „Rigaschen Zeitung" (Nr. 258—268) veröffentlicht worden. Der Name des Autors war dabei nicht genannt worden. Indessen läßt er sich nach den mitgeteilten Familien- und sonstigen Beziehungen mühelos feststellen.

Es ist Julius Eckardt (der Ältere). Er wurde am 7. Mai 1810 geboren, studierte Jura in Dorpat 1829—1833. Bald darauf, 1834 erhielt er den Posten eines Stadtsekretärs in Wolmar, den er, zugleich als Hofgerichtsadvokat tätig, eine Reihe von Jahren bekleidete. Später wurde er Landgerichtssekretär in Wenden und endlich Sekretär des Rats in Mitau. Im Jahre 1881 nahm er seinen Abschied. Gestorben in Wolmar am 14. Mai 1885.

* * *

I.

Als Sohn einer preußischen Beamtenfamilie geboren, war mein Vater, nachdem er in Bordeaux die Handlung erlernt, zu Anfang des Jahrhunderts in ein Rigaer Handlungshaus getreten, dem er mehrere Jahre als Korrespondent angehörte. Der bequeme Zuschnitt

des damaligen, von Konkurrenzschwierigkeiten wenig berührten Rigaer Lebenszuschnittes und das Vertrauen, das er sich zu erwerben gewußt, boten dem jungen Manne die Möglichkeit, sich mit Hilfe guter Freunde und eigener kleiner Ersparnisse nach einigen Jahren selbständig zu etablieren, die Tochter eines angesehenen Ratsbeamten zu heiraten und ein bescheidenes, aber auskömmliches Hauswesen in der Petersburger Vorstadt zu begründen. Da sein Geschäft guten Fortgang nahm, durfte mein Vater hoffen, vorwärts zu kommen und die alten Tage im Kreise seiner, auf zwei Töchter und drei Söhne angewachsenen Familie sorgenfrei zu beschließen.

Durch seine Lebensrechnungen und durch diejenigen vieler anderer Leute zog das Jahr 1812 indessen einen dicken Strich. Der Ausbruch des von einem großen Teile der damaligen Rigaer Geschäftswelt für unwahrscheinlich gehaltenen französischen Krieges kostete ihm sein geringes Vermögen, der Brand der Rigaer Vorstädte den besten Teil seiner Habe. Am Abend des 11. Juli 1812 hatte mein Vater im Kreise guter Freunde an einem Kartentische der damals auf der Höhe ihrer gesellschaftlichen Bedeutung stehenden „Euphonie" gesessen, als die am Abendhimmel aufleuchtende Glut ihn von der Katastrophe in Kenntnis setzte, die auf Grund einer dem Kriegs-Gouverneur von Essen gewordenen falschen Nachricht über Riga hereingebrochen. Heimgekehrt hatte er eben noch Zeit gehabt, seine wichtigsten Papiere und Wertgegenstände zusammenzuraffen und mit seiner entsetzten Familie auf die Esplanade zu flüchten: da die Stadttore aus niemals bekannt gewordenen Gründen geschlossen worden waren, mußte die folgende Nacht auf diesem Platze unter freiem Himmel zugebracht werden. Der Verfasser der vorliegenden Aufzeichnungen war damals wenig über zwei Jahre alt, — die Geschichte dieser Schreckensnacht aber hat er so häufig und mit so vielen Einzelheiten erzählen hören, daß er dämmernde Erinnerung von derselben behalten zu haben glaubt.

Auf den Krieg folgte der Frieden, — auf die Zerstörung der alten, die Erbauung neuer, schönerer und ansehnlicherer Vorstädte, — von dem Schlage, der ihn im Jahre 1812 getroffen, vermochte mein Vater sich indessen nicht mehr zu erholen. Sein Geschäft mußte

die Zahlungen einstellen, er selbst aber in einer Zeit allgemeiner Stockung und geschäftlicher Bedrängnis sein Heil als Makler versuchen. Da es ihm an Verbindungen nicht fehlte, er wegen seiner guten Laune und seiner angenehmen gesellschaftlichen Formen großer Beliebtheit genoß, und da sein Schwiegervater mit zweien der ältesten und angesehensten Rigaer Bürgerfamilien (den Poortens und Kaulls) verwandt war, schien die Hoffnung auf eine günstigere Gestaltung der Zukunft noch nicht ausgeschlossen zu sein. Sorgen und Gemütsbewegungen untergruben die Kräfte des erst in den Vierzigern stehenden rüstigen Mannes indessen frühe — ein Schlaganfall beraubte ihn des Restes seiner Kräfte, und, noch bevor ich mein vierzehntes Lebensjahr erreicht hatte, trugen wir unsern Vater zur letzten Ruhe auf den Bickernschen Kirchhof hinaus. Die Mutter mußte mit den Schwestern in einem der wohltätigen Stifte Rigas Unterkunft suchen, der verwaisten Knaben nahm sich der trotz seiner sechzig Jahre kräftige und arbeitstüchtige Großvater an.

Dieser Großvater[1]) hat seiner Zeit in der Geschichte der literarischen und journalistischen Entwicklung Rigas eine gewisse Rolle gespielt. Er rühmte sich, der Sohn des ersten, zu russischer Zeit in Riga angestellten, noch mit dem traditionellen roten Mantel bekleideten Stadtphysikus zu sein und einer alten britischen Adelsfamilie anzugehören. Sein Großvater (oder Urgroßvater) war als eifriger Tory und Jakobit zur Zeit der zweiten englischen Revolution in die damals freie Stadt Danzig geflüchtet, — sein Vater[2]), in dieser

[1]) Es ist Anton Truhart, wie aus den angedeuteten Beziehungen unzweifelhaft hervorgeht. Geb. zu Jena 1764, besuchte die Domschule in Riga, studierte in Erlangen und Jena und wurde dann beim Polizeiamt in Riga angestellt. Er wurde sodann in den Rat gewählt und Oberpolizeiherr bis 1800. Im Jahre 1806 wurde er Rekognitions-Inspektor und nach dem Eingehen dieser Behörde 1811 Getränksteuer-Verwalter. — Er war der Herausgeber der „Fama für Deutsch-Rußland" (1806 und 1807), auch Mitarbeiter am „Freimüthigen", der von G. Merkel und Aug. Kotzebue herausgegebenen Zeitschrift, sowie seit 1827 an der „Rigaschen Zeitung". Er gab auch das Büchlein heraus „Der Reisegefährte auf den Wanderungen in die reizenden Gegenden Livlands" (Riga 1804) usw.

[2]) Anton Truhart, gest. 1784 zu Riga.

Stadt 1726 geboren, in Jena zum Mediziner ausgebildet, und als sachsen-meiningischer Hofrat und Leibmedikus im Jahre 1768 nach Riga berufen worden, wo er viele Jahre lang eine ausgebreitete Praxis betrieben hatte. In Jena geboren, war mein Großvater als Kind in die zweite Heimat seiner Eltern gekommen, der er mit Leib und Seele anhing. Die Mehrzahl der Bücher und Zeitschriften, die der fleißige Jurist und Verwaltungsbeamte in seinen Mußestunden herausgab, hatten Rigasche und livländische Zustände zum Gegenstande, ja, in einer seiner Schriften (den unter einem Pseudonym im Jahre 1804 erschienenen „Parallelen, Bemerkungen und Phantasien"[1]) war der Nachweis dafür versucht worden, daß die Einrichtungen des russischen Reiches diejenigen aller übrigen Staaten Europas an Zweckmäßigkeit überträfen. Vielleicht noch charakteristischer als diese Publikation war eine Entschließung, die mein Großvater am Tage seiner Ernennung zum Ritter des St. Wladimir-Ordens vierter Klasse faßte und deren ich mich aus meiner Kindheit deutlich erinnere. Er versammelte seine sämtlichen Kinder und Enkel, las denselben den auf seine Dekoration bezüglichen Kaiserlichen Befehl, sowie die sämtlichen auf seine englische Peerschaft bezüglichen Aktenstücke vor und warf die letzteren sodann mit den Worten: „Da ich nun den russischen Adel verdient habe, brauche ich den englischen nicht mehr," ins Feuer.

Daß ein Mann, der solcher Entschließungen fähig war, ein Original sein mußte, bedarf keiner weiteren Ausführung. Ein echtes Kind seiner Zeit, war der Großvater ein Gemisch von Strenge und Güte, trotz seiner Aufklärungsbegeisterung ein Repräsentant alter Traditionen, eigenartig und von fest ausgesprochenem Willen, dabei von einer patriarchalisch-liebenswürdigen Einfachheit der Sitte, die sich mit feiner und genauer Kenntnis des für einen gebildeten Mann Schicklichen paarte. Fuhr er auch zuweilen mit einem unerwarteten Blitzstrahl drein, wenn jugendliche „Torheiten" seinen leicht entzündeten Zorn erregt hatten, so wußte er doch, „daß junge Leute auch leben mußten," und verstand er es, an ihren Freuden teilzunehmen. Sonntag abends sah er es gern, wenn die Freunde und

[1]) Unter dem Pseudonym „Anton Zailonow", Ruthenien (Riga) 1805.

Freundinnen seiner Kinder und Enkel sich zu einem jener Alt-Rigaschen Tanzkränzchen vereinigten, von deren harmlos-anspruchsloser Fröhlichkeit die Kinder unserer verwöhnten und luxuriösen Zeit sich nur schwer eine Vorstellung machen. Hatte die zehnte Stunde geschlagen, so erschien der Großvater im Schlafrock, Pantoffeln und Nachtmütze, um die Lichter auszulöschen und seine jugendlichen, übrigens erwachsenen Gäste mit einem „Kinderchen, es ist Zeit schlafen zu gehen", freundlich, aber entschieden nach Hause zu schicken.

Uns Enkeln war der Großvater ein treuer und liebevoller Beschützer, ob wir es an Auswüchsen des Jugendmuts gleich keineswegs fehlen ließen. Daß sein jüngster Sohn unser Alters- und Schulgefährte war, mag dazu beigetragen haben, daß der alte Herr sich eine im Greisenalter seltene Toleranz und die Fähigkeit erhalten hatte, der jüngeren Generation eine gewisse Freiheit der Bewegung zu gönnen. Unter den verschiedenen Wohnungen, die wir mit der Familie des Großvaters teilten, ist diejenige im Wagnerschen Garten allen Beteiligten eine unvergängliche Erinnerung geblieben. Dem Begründer dieses ersten großen Kunst- und Handelsgartens der Vaterstadt und dessen uns im Alter nahestehenden Kindern freundschaftlich verbunden, durften wir uns des Reizes geschmackvoller Anlagen ungehemmt erfreuen und ein Leben in und mit der Natur führen, wie der streng städtische Zuschnitt Alt-Rigas es nur ausnahmsweise zuließ. Das Talent, gute Stunden auszunutzen und die Rose zu pflücken, ehe sie verblüht, war zu jener Zeit ein weit verbreitetes. Mit der Bescheidenheit der damaligen Verhältnisse ging eine Fähigkeit zum Genuß harmloser Lebensfreuden Hand in Hand, die allen, welche während der zwanziger Jahre jung gewesen, das Zeitalter Kaiser Alexanders I. und des Marquis Paulucci als besonders begünstigte Periode Rigascher Vergangenheit erscheinen läßt. Die öffentlichen Angelegenheiten der Stadt und des Landes wurden von Männern geleitet, deren Autorität ebenso uneingeschränkt galt, wie diejenige der Sonntag, Grave, Albanus usw. auf kirchlichem und literarischem Gebiet, und das Leben des Einzelnen durfte sich demgemäß fast ausschließlich um die Sorgen und Freuden des Hauses, der Familie und nächsten Umgebung drehen.

II.

Die erste Schule, welche meine Eltern uns besuchen ließen, war die Privatlehranstalt des Oberlehrers Keußler. Gleich der großen Mehrzahl damaliger Schulmänner in Riga und Livland war Wilhelm Chr. Friedrich Keußler[1]) aus Deutschland und zwar aus Mitteldeutschland eingewandert, um zunächst eine Hauslehrerstelle zu bekleiden und später ein öffentliches Lehramt anzutreten. Seine Jugend hatte der gescheite und namentlich in den physikalischen und mathematischen Wissenschaften wohlbeschlagene Mann unter wechselvollen Verhältnissen, u. a. als Privatsekretär von Napoleons berühmtem Nebenbuhler, dem General Moreau, verlebt, diesen nach Italien begleitet, die Belagerung Anconas mit angesehen und sich von dort nach Hamburg begeben, wo er an der Leitung einer Buchhandlung und Buchdruckerei teilnahm, um einige Jahre später als Hauslehrer oder, wie man damals sagte, als Hofmeister in das Haus des bekannten Literaturfreundes Grafen M. J. v. d. Borch auf Warklany in Polnisch-Livland zu treten und von dort an das Rigasche Gymnasium berufen zu werden, dem er elf Jahre lang als Oberlehrer der Mathematik und während der letzten zehn Jahre seines Lebens als stellvertretender Direktor angehörte. Bis zum Jahre 1823 umfaßte das aus dem ehemaligen Lyceum gebildete Rigasche Gymnasium nur die drei oberen Klassen Tertia, Sekunda und Prima, und wesentlich um dem Mangel einer Vorbereitungsanstalt für diese abzuhelfen, hatte Keußler die erwähnte, von uns besuchte Vorbereitungsschule begründet. Als unter seinem Direktorat eine Quarta gebildet wurde, zog er uns als erste Schüler derselben in das Gymnasium hinüber.

Keußler war ein kenntnisreicher, gescheiter und pflichteifriger Mann, der die Eigenschaften des Gelehrten in sehr viel höherem Maße besaß, als die des Lehrers und Erziehers. Seine Verdienste um die Förderung und Pflege der Naturwissenschaften in unserem Lande sind ihrer Zeit ebenso anerkannt gewesen, wie seine Beiträge

[1]) Geb. 1777. Studierte in Jena. Kam 1804 nach Riga. Wurde Oberlehrer der Mathematik am Gymnasium, seit 1818 zugleich stellv. Gouv.-Schulendirektor. Gest. 1828.

zur Tagesliteratur. Die Errichtung der Sternwarte auf dem Turm unseres Schlosses war wesentlich sein Werk und der Fleiß, mit welchem er diese Anstalt zu wissenschaftlichen Beobachtungen benutzte, ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit; Keußlers pädagogischen Erfolgen standen dagegen maßlose Heftigkeit, mangelhaftes Verständnis für die Art der Jugend und ein Hang zur Satire im Wege, der sich bis zur Schadenfreude steigern konnte. Keußlers Lehrtalent imponierte auch denjenigen Schülern, die ihren Direktor mehr fürchteten als liebten und ihm nachsagten, daß er seine auf dem Schloßturm aufgestellten Fernrohre vornehmlich zur Beobachtung ihres Verhaltens benutze und daß ihm ein täglicher Zornausbruch zum physischen Bedürfnis geworden sei.

Trotz der rücksichtslosen Strenge, mit welcher in einzelnen Fällen vorgegangen wurde, ließ die in dem damaligen Rigaschen Gymnasium geübte Schulzucht manches zu wünschen übrig. In den beiden obersten Klassen war zeitweise ein burschikoses Treiben üblich, das zur Verabsäumung der Schulpflichten führte und trotz seiner Harmlosigkeit das Maß des Zulässigen mitunter überschritt. Während in den unteren Klassen Strick und Ohrfeige eine nicht ganz unbedenkliche Rolle spielten, kamen in Prima und Sekunda Unterrichtsstunden vor, bei denen das halbe Auditorium fehlte oder hinter einem aus Mänteln erbauten Turm Allotria trieb — Schüler, die auf dem Fechtboden besser Bescheid wußten, als auf der Klassenbank. An gelegentlichen, von Blitz und Donner begleiteten Untersuchungen dieser Mißbräuche fehlte es nicht, eine systematisch durchgeführte Abstellung derselben aber fand nicht statt. Daß gegen einzelne Sünder oder Sündenböcke aus nicht immer zureichenden Gründen die Strafe der Ausschließung verhängt und mit der klassischen Formel „Grüßen Sie Ihre lieben Eltern und sagen Sie denselben, daß ich Hallunken, wie Sie einer sind, nicht brauchen kann," in Ausführung gebracht wurde, machte die Sache nicht besser. Handelte es sich um Schüler der unteren Klassen, so ließ man, um die Eltern nicht allzu schwer zu schädigen, nach einiger Zeit Gnade für Recht walten, während exkludierte Primaner und Sekundaner sich an einen bekannten „Fertigmacher", den alten Kandidaten Schramm, zu wenden pflegten und mit Hilfe

dieses Wundermannes und einer bei der Universität abgelegten Prüfung ihre im Gymnasium zurückgebliebenen Mitschüler nicht selten überholten.

In der Quarta, welcher ich zunächst angehörte, waren außer dem Direktor die Herren Henschler, Starcke, Cammerer, Albanus und Tweritinow (russisch) die hauptsächlichsten Lehrer. Henschler[1]), ein ehemaliger Portenser, der sich durch eine Abhandlung über die Metrik der Lateiner und verschiedene Gelegenheitsgedichte bekannt gemacht, dann im Hause des Kommandanten von Richter Unterricht erteilt hatte, vertrat die Geschichte, Cammerer[2]), der Dichter der „Jungfrau von Treyden", wußte die deutsche Grammatik in einer auch für jüngere Schüler anziehenden Weise zu traktieren, Starcke erteilte den Religionsunterricht, der den damals herrschenden rationalistischen Grundsätzen gemäß wesentlich auf die Einprägung „moralischer Grundsätze" gerichtet war, — Albanus[3]) lehrte die lateinische Sprache. Wohl nicht ohne Grund galt uns Schülern der letztere für den bedeutendsten Lehrer. Albanus (geborener Sachse und gleich der Mehrzahl seiner Kollegen als Hauslehrer nach Livland gekommen) war, bevor er unser Lehrer wurde, von 1792 bis 1804 Rektor der Domschule, dann vierzehn Jahre lang Gouvernements-Schulendirektor und Direktor des Gymnasiums gewesen und von dem letzteren Amte in der Absicht zurückgetreten, um Zeit für sein geistliches Lehramt übrig zu behalten. Lediglich auf Andrängen seiner Kollegen war er stellvertretender Oberlehrer des Lateinischen geblieben, und diesem Umstande hatten wir es zu danken, daß wir in den Anfangsgründen dieser Sprache vortrefflich unterrichtet und in höchst ersprießlicher Weise mit den Klassikern bekannt gemacht wurden: die Unterrichtsstunde, welche Albanus den Eingangsworten des Cornelius Nepos (Non dubito, fore plerosque usw.) widmete, ist mir zeitlebens in der Erinnerung geblieben.

---

[1]) Gest. 1824.

[2]) Ad. Phil. C., kam 1808 nach Libau, stud. in Dorpat 1809—1811. War Lehrer seit 1820 in Riga; 1826 Schulinspektor in Jakobstadt. Schriftstellerisch tätig. Gest. 1848.

[3]) August A., seit 1823 Oberpastor an St. Peter.

Was Albanus für den lateinischen, war Grave[1]) für den deutschen Unterricht, den er in den drei obersten Klassen erteilte. Beide Männer verstanden es, den verschiedensten Aufgaben gleichzeitig gerecht zu werden und als Geistliche, als Schriftsteller, als Förderer gemeinnütziger Unternehmungen und als Jugendlehrer wohltätig zu wirken, — beide starben rasch hintereinander (Albanus hochbetagt im Jahre 1839, Grave, kaum sechsundfünfzigjährig, ein Jahr später), um Jahrzehnte lang im Andenken ihrer dankbaren Mitbürger fortzuleben. Der erstere war vornehmlich auf pädagogisch-literarischem Gebiete tätig, er gab die „Schulblätter" und die „Schulmännische Zeitschrift" heraus und erwarb sich dadurch den Grad eines Dorpater Ehrendoktors der Theologie, — Grave konnte neben seinem Freunde und Schwager, dem unvergeßlichen und unvergessenen Generalsuperintendenten Sonntag, für einen der fruchtbarsten auf den verschiedensten Gebieten tätigen Schriftsteller des gesamten Landes gelten. Als Lehrer übte der vortreffliche, durch seine sittliche Würde imposante Mann größeren Einfluß, wie irgend einer seiner Kollegen. Erschien er auf dem Katheder, so wurde nicht „gemuckst", sondern aufmerksam zugehört; niemand kam es in den Sinn, bei ihm, den alle hochachteten, eine Unterrichtsstunde zu versäumen, und selbst den Gleichgültigsten galt es für eine Ehre, von Grave für einen deutschen Aufsatz gelobt zu werden. Er pflegte sechs verschiedene „Nummern" als Zensuren zu geben; 5 bedeutete schlecht, 6 = mittelmäßig, 7 = gut, 8 = sehr gut, 9 = ausgezeichnet, 10 = „vollkommen". In der Schule ging die Sage, dieses epitheton ornans sei überhaupt nur zweimal und zwar den Primanern Christel Schwartz (dem ausgezeichneten, 1859 verstorbenen Arzt) und Valentin Holst, dem rühmlich bekannten, gleichfalls längst (1860) verstorbenen Fellinschen Oberpastor, erteilt worden. Als dem Schreiber dieser Blätter einmal die Ehre wurde, seinen (übrigens mit einer geringeren Nummer zensierten) Aufsatz von Grave vor der Klasse verlesen zu hören, übermannte ihn eine Freudenempfindung, die er nur als Entsetzen bezeichnen kann.

[1]) Dr. Karl Ludw. Grave, seit 1811 Oberpastor zu St. Jakob in Riga. Gest. 1840.

Meine Laufbahn in der Tertia wurde bald, nachdem sie begonnen worden, durch einen peinlichen Zwischenfall auf einige Zeit unterbrochen. In einer Zwischenstunde warf mir ein ungezogener Kamerad ein zum Frühstück mitgenommenes „Franzbrot" an den Kopf und, als ich dasselbe im blinden Zorn weiterschleuderte, wollte ein unglücklicher Zufall, daß der Oberlehrer Laurenty eben in die Klassentür trat und dasselbe mit seinem Gesicht auffing. Obgleich ich sofort um Verzeihung bat und meine Unschuld beteuerte, traf mich die Strafe der Ausschließung, die in der herkömmlichen Formel und mit dem Zusatz „Ich würde dereinst am Galgen enden," ausgesprochen. Die Sache machte auf mich wegen des meinen Eltern bereiteten Kummers einen so tiefen Eindruck, daß ich nach meiner sechs Monate später erfolgten Wiederaufnahme binnen eines Semesters vom ultimus zum Sekundus aufrückte.

III.

Der Unterricht in den drei oberen Klassen des Gymnasiums lag großenteils in anderen Händen, als denjenigen, welche die Quarta geleitet hatten. An die Stelle des Dr. Albanus trat für das Lateinische eine der bekanntesten Originalfiguren des alten Riga, der Oberlehrer Heinrich Karl Laurenty[1]), ein geborener Thüringer, der den heute fast verloren gegangenen Typus des deutschen Gelehrten alten Schlages in unverfälschter Weise repräsentierte. Wer die lange, hagere, ein Menschenalter mit dem nämlichen, wie aus Holz geschnittenen Frack bekleidete Gestalt mit dem kahlen, von einem dünnen Kranz herabfallender Haare umgebenen Kopfe jemals über die Straße stolzieren gesehen, hat dieselbe sicher nicht wieder vergessen. Dem größeren Publikum war Laurenty hauptsächlich durch seine „Gedenkblätter" und die dem verehrten Kaiser Alexander I. gewidmeten Begrüßungsoden bekannt, die der enthusiastische Patriot dem gütigen Monarchen bei der Einfahrt in die Alexander-Pforte persönlich zu überreichen pflegte, — seinen Schülern galt er für den naivsten, gutmütigsten und gelehrtesten aller Sterblichen. Sein Arzt hatte ihm Bewegung zu Pferde angeraten, und endlos war der Jubel,

[1]) War 1821—1838 am Gymnasium. Gest. 1840.

als man den langen, hageren Mann zum erstenmal auf einem kleinen Rößlein einherreiten und mit den Füßen die Erde berühren sah. Auf dem Wege zur Schule wurde Laurenty zuweilen von seinem Leibhunde Boy begleitet, einem riesigen Neufundländer, der das kleine Pferd des Gelehrten nahezu überragte und so stadtberühmt war, daß die Freunde dem glücklichen Besitzer des Wundertieres durch eine Deputation feierlich gratulieren ließen, als im Kalender der Name „Boy" stand. Laurenty wollte über diesen Streich in Zorn geraten, wurde von dem Gelächter, das ihm entgegenscholl, indessen mitangesteckt und lachte schließlich ebenso herzlich, wie seine Zuhörerschaft.

Im Griechischen unterrichtete ein Herr v. Freymann[1]), im Russischen der durch seine grammatikalischen Arbeiten bekannte spätere Oberlehrer in Reval, Herr Philemon Swätnoy, während Starcke (der Religionslehrer der Quarta) Sekundanern und Primanern Vorträge über Logik hielt, die seinen Schülern nur wenig, ihm selbst aber den Spitznamen „Cajus" eintrugen. Eines seiner Lieblingsthemen war nämlich der Syllogismus „Alle Menschen sind sterblich, Cajus ist ein Mensch, folglich usw." und eines seiner Hauptärgernisse, das bei dieser Veranlassung ziemlich regelmäßig war, bildete der von einem Bösewicht erhobene Einwand: „Wenn Cajus nun aber nicht stirbt."

In den Religionsunterricht der höheren Klassen teilten sich Grave und G. R. Taubenheim[2]), damals estnischer Prediger an der St. Jakobikirche, später Pastor an der Petrikirche zu Petersburg und als solcher vor einigen Jahren in hohem Alter verstorben. Daß Graves vornehmliche Stärke in dem deutschen Unterricht lag, ist bereits erwähnt worden; zu nachhaltigen religiösen Wirkungen war die damals herrschende theologische Anschauung wenig geeignet. Neben Sonntag, dem allgemein verehrten, durch Charakter, Geist und umfassende Bildung gleich ausgezeichneten Generalsuperintendenten,

[1]) Ferd. Otto Ludw. v. F., geb. 1792, war 1824—1830 am Gymnasium in Riga, dann in Mitau. Gest. 1836.

[2]) Reinhold T., geb. 1795. Stud. Theol. in Dorpat 1817—1820. War 1825—1834 Pastor in Riga, dann in Petersburg. Gest. 1865.

galt Grave für den hervorragendsten Kanzelredner des damaligen Riga. Auf kirchlichem und literarischem Gebiete waren diese Männer unbedingt maßgebend und überdies mit den damaligen Leitern der staatlichen und städtischen Verwaltung in enger Verbindung.

Innerhalb der Ratskreise stand der geistreiche Bürgermeister Hans Schwartz[1]) an erster Stelle, als Zivilgouverneur fungierte ein geistreicher, durch merkwürdige Schicksale gegangener Kurländer, Baron Paul Hahn[2]), als Präses Consistorii der auch in Riga außerordentlich beliebte und wegen seiner humanen Denkungsart allgemein geschätzte Landrat Graf Mellin — über Stadt und Land gebot der allgewaltige Vertrauensmann Kaiser Alexanders, Marquis Paulucci, der an dem späteren Zivilgouverneur Georg Baron Fölkersahm (einem der Zeugen und Teilnehmer an der Unterwerfung Kurlands) einen außerordentlich kenntnisreichen und tätigen Kanzleidirektor besaß. — Nicht ohne Grund hat man die zwanziger Jahre das Zeitalter der ausgezeichneten Persönlichkeiten in Riga genannt.

Von Interesse an öffentlichen Angelegenheiten war unter dem erwachsenen Gymnasiastengeschlecht jener Zeit ebensowenig die Rede, wie von besonderem Eifer in litteris. Wie bereits angedeutet, spielte der in studentische Formen gekleidete Lebensgenuß die eigentliche Hauptrolle. So viel sich dagegen auch einwenden ließ, — mir und vielen anderen ist die spätere Gymnasialzeit eine Erinnerung geblieben, die mich durch das Leben begleitet und eine dauernde Verbindung mit den Genossen derselben, den „Concordianern", zur Folge gehabt hat. Es will etwas sagen, daß die Verschiedenheit der Wege, welche wir bereits auf der Universität einschlugen, an unserem freundlichen Einvernehmen nichts änderte und daß die ehemaligen Concordianer einander auch als Männer und Greise wie eng verbundene, alte Kameraden ansahen. — Den Höhepunkt

---

[1]) Johann Georg Sch., geb. 1773. Stud. in Jena und Göttingen. Wird 1824 Bürgermeister. Gest. 1830.

[2]) Geb. 1793. Stud. in Dorpat 1811, dann in Moskau. Bekleidete verschiedene diplomatische Posten. Wird 1824 kurländischer und 1827 livländischer Zivilgouverneur, dann Senateur und Reichsratsmitglied. Gest. 1862.

unseres jugendlichen Treibens bildete eine im Sommer 1827 unternommene Fußreise in die livländische Schweiz, welche bis nach Wenden ausgedehnt wurde und die zu Scherzen und Abenteuern Veranlassung gab, deren Gedächtnis uns noch nach dreißig Jahren das Herz warm machte. Bildete die Welt außerhalb des städtischen Weichbildes doch für uns eine terra incognita, deren Reize alle Erwartungen übertrafen und die ohnehin reichlich vorhandene Lebenslust, Lebenskraft und Genußfähigkeit bis dicht an die Grenze des Möglichen steigerten.

Die fröhliche Gymnasiastenzeit war indessen von nur kurzer Dauer. Ein Zerwürfnis untergeordneter Art hatte zur Folge, daß fünf die obersten Klassenplätze einnehmende Sekundaner des ersten Semesters 1828 nicht nach Prima versetzt und dadurch zum Austritt aus der Schule veranlaßt wurden. Diesem fünfblättrigen Kleeblatt gehörte auch der Verfasser an, der sich die Sache so zu Herzen nahm, daß er sich strenge und regelmäßige Pflichterfüllung zu einer Regel machte, von welcher er in der Folge nicht mehr abgewichen ist. Zunächst wurde die Zeit der Privatvorbereitung auf die Universität nach Kräften ausgenutzt und während des Herbst und Winters 1828/29 so scharf gearbeitet, daß der alte Schramm uns bereits zu Ostern 1829 den Versuch eines in Dorpat abzulegenden Examens anraten zu dürfen glaubte. Da die Sache immerhin gewagt erschien und wir ein Dementi vor ehemaligen Lehrern und Mitschülern fürchteten, machten wir aus unserem Vorhaben ein strenges Geheimnis; als Ende April der Termin zur Meldung beim „alten Ewers" (dem vieljährigen Rektor der Universität — einem keineswegs alten, sondern in rüstigster Kraft wirkenden, erst 48-jährigen Herrn) herannahte, verließen wir die Vaterstadt heimlich, um nach mehrtägiger, auf einem Fuhrmannswagen zurückgelegter Reise das ferne Dorpat an einem strahlend schönen Frühlingsabende zu erreichen.

Der berauschende Eindruck, den die erste Bekanntschaft mit der „Musenstadt" auf angehende junge Studenten („Muli") übt, ist häufig geschildert worden. Trotz der Sorgenlast, die wir mitbrachten, teilte dieser Eindruck sich uns so voll und ganz mit, daß

wir beim Betreten des Dorpater Pflasters im eigentlichsten Sinne des Wortes außer uns gerieten und für kaum glaublich hielten, jemals der beglückten Schar angehören zu können, die jubelnd durch die Straßen zog, bis in die Nacht hinein von der Höhe des Doms frohe Gesänge erschallen ließ, die die Stadt unbeschränkt zu beherrschen schien, ja selbst Karzer und Pedell humoristisch zu nehmen wußte. Fürst Lieven war Curator, der bereits erwähnte, sprichwörtlich beliebte und verehrte Jurist Gustav Ewers Rektor der Universität, die kurz zuvor das silberne Stiftungsfest gefeiert hatte und sich ungehemmt ihres goldenen Zeitalters erfreute. Tagelang konnte ich von dem Fenster unseres bereits der Zahl der beglückten akademischen Bürger angehörigen jungen Onkels dem studentischen Treiben zusehen, dessen bunte Bilder beständig wechselten und sich bis auf das Dach des neuen Universitätsgebäudes (die alte ursprüngliche Klause der alma mater hatte sich am Markte, im heutigen Kuratorenhause, befunden) hinaufrankten: auf der Höhe dieses Daches pokulierten drei Bursche, die durch das Karzerfenster über den Giebel geklettert waren, um sich des schönen Maienabends in der freien Natur zu erfreuen. —

Rascher als wir erwartet hatten, rückte der gefürchtete Prüfungstag heran — aber er ging glücklich vorüber, und wir wurden der Ehre teilhaft, zu den einige Wochen später beginnenden Sommerferien als wirkliche immatrikulierte Studenten (das Abzeichen derselben bestand damals in einem an die Mütze gehefteten goldenen Eichenblatt) in der Vaterstadt erscheinen und die Freuden des Kraut- und Johannisabends ungeteilten Herzens genießen zu dürfen.

IV.

Originale pflegen allenthalben in Universitätsstädten vorzukommen, weil gewisse Eigentümlichkeiten des akademischen Lebens sich nicht nur den Teilnehmern, sondern häufig auch den bloßen Zuschauern desselben mitzuteilen pflegen. In dem alten Dorpat der zwanziger und dreißiger Jahre war die Zahl wunderlicher Figuren solcher Art in nahezu allen Gesellschaftsschichten eine besonders große. Wer hätte nicht von Gratias gehört, dem Vermieter wackliger Tische

und dreibeiniger, an die Wand zu stellender Stühle, dem Dichter der Ode:

„Dus'lich hat mein Kopf gewackelt
Als ich auf Urinien war."

Dem Begründer der Stiftung, von deren Wohltaten alles ausgeschlossen sein sollte, „was Bäcker ist und Meister heißt" — von dem berühmten Fuhrmann Voigt, der noch heute im zweiten Verse des Liedes „Wer kommt da von der Höh" fortlebt — und von dem bereits zu seinen Lebzeiten mythisch gewordenen alten Loccus, den die dankbare Studentenschaft als ältesten Zeugen der Urgeschichte der Dorpater Hochschule auf ihren Schultern zu Grabe trug? —

Nicht minder reich ist die Sagenberühmtheit verschiedener Professoren, Privatgelehrten und Studenten der Zeit, welcher die genannten angehörten. Livlands einziger populär gewordener Dichter, Karl Petersen, der „Dicke", war seinen Freunden und Verehrern bereits mehrere Jahre vor meiner Immatrikulation entrissen worden — dafür lebte in voller Frische der bekannte alte Mediziner, ein anderer „Dicker", der seinen 25. Fuchskommers feierte, von dem der Sänger rühmend berichtet:

„Als noch in des Morgens rötlichem Scheine
Die junge Livonia eben erwuchs,
Da wurde in diesem edlen Vereine
Unser alter Dicker schon krasser Fuchs.

Seitdem sind Jahrzehnte vorübergezogen,
Sie haben verändert die ganze Welt,
Doch unsern Stamm hat kein Sturm gebogen,
Kein Beil hat die dicke Eiche gefällt.

Dem Burschentum weihte er all' seine Stunden,
Er lebt' und handelt als Bursche nur,
Und ob auch die alten Zeiten verschwunden,
Blieb er doch treu seiner alten Natur". —

und der es dennoch dazu brachte, ein brauchbarer praktischer Arzt zu werden. Unter den Exstudenten, die für immer in Dorpat hängen geblieben waren und die es zu keinem Beruf zu bringen vermochten, war „Jucko" der berühmteste; von ihm hatte der alte Professor

Bartels das historisch gewordene Wort gesagt: „In Ihnen ist ein großes mathematisches Talent verloren gegangen, aber ganz.“ Angehende Berühmtheiten im höheren und höchsten Sinne des Wortes waren bereits damals Pirogow und Inosemzew, die beiden Professor-Studenten, deren künftige Bedeutung Moier vorausgesagt hatte und die trotz ihrer Entfernung von allem studentischen Treiben mit hoher Achtung angesehen wurden.

Innerhalb der Professorenwelt nahm die Juristenfakultät eine besonders ansehnliche Stellung ein; an ihrer Spitze standen der zwölf Jahre lang mit der Rektorwürde betraute Verfasser des „Ältesten Rechts der Russen“, Gustav Ewers, der wissenschaftliche Begründer unseres Provinzialrechts F. G. v. Bunge, der allbeliebte und immer liebenswürdige Bröcker, der gelehrte Pandektist Dabelow († 1830) und Clossius, der nach Dabelows Tode maßgebend wurde und wegen seines geistreichen und lebensvollen Vortrags bei seinen Zuhörern in besonderer Schätzung stand. Der Zahl dieser Hörer gehörte auch ich an, da ich mich als Jurist hatte immatrikulieren lassen. Clossius' Bekanntschaft aber machte ich bereits im ersten oder zweiten Semester, als ich mich zu der, für den unentgeltlichen Kollegienbesuch als Bedingung angesehenen, Halbjahrsprüfung meldete und dem merkwürdigen Manne persönlich zum erstenmal gegenübertrat, dessen Feuereifer so groß war, daß er seine Vorträge gewöhnlich schon auf dem Wege von der Tür zum Katheder begann.

Im Jahre 1796 geboren, war Clossius damals erst 35 Jahre alt, machte indessen trotz seiner außerordentlichen Lebhaftigkeit einen sehr viel älteren Eindruck. Er empfing mich in seinem Garten beim Nachmittagskaffee im Schlafrock behaglich dasitzend, hieß mich Platz nehmen, fragte nach meinen Wünschen und beantwortete die Verlautbarung derselben mit der nicht eben ermutigenden Bemerkung: So? Wirklich? Arbeitens auch — ich dacht', Sie sind nur flotter Bursch? Da ich ein regelmäßiger Besucher von Clossius Vorträgen war, konnten diese Worte nur meinem äußeren Aufzuge gelten, denn nach damaliger Sitte war ich in Kanonenstiefeln, dem Farbenbande über der Brust und mit einem Schnurrbart erschienen, der

bei bürgerlich gekleideten Leuten noch nicht Mode war, ja erst seit der Mitte der fünfziger Jahre für erlaubt galt. Nach dieser wunderlichen Einleitung begann das Examen in der juristischen Literaturgeschichte, dauerte länger als eine Stunde und fiel so befriedigend aus, daß der verehrte Lehrer zum Schluß eingestand, „auch flotte Bursche könnten fleißige Studenten sein," und daß er mir beim Fortgehen seine reiche Büchersammlung zur Verfügung stellte. Vorher hatte er gefragt, warum ich nachschriebe, auch wenn er zu diktieren aufgehört habe, und an meiner Antwort: „Ich glaube, Sie sagen alsdann immer das Interessanteste," seine Freude gehabt. Wir blieben fortan in einer freundlichen Beziehung, die sich auch nach Beschluß meiner Studentenzeit fortsetzte und mir einige Jahre später die Ehre eintrug, den hochgeschätzten Mann als Gast unter meinem Dache zu sehen. Ich war inzwischen zum glücklichen Ehemann und Vater geworden. Closius aber stand im Begriff, Dorpat mit Gießen zu vertauschen, um wenig später (im Februar 1837) als früh gealterter, mit dem Leben zerfallener Mann zu sterben. Die Scheidung von seiner Frau, die mit einem von C.s jüngeren Kollegen eine zweite Ehe einging, hatte ihm das Herz gebrochen.

Die Bescheidenheit des damaligen Dorpater akademischen Zuschnitts weiß ich nicht besser, als durch die Anführung zu bescheinigen, daß mein Wechsel wenig über sechshundert Rubel Banko jährlich betrug und daß ich trotz eifriger Teilnahme am Studentenleben mit dieser geringfügigen Summe durchkam, ohne Schulden zu machen. Ich hatte mich der Burschenschaft angeschlossen, die damals in besonderem Flor stand, Männer wie Bäckmann, Hellmann, den späteren Akademiker Middendorf, den rühmlich bekannten Rigaer Chirurgen Gürgens, den liebenswürdigen Dichter Hintze u. a. zu Mitgliedern zählte und den traditionellen Vorzug besaß, auf gute und einfache Sitte zu halten. Daß Burschenschaften und Landsmannschaften im Verrufsverhältnis standen, nur einmal jährlich (am Stiftungstage der Universität) öffentlich miteinander verkehrten und endlose Fehden ausfochten, verstand sich unter den gegebenen kriegslustigen Verhältnissen von selbst, hinderte indessen nicht, daß man einander mit Achtung behandelte und während der Ferien freundschaftlich zusammentraf.

Für die Schärfe der offiziellen studentischen Gegensätze mag ein ergötzlicher und charakteristischer Beleg angeführt werden. Zu meinen Jugendfreunden gehörte ein junger kurländischer Edelmann, der nach seiner Immatrikulation in meiner Stube Wohnung nahm und unserer Verbindung beitreten wollte. Ein älterer Bruder gehörte der „Curonia" an, und da X. denselben noch gar nicht gesehen hatte, beredete ich ihn zu einem Besuch bei dem Sohne seiner Eltern. Nach einigem Zögern folgte er meinem Rate — um niemals wiederzukehren und mir während der folgenden drei Jahre überhaupt nicht mehr zu Gesichte zu kommen. Bei diesen Andeutungen über damaliges akademisches Wesen mag es sein Bewenden behalten. Da Studentengeschichten gewöhnlich nur für diejenigen von Interesse sind, welche sie miterlebt haben, will ich mich auf eine, die Verhältnisse jener um 50 Jahre zurückliegenden Zeit betreffende Bemerkung beschränken.

Trotz der Schärfe der zwischen Burschenschaft und Korps bestehenden Gegensätze und trotz beständiger Reibungen zwischen den verschiedenen Landsmannschaften (besonders feindlich standen sich die nächsten Nachbarn, Livländer und Rigenser gegenüber), war von dem Antagonismus der Neuzeit in jenen glücklich naiven Tagen auch nicht die Spur vorhanden. Deutsche, Russen, Polen, Letten usw. verkehrten auf dem Fuße freundschaftlichen Einverständnisses und sahen es für eine Ehre an, einem akademischen Gewohnheitsrecht zu gehorchen, nach dessen nationaler Herkunft niemals gefragt wurde. Man ließ sich daran genügen, „Bursch" zu sein, weil man einen höheren als diesen Titel nicht kannte.

Ein beliebtes, seitdem vollständig aus Dorpat verschwundenes Element bildeten die Finnländer, die nach der großen Feuersbrunst von Abo (4. und 5. September 1827) einige Zeit lang der eigenen Landes-Universität entbehrten und während dieser Zeit am Embach ziemlich zahlreich erschienen. Sie bildeten keine eigentliche Korporation, verkehrten in den Formen ihres Landes, sahen die Unterordnung unter den „Komment" indessen für eine selbstverständliche, durch das Gastrecht bedingte Anstandspflicht an. Die skandinavische Vorliebe für Getränke von gefährlicher Stärke sah man ihnen nach,

weil sie fast ausnahmslos gute Gesellen und zuverlässige Charaktere, nicht selten zugleich strebsame und eifrige Jünger der Wissenschaft waren. Nach Einrichtung und Befestigung der Helsingforser Hochschule nahm der finnländische Zuzug allmählich wieder ab, um in der Folge vollständig zu versiegen. Seitdem ist noch manches andere versiegt, was damals unerschöpflich zu sprudeln schien. Die entscheidende Eigentümlichkeit jener Zeit war die Harmlosigkeit, die Freiheit von allem tendenziösen und absichtlichen Wesen; wir wissen, daß sie für das akademische Leben und die Entwicklung Dorpats ein Gewinn war und daß der unvergleichlich liebenswürdige Reiz der alten Universitätszustände auf das engste mit der Natürlichkeit und inneren Sicherheit derselben zusammenhing.

Ein zufriedeneres loyaleres, allen unjugendlichen Bestrebungen abgewendeteres Studentengeschlecht als dasjenige der dreißiger Jahre ist nicht wohl denkbar: dem Staate aber kann es nur einen Gewinn bedeuten, wenn die einflußreichste Klasse seiner Bürger die Empfindungen der Zufriedenheit und Loyalität von der Hochschule in das Leben mitbringt.

V.

Die im Laufe des letzten halben Jahrhunderts zur Regel gewordene Ablegung von Prüfungen nach beendetem akademischen Studium kam bis in die dreißiger Jahre nur als Ausnahme vor. Selbst das heute unvermeidlich gewordene Abiturienten-Examen ist als Einrichtung der Neuzeit zu bezeichnen, die noch keine hundert Jahre zählt. Man begegnet derselben zum erstenmal in einem am 23. Dezember 1788 erlassenen preußischen Edikt, das dem Unfug steuern sollte, daß konskriptionspflichtige, völlig ungebildete Bauernsöhne sich als Studenten einschreiben ließen, um der mit dem akademischen Bürgerrechte verbundenen Freiheit vom Militärdienst teilhaft zu werden. Im übrigen Europa nachgeahmt, galt diese Einrichtung bereits zur Zeit der Begründung der Universität Dorpat auch bei uns, während akademische Grade bis zum Anfang der zwanziger Jahre lediglich von Medizinern erworben zu werden pflegten; Theologen ließen es regelmäßig bei dem für ihre Anstellung notwendigen Konsistorialexamen bewenden, Juristen und Philosophen

machten überhaupt keine Prüfung. Zur Zeit meiner Immatrikulation hatte bei den Theologen bereits eine veränderte, aus den Jahren 1824 und 1825 datierende Praxis Platz gegriffen — von den Juristen ließ sich kaum der vierte Teil auf die Ergebnisse seiner Studien prüfen.

Die Lücken und Unregelmäßigkeiten meiner Schulbildung waren mir bereits während der ersten in Dorpat verbrachten Monate so peinlich fühlbar geworden, daß ich den Entschluß gefaßt hatte, dieselben nach Kräften auszufüllen, das juristische Studium mit strenger Regelmäßigkeit zu betreiben und durch Ablegung eines Examens zu einem ordnungsmäßigen Abschluß zu bringen. Zu diesem Behufe gewöhnte ich mich an frühes Aufstehen, an eine planmäßige Tageseinteilung, bei welcher die Arbeit Regel, die Erholung Ausnahme sein sollte, sowie an die Benutzung aller unbeschäftigten Augenblicke zu Studium aller Lektüre; die Fähigkeit, zu jeder Zeit arbeiten zu können, erschien mir als unentbehrliche Bedingung für Ausgleichung der zahlreichen und niemals absehbaren Unterbrechungen, welche Verbindungsleben und Bekleidung studentischer Ämter mit sich brachten.

Damit allein war es aber nicht getan. Die Erwerbung eines akademischen Grades erforderte vierjähriges Studium, während Dorpater Juristen herkömmlicherweise nur sechs Semester auf der Universität zuzubringen pflegten und die Stipendien danach bemessen waren. Da ich meine Bedürfnisse fast ausschließlich aus zwei Familienstiftungen bestritten hatte, mußte ich mich zum Behuf der Verlängerung meiner Studienzeit an den Großvater wenden. Der alte Herr, der seiner Zeit in Erlangen und Jena studiert und niemals im Leben ein Examen zu bestehen Gelegenheit gehabt hatte, war anfangs der Meinung, daß es sich um eine der zwecklosen, Zeit- und Geldopfer kostenden „neumodischen" Erfindungen handle, gegen welche zu eifern er nicht müde wurde; schließlich aber erklärte der großmütige und liebevolle Großvater sich bereit, meinem Wunsche nachzugeben und dieselbe Summe von 600 Rubel B.-A. zu bewilligen, die ich während der ersten drei Jahre zur Verfügung gehabt hatte. Jetzt fühlte ich mich zur Durchführung meines Vorhabens doppelt verpflichtet — ich saß Tag und Nacht hinter den Büchern, bestand

im Oktober 1833 das gefürchtete Examen mit gutem Erfolg und rüstete mich wenige Tage später zu Komitat und Rückkehr in das Philisterland.

Reisen per Post gehörten damals zu den Luxusartikeln, welche sich nur wohlhabende oder vornehme Leute erlauben durften. In Novum, wohin meine Kameraden mich in feierlichem Aufzuge geleitet hatten, bestieg ich den mit zwei kleinen Pferden bespannten Wagen eines „Kulle", der mich und meine geringe Habe nach mehrtägiger Reise über abscheuliche, herbstlich aufgeweichte Wege in früher Morgenstunde vor den Wagnerschen Garten und das Haus des Großvaters führte. Der alte Herr hatte mich von seinem Kaffeetische aus gesehen und war in Schlafrock und Pantoffeln vor die Haustür getreten, um den Enkel zu begrüßen. Obgleich wir einander länger als ein Jahr nicht gesehen und nur selten Briefe gewechselt hatten, empfing er mich, wie das seine Art war, gerade so als seien wir vorgestern geschieden, mit der kurzen Phrase: „Nun, was bringst Du, Junge?"

„Großvater, ich bin fertig und komme nach Hause."

„Hast Du Dein Examen gemacht?"

„Ja, Großvater."

Wenn der Alte mit jemand zufrieden war, pflegte er ihn regelmäßig „Narr" zu nennen. Es erregte darum meine höchste Freude, als er mit den Worten „Narr — zeig mir Dein Diplom," fortfuhr.

„Sogleich, Großvater! Bevor ich meine Sachen auspacke, möchte ich nur den Esten entlassen, der mich von Dorpat hergebracht hat."

„Narr," hieß es zum zweitenmale, „das ist meine Sache! Zeig mir Dein Diplom, wie ich Dir gesagt habe."

Noch bevor ich meine Tanten und die übrigen Hausgenossen begrüßt hatte, mußte ich das vom Rektor unterzeichnete und untersiegelte Dokument hervorholen. Der Großvater las dasselbe aufmerksam durch, verkündete den Angehörigen, „daß der Junge jetzt graduiert sei und Anwartschaft auf die zwölfte Rangklasse habe" — warf sich sodann aber in die Kleider, um die unerwartete frohe Kunde Nachbarn und Freunden mitzuteilen. Mir sagte er kein Wort weiter — ich wußte indessen, daß er sich mehr gefreut hatte, als ich selbst.

In der Vaterstadt hatten sich während meiner Dorpater Zeit (1829—1833) so zahlreiche Veränderungen zugetragen, daß es einer förmlichen Reorientierung in derselben bedurfte. Den Tod des alten Bürgermeisters Barclay und Sonntags vielbeklagtes Hinscheiden hatte ich noch als Gymnasiast erlebt; inzwischen war auch der Nachfolger des Unvergeßlichen und Unersetzbaren, der Generalsuperintendent K. E. Berg, verstorben, unser alter Direktor Keußler († 1828) durch den gelehrten Pastor Napiersky, der Gouverneur Baron Hahn durch G. v. Fölkersahm ersetzt, das Kuratorium des Lehrbezirks an den Baron Pahlen übertragen und mit dem Erlaß des „Gesetzes für die evangelisch-lutherische Kirche Rußlands" eine tiefgreifende Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse eingeleitet worden. Wichtiger und folgereicher als alles übrige war indessen der im Dezember 1829 erfolgte Rücktritt des „Marquis" gewesen. Siebzehn Jahre lang (von 1812—1829) hatte Paulucci die Angelegenheiten der drei Provinzen geleitet und den öffentlichen Einrichtungen den Stempel seines energischen Wesens so fest aufgeprägt, daß seit seinem Ausscheiden alles ein verändertes Gesicht angenommen zu haben schien: Riga ohne den „Marquis", der seine Augen überall gehabt, alltäglich die Straßen der Stadt im langgespannten Wagen durchfahren und durch die Stimme seines heiseren Vorreiters zum „Achtung geben" gemahnt hatte, schien nicht mehr das alte, an unverrückbar feste Formen gebannte Riga geblieben zu sein, in welchem wir die Kinderjahre so unvergleichlich gemütlich und zufrieden verbracht hatten. An die Stelle der während der Kriegs- und Erholungsjahre maßgebend gewesenen Generation war ein neues, vielfach anders denkendes Geschlecht getreten, das neue Menschen und neue Sitten aufgebracht, ein neues Zeitalter eingeleitet hatte. Glücklicherweise fand ich meinen genauesten und besten Freund, meinen bereits ein Jahr zuvor von der Universität entlassenen Bruder, unseren gleichalterigen Onkel[1]) und eine Anzahl anderer akademischer Zeitgenossen in Riga vor, wo dieselben in vertrautem Verkehr lebten und mir den Übergang vom studentischen

[1]) Ernst Truhart, geb. 1807. Später Gehilfe des Sekretärs der Polizeiverwaltung in Riga. Gest. 1855.

zum bürgerlichen Wesen erleichterten. Auch die nächste Sorge, diejenige um ein Unterkommen und eine annähernd auskömmliche Existenz, wurde mir rascher, als ich erwartet hatte, abgenommen.

Als Alters- und Jugendgenosse stand der Großvater mit dem Gouverneur v. Fölkersahm, den er während seiner im Auslande verlebten Studienzeit näher kennen gelernt hatte, auf befreundetem Fuße. Durch diese Verbindung war ihm möglich geworden, seinem jüngsten Sohne, unserem Onkel, eine Stellung in der Gouvernementskanzlei zu verschaffen, die allerdings nur 150 Rubel Silber jährlich einbrachte, für einen im Vaterhause wohnenden jungen Mann von bescheidenen Ansprüchen aber als immerhin höchst annehmbar erschien. Wenige Tage nach meiner Rückkehr von der Universität erkrankte der Onkel. In seinem und des Großvaters Auftrage begab ich mich in das an der Sünderstraße belegene Kanzleilokal, um das Ausbleiben des Kranken zu entschuldigen, den Schlüssel zum Schreibtisch desselben zu übergeben und einige Papiere nach Hause zu nehmen. Der Zufall wollte, daß der unermüdlich fleißige, fast den ganzen Tag am Schreibtisch sitzende Gouverneur mich selbst empfing, nach meiner Person und meinem Begehren fragte. Als er erfahren, daß ich ein Enkel seines „alten Freundes" sei, Jura studiert und Examen gemacht habe, zog der „Geheimrat" mich in ein Gespräch, zu dessen Schluß er mich mit dem Antrage überraschte, als Exekutor mit einem Gehalt von 150 Rubeln S. bei ihm einzutreten. Voller Freuden nahm ich dankend an, um sofort nach Hause zu eilen und dem Großvater die frohe, begreiflicherweise mit hoher Befriedigung aufgenommene Botschaft von dem unerwartet raschen ersten Schritt auf der Beamtenlaufbahn zu überbringen.

Der Glückstag meiner Anstellung sollte aber noch in anderer, bedeutsamerer Weise in meinem Leben Epoche machen. Für den Abend desselben war ich in eine Gesellschaft geladen, die auf meine gesamte fernere Zukunft entscheidenden Einfluß geübt hat.

Der Mannigfaltigkeit der Elemente, die sich in der Dorpater Burschenschaft der Jahre 1829—1833 zusammengefunden hatten, verdankten mein älterer Bruder und ich eine Vielfältigkeit gesellschaftlicher Beziehungen, wie sie ausschließlich in Riga aufgewachsenen

Bürgerssöhnen in der Regel nicht zuteil wird. Zur Anknüpfung derselben hatte ein Ferienssommer besondere Veranlassung gegeben, welchen wir im Verein mit zwei Kommilitonen einer unvergeßlichen Sängerfahrt durch das Land gewidmet hatten. Allenthalben war unser leidlich geschultes, durch den Besitz eines vorzüglichen ersten Tenoristen zu einer gewissen Notorietät gelangtes Quartett freundlich aufgenommen und gern gehört worden. Nach dem alten Worte „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder", waren wir in zahlreichen Pastoraten und ebenso zahlreichen Gütern heimisch geworden, deren Bewohnern wir bekannter, halbbekannter und auch unbekannterweise Ständchen gebracht hatten. Hier waren Kommilitonen ausfindig gemacht, dort Beziehungen zu unseren Eltern ermittelt, an dritten Orten neue Verbindungen angeknüpft worden — allenthalben aber hatten wir die Erfahrung gemacht, daß Dorpater Studenten in ihrem Vaterlande niemals völlig fremd sind.

Zu den um jene Zeit vermittelten Bekanntschaften hatte auch diejenige einer würdigen alten Dame, der verwitweten Frau v. V. gehört, die den Winter in Riga zuzubringen und daselbst ein höchst angenehmes, nach damaligen Begriffen elegantes Haus zu machen pflegte. Obgleich die Söhne des Hauses nicht in Dorpat gewesen waren (einer diente in einem Husarenregiment, der andere lebte als Gutsbesitzer auf dem Lande), zählten dieselben zu unseren näheren Bekannten und verstand sich von selbst, daß wir von ihnen zu den wöchentlichen Tanzkränzchen eingeladen wurden, welche die Mutter bei sich versammelte. Der Tanz wurde damals als Kunst und als Passion getrieben; er bildete den Mittelpunkt jeder geselligen Vereinigung und war unvermeidlich, wo immer junge Leute und junge Mädchen zusammentrafen. Da man von Toilettenansprüchen unvergleichlich weniger als heutzutage wußte, kehrten Tanzgelegenheiten in endloser Reihe wieder und nahm an derselben teil, wer irgend Ecossaise, Walzer oder Mazurka zu erlernen Gelegenheit hatte. Der beliebteste Tanz war die Mazurka (die Polka kam bekanntlich erst während der vierziger Jahre in Mode), der Contredanse wurde noch mit einer gewissen Feierlichkeit und in festen Pas aufgeführt, die Anglaise aber galt für den Höhepunkt jedes Tanz-

vergnügens, einerlei, ob dasselbe Ball oder Kränzchen hieß. — An dem Abende, der den Tag meiner Anstellung beschloß, galt es eine Veranstaltung außerordentlicher Art — eine Maskerade bei Frau v. V. Gegenwärtig ist diese Art geselliger Unterhaltung außer Übung geraten, weil sie allzu kostspielig geworden ist — vor fünfzig Jahren kam sie ziemlich häufig vor, und pflegten die später so widerlich ausgearteten Maskeraden auf der Musse und Euphonie die gute Gesellschaft Rigas und alle Klassen des gebildeten Bürgertums zu versammeln. Die Tage der altväterischen Maskenregel „Wasch dir, kämm dir, keiner kennt dir", waren „zu unserer Zeit" freilich ebenso vorüber, wie diejenigen, zu denen zwei mit einem „Kuschack" zusammengebundene Dorpater Studenten für die siamesischen Zwillinge hatten gelten können — von Ansprüchen an stilvollen Kostümluxus war man indessen weit entfernt. Zu Martini und zu Katharinen pflegten in Dorpat auch die ärmsten Teufel eine Verkleidung anzulegen und kam es nicht selten vor, daß würdige Männer von fünfzig und mehr Jahren ein Paar rote Pumphosen anzogen, ein buntes Tuch als Turban um den Kopf banden und in diesem Aufzuge als „Türken" bei Freunden und Nachbarn die Runde machten.

Ganz so anspruchslos ging es in Riga und im Hause der Frau v. V. freilich nicht zu. Der Maskenball des in Rede stehenden Abends setzte sich aus je einem polnischen, einem spanischen und einem schottischen Tänzerpaar zusammen, denen sich einige schon damals unvermeidlich gewordene Tiroler und Tirolerinnen anschlossen. Die einzelnen Paare führten Nationaltänze auf, um sodann gemeinsam mit den Nichtverkleideten die gewöhnlichen Gesellschaftstänze beim Klang eines gut gespielten Klavieres zu schlingen. — Der offizielle Teil des Festes, an welchem ich im Kostüm eines Mazurka tanzenden Polen teilgenommen, hatte längst begonnen, als zwei junge, weißgekleidete Mädchen in den Saal traten, welche durch Einfachheit und Adel der Erscheinung sofort die volle Aufmerksamkeit der jungen Männerwelt auf sich zogen und von den Habitues derselben als gefeierte Mitglieder des V.schen Kreises (damals sagte man „Zirkels") begrüßt wurden. Die Namen der beiden jungen Schönen waren ebenso bald in Erfahrung gebracht, wie die Be-

zeichnungen, die man denselben seitens der jungen Männerwelt gegeben hatte. Wir lebten in den Tagen der Romantik. Walter Scott, der „große Unbekannte", war der Lieblingsdichter der Zeit, sein wenige Jahre zuvor erschienener „Pirat" in aller Welt Händen, und das in demselben geschilderte Schwesternpaar ein Idealbild, dem höchstens die Agathe und Annchen, die beiden unvergleichlichen deutschen Mädchengestalten des von Jung und Alt mit Begeisterung aufgenommenen „Freischütz", an die Seite gestellt wurden. Da die eine der beiden in den Saal getretenen Damen ein blasses, von dunkeln Locken eingerahmtes Gesicht zeigte, aus welchem ein Paar dunkler, freundlich lebhaft glänzender Augen sahen, die andere den Typus jener lieblichen Blondinen vertrat, die unser Lieblingskomponist für alle Zeiten mit den Worten „Immer mit frischem Sinn" charakterisiert hat, so lag die Erinnerung an die romantische Heldin des „Piraten" und ihre glückliche Schwester zu nahe, als daß die beiden neuen Erscheinungen anders wie mit den Namen „Minna und Brenda" hätten bezeichnet werden können. — Von einem ganzen Hofstaate beflissener Tänzer und Verehrer umschwärmt, mit den Söhnen des Hauses und einigen anderen Löwen der Gesellschaft seit längerer Zeit eingelebt, schienen die beiden Schwestern für neue Bekanntschaften unzugänglich zu sein. Obgleich sie meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen und obgleich das blasse und doch lebhafte Gesicht der älteren Schwester mit den dunklen Augen mir sofort einen nicht wieder zu verwischenden Eindruck machte, glaubte ich am besten zu tun, wenn ich mich so fern wie immer möglich hielt und die Einspannung an einen bereits überreichlich angeschirrten Triumphwagen vermied. An diesem — wie ich erst später erkannte — niemals vergessenen Abende und während der folgenden Wochen blieb es bei einer oberflächlichen, auf die Rücksichten der gesellschaftlichen Höflichkeit beschränkten Bekanntschaft. Bei der Vielfältigkeit unserer verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen war der V.sche „Zirkel" nur einer unter mehreren, und konnte ich mir unschwer einreden, daß er mir nicht mehr bedeute, als andere: es lag ja nicht an mir, daß man das gastfreieste und angesehenste Haus der Stadt besonders häufig aufsuchte, sich in demselben be-

sonders behaglich fühlte und V.sche Einladungen vor allen übrigen bevorzugte.

So verging der größte Teil der Winters 1833/34, ohne daß eine bemerkbare Veränderung der äußeren Verhältnisse eingetreten wäre. Wie früher hauste ich mit meinem Bruder in dem engen, aber freundlichen Dachstübchen des großväterlichen Hauses, im Angesicht des zu allen Jahreszeiten schönen und anziehenden Wagnerschen Gartens, — wie früher waren die Tage der Arbeit in der Gouvernementskanzlei, die Abende gesellschaftlichen Freuden gewidmet. Klubs oder Wirtshäuser aufzusuchen, hätte weder unseren Geldmitteln, noch unseren Gewohnheiten, am wenigsten aber den Ansprüchen des guten Tones entsprochen, auf den wir zu halten gewohnt waren. Öffentliche Orte unter dem Vorwande der Zeitungslektüre aufzusuchen, kam jungen Leuten nicht in den Sinn, weil junge (und sehr häufig auch ältere) Leute Zeitungen überhaupt nicht zu lesen pflegten und weil die Zahl derselben eine nur höchst beschränkte war. Hatte man etwas übrig, so suchte man lieber das Theater auf, das auf dem Höhepunkt seiner gesellschaftlichen Bedeutung stand, außerordentlich tüchtige Leistungen aufzuweisen hatte und dem die angesehensten Männer der Stadt, — Theologen und Schulmänner nicht ausgeschlossen — ernste Aufmerksamkeit zuzuwenden pflegten: zu den Zeiten der Grave, H. v. Brackel, G. Merkel usw. galt die „Schaubühne für eine moralische Anstalt" und war dieselbe ein „Bildungsmittel für die gebildete Minderheit, keine Unterhaltung für die Massen."

So rückte, ohne daß man es gewahr worden war, die Periode des Frühjahrsanfangs, des Eisgangs, der dem Eisgang zuliebe freigegebenen Wallpromenaden, der Brückenlegung und des Endes der Gesellschaftszeit heran. Noch dauerten die Kränzchen im V.schen Hause indessen fort, und eines derselben bot unerwartete Gelegenheit, der Schönen näher zu treten, von der ich mich mit einer gewissen Absichtlichkeit ferngehalten hatte und die, ohne daß ich mir davon eigentlich Rechenschaft gegeben hätte, längst zum Gegenstande meines Hauptinteresses geworden war. Der zufällige Umstand, daß der meiner Meinung nach begünstigte jüngere Sohn des Hauses auf

einige Zeit verreist war, bot an einem unserer Mittwoch-Abende unerwartete Veranlassung zum Engagement für einen größeren Tanz und zu einer Bekanntschaft, die all meine Erwartungen übertraf, für die gesamte Zukunft entscheidend wurde. Obgleich die Unterhaltung sich wesentlich um Vorgänge innerhalb des Gesellschafts- und Bekanntenkreises, um neumodische Anglaise-Touren und andere gleichgiltige Dinge drehte, wurde ich alsbald gewahr, daß meine Partnerin mit den Eigenschaften der eleganten Tänzerin einen für ihre Jahre seltenen Ernst, außerordentliche Lebhaftigkeit des Geistes, warme und tiefe Empfindung und eine Natürlichkeit und Unmittelbarkeit des Wesens verband, wie sie mir bei jungen Mädchen ihres Alters noch nie begegnet waren. Als zum Schluß des Abends die sog. Spiegeltour getanzt und meinem Bilde vor denjenigen der übrigen an den Spiegel geführten Tänzer unverhoffter Weise der Vorzug gegeben wurde, begann für uns ein neuer Lebensabschnitt. So oft wir einander während der folgenden Wochen begegneten, fanden wir uns zu längeren Unterhaltungen, und ohne daß jemals irgendwelche Erklärungen gewagt oder auch nur angedeutet worden wären, hieß es bei mir: Die ist es, oder keine sonst auf Erden!

VI.

Die schöne Jahreszeit war endlich da. Trotz aller Reize, die der Mai 1834 zu entfalten wußte, schien mir die schönste Zeit des Jahres indessen vorüber zu sein: das V.sche Haus war geschlossen, die Herrin desselben auf das Land übergesiedelt, die Gesellschaftszeit vorüber, die Sonne derselben meinen Blicken entzogen. Um die Tage mit leidlichem Anstande auszufüllen, warf ich mich so vollständig auf die Arbeit, als ob diese die einzige im Monat der Wonne mögliche Beschäftigung sei. Auf den Mai folgte ein ebenso schöner Juni, zu Beginn desselben aber ging uns eine unerwartete Einladung zu, der sich schwer widerstehen ließ: wir sollten die Pfingstwochen auf einem Kokenhusen benachbarten Gute zubringen, von dessen Töchtern verlautete, daß sie den Besuch ihrer Freundinnen „Minna und Brenda" und zweier anderer uns befreundeter junger Damen erwarteten. Unglücklicherweise waren wir bereits anderweitig gebunden: Am

Freitag nach Pfingsten sollten wir in Fellin eintreffen und in der Nähe dieser Stadt die Hochzeit eines alten Freundes feiern helfen. Da die Aufbringung der mit einer solchen Reise verbundenen Kosten bereits Mühe genug in Anspruch genommen hatte, waren wir anfangs entschlossen, vernünftig zu bleiben, der lockenden neuen Einladung zu widerstehen und die Pfingstfeiertage in Riga zu verbringen.

Am Freitag vor dem Feste machte mein Bruder indessen die scharfsinnige Entdeckung, daß man nötigenfalls auch über D—hof nach Fellin fahren könne, daß der damit verbundene Umweg nicht der Rede wert sei und daß unsere verheiratete Schwester sich unzweifelhaft ein Vergnügen daraus machen werde, ihrem Bruder mit einem „Vorschuß" auszuhelfen, der die Mehrkosten decken werde. Zum Schluß fügte er hinzu, daß eine ihm „verdächtig" aussehende Kutsche soeben den Weg zur Moskauschen Vorstadt eingeschlagen habe. — Die Sonne des durch diese geistreiche Kombination ausgezeichneten Tages war noch nicht gesunken, als ein leichtbepackter Zweispänner durch die Karlspforte rollte, am großen Christoph rasch vorüber eilte und in dem vom Abendschein vergoldeten Staube der alten Moskauer Straße verschwand.

Eine warme livländische Sommernacht halb wachend und halb träumend zu durchfahren, gehört bekanntlich zu den höchsten Genüssen, die diese Erde jungen Leuten von vier- und fünfundzwanzig Jahren bieten kann. Als unser Wagen in der Frühe des Pfingst-Sonnabends, einem Tage von der Frische des Schöpfungsmorgens, vor der Station Kokenhusen hielt, waren wir übereinstimmend der Meinung, daß es Torheit gewesen wäre, eine solche Nacht im Bette und überhaupt wo anders als auf dem Wege nach Kokenhusen verbracht zu haben. Noch bevor ich den immerhin lästigen Staub der Reise abgeschüttelt hatte, überraschte mein Bruder mich mit der blitzschnell gemachten Entdeckung, daß soeben vier junge Mädchen an der Station vorüber den Weg zur Ruine genommen hätten, daß zwei derselben gut bekannt, zwei andere sehr gut bekannt aussehen und daß die gute Sitte uns dringend zur Pflicht mache, den auf sich selbst angewiesenen Spaziergängerinnen unseren Schutz zur Verfügung zu stellen.

Gesagt, getan. Als Diplomat der alten Schule wußte mein Bruder sein Gesuch so bescheiden und respektvoll anzubringen, daß dasselbe nicht wohl abgelehnt werden konnte. Nachdem die erste Verlegenheit überwunden war, teilte man sich mit, daß man auf der Fahrt nach D—hof begriffen sei, daß die Damen den ersten Teil derselben im Schutze eines bewährten alten Dieners glücklich zurückgelegt hätten, und daß sie nach der Besichtigung Kokenhusens die Reise fortsetzen wollten. Den auf diese Auseinandersetzung folgenden Spaziergang zu schildern, hätte keinen Sinn; wer noch weiß, wie junge Herzen unter sonnigem Himmel, im Angesicht eines strahlenden Sommermorgens schlagen, wenn sie monatelang einsam und gefangen gewesen sind, bedarf keiner Schilderung des an diesem Tage genossenen Glückes, und wer das nicht weiß, dem werden Auseinandersetzungen darüber nichts nützen. Leider war der Rückweg von der Ruine zur Poststation noch kürzer, als der Hinweg gewesen war, vor der Station aber harrte die angeschirrte Kutsche bereits seit einiger Zeit ihrer Insassinnen. Man schied mit einem fröhlichen „Auf Wiedersehen in D—hof" und mit der stillschweigend, aber fest getroffenen Vereinbarung, die allen Teilen unerwartet gekommene, von Unbefugten leicht zu mißdeutende Begegnung zusamt dem Spaziergang durch das Persetal als Privatangelegenheiten der Beteiligten mit Stillschweigen zu übergehen. Zweien dieser Beteiligten war dabei von besonderem Werte, durch ein Geheimnis mehr verbunden zu sein.

Seit dem Jahre 1834 hat sich viel in der Welt geändert: Pfingsttage, welche von jungen, fröhlichen, liebenden Menschen auf einem livländischen Landgute verbracht werden, möchten indessen dieselben geblieben sein, die sie zu „unserer Zeit" waren. Morgens ein Kaffeetisch auf der offenen, in einem blühenden Garten stehenden Treppe, der erst zu Ende geht, wenn die Glocken der benachbarten Kirche den Beginn der lettischen Predigt und damit den Zeitpunkt für die Rüstung zur deutschen Kirchfahrt verkündigen. Da der Hausherr es ungern sieht, wenn die Pferde angespannt vor der Tür warten, sieht auch die jüngere Frauenwelt sich zu einer Eile veranlaßt, die sonst nicht zu ihren Gewohnheiten gehört. Die Fahrt wird von den Honoratioren

in einer wesentlich diesem Zweck dienenden Staatskusche, von dem jungen Volk auf einer jener Brett- und Liniendroschken zurückgelegt, die von der Natur selbst zu vertrauten Zwiegesprächen bestimmt sind: des heftigen und geräuschvollen Rüttelns wegen vermögen nur die nächsten Nachbarn einander zu verstehen.

Nach Beendigung des Gottesdienstes erfolgt auch auf demselben Wege und in denselben Gefährten die Rückfahrt, der gegen 3 Uhr die Mittagsmahlzeit folgt, bei welcher junge Hühner, junges Gemüse, junger Appetit und alte, nur an Festtagen aus dem Keller geholte Rotweine die Hauptrolle spielen. Nach Tisch ruhen die Alten, während die Jugend einen Gang an den benachbarten, von Weiden oder Birken eingefaßten See unternimmt, um die Tragkraft des zur Beschiffung desselben bestimmten Ruderboots und die Seefestigkeit des weiblichen Teils der Besatzung zu erproben oder den ersten auf feuchtem Grunde emporgewachsenen Erdbeeren nachzuspüren — unter besonders günstigen Umständen wohl auch mit einer Partie „Hasch, hasch" oder einem gleichwertigen Gesellschaftsspiele zu schließen. Wer es nicht bereits früher gewußt hat, erfährt bei solcher Gelegenheit, was Goethe mit dem Liede „Nachmittage saßen wir, Junges Volk im Kühlen" und mit der Schlußstrophe „Statt zu sterben ward der Fuchs nun erst recht lebendig", eigentlich gemeint hatte. Zum Kaffee haben die versprengten Glieder der Gesellschaft sich wieder versammelt, um das Ziel der abendlichen Spazierfahrt zur Mühle, zur Ruine oder einem halb mythischen Heidengrabe der Umgegend im einzelnen zu beraten, die Verteilung der Geschlechter auf den bereitstehenden Wagen mit möglichster Unparteilichkeit vorzunehmen und sich dann auf den Weg zu machen. Ein paar stimmbegabte junge Leute sind in der Stille vorausgegangen, um die Gesellschaft mit einem gutgemeinten Quartett zu überraschen, das Scheiden der Sonne mit dem Vortrage eines Weberschen oder Kreutzerschen Abendliedes zu begleiten und für eine weihevolle Dämmerungsstimmung zu sorgen, zu welcher die unverwüstliche Heiterkeit einzelner jüngster Elemente indessen nicht recht passen will. Um die Teestunde ist man abermals zu Hause und selbst die auf einen angeblich näheren Weg geratenen Fußgängerpaare haben

sich allmählich eingefunden, um der köstlichen sauren Milch die Ehre anzutun, welche in immer neuen Gefäßen von dem nahen Eiskeller herbeigeschafft wird. Da es zur Übersiedelung in das Zimmer noch zu früh ist, widmet man die letzte helle Tagesstunde dem beliebten Reifspiel, zu welchem der Rasenplatz unwiderstehlich einladet und das zu ebenso anmutigen, wie unbegreiflichen Ungeschicklichkeiten der immer wieder nach dem Dach der Herberge zielenden Damen Veranlassung gibt. Unterdessen hat ein etwas melancholisch aussehender, leider unverheirateter Herr in mittleren Jahren sich an den Flügel gesetzt, um Weyrauchs „Nach Osten hin, nach Osten" oder „Wenn die Rosen blühen, hoffe liebes Herz" in die warme, mondbeglänzte Sommernacht hinausklingen zu lassen, in diese bekannten Melodien eine Phantasie zu verweben und schließlich zu einem nicht mehr ganz neuen, aber höchst gefühlvollen Walzer überzugehen, dessen erste Töne Lücken in die Reihe der Reifspieler reißen und alsbald zu einem improvisierten Ball das Zeichen geben, dessen Unkosten der unvorsichtige Kunstfreund und eine zur Unterstützung desselben herbeigerufene liebenswürdige Tante bis lange nach Mitternacht zu bestreiten haben. Erst nachdem der Hausherr wiederholt bemerkt hat, daß morgen auch noch ein Tag sei, entschließt man sich zur Trennung; die weibliche Jugend steigt die Treppe zum ersten Stock hinauf, die jungen Männer aber schlagen statt des Weges zur Herberge die Richtung in das anstoßende Birkenwäldchen ein, um in dem feuchtglänzenden Grase desselben die überreichlich gewonnenen Eindrücke in einem bis zur Morgendämmerung fortgesetzten Gespräch auszutauschen und das Lager auf dem „Braß" nach Absingung des Weberschen „Die Sonn' erwacht" oder des zärtlichen Ständchens „Erwache, erwache" aufzusuchen und den Dank für ihre Galanterie in der Form von Vorwürfen anderen morgens wegen Nachtschwärmerei und Langschläferei in Empfang zu nehmen.

Dem Pfingst-Sonntage war ein noch schönerer Pfingst-Montag, diesem Montage ein nicht minder genußreicher Dienstag gefolgt. Am Abende des letzteren mußte Abschied genommen werden, weil der bescheidene Karren, der uns dem fernen Fellin zuführen sollte, auf 6 Uhr morgens bestellt war. Unbewußt mochten alle Teilnehmer

die Empfindung teilen, die zwei von ihnen ganz erfüllte: man wandte Tagen den Rücken, die zu schön gewesen waren, um jemals wiederkehren zu können. Da die Scheidenden es in solchen Fällen schwerer zu haben pflegen, wie die Zurückbleibenden, erschien es als Pflicht der Menschlichkeit, die beiden Reisenden nicht ganz ungetröstet ihres Weges ziehen zu lassen. Als wir in der Frühe des Mittwoch in das unbarmherzige Gefährt stiegen, das uns dem Lande der Wonnen entführen sollte, war ein Teil der Damengesellschaft bereits aufgestanden, um „Tauben zu füttern" und uns wenigstens beiläufig einen Abschiedsgruß zuzuwinken.

VII.

Nach einem Herkommen, das bis zur Stunde vom Wechsel der Zeiten und Sitten unberührt geblieben ist, dauert eine livländische landsche Hochzeit mindestens drei Tage und wird die derselben geltende Festlichkeit erst nach feierlicher Absolvierung des Kirchgangs

(Auch war bereits nach Brauch der Alten
Zu Gottes Ehren der Kirchgang gehalten.

K. Petersen.)

für geschlossen angesehen.

Die Festivität, welche uns nach Fellin geführt hatte, war in jeder Hinsicht befriedigend und programmäßig ausgefallen, nur aber hatte sie trotz der Liebenswürdigkeit der Wirte, trotz der Anmut der geladenen Damen und trotz der ununterbrochenen Gunst des Wetters allzu lange gedauert, weil es mich nach Riga zurücktrieb und weil eine immer, freilich nur leise redende Stimme von der Möglichkeit einer Entscheidung meiner Zukunft sprach. Zunächst passierte eine Weile gar nichts, — am 22. Juni aber, dem damals von jung und alt und in aller Form gefeierten Krautabende wollte das gute Glück, daß ich mit der Geliebten auf einem der blumengeschmückten Schiffe zusammentraf, die entlang der Düna zum Besuch einluden. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß die Hochzeit einer uns befreundeten Dame nahe bevorstehe und daß es in dieser Veranlassung einen Ball geben werde, zu welchem wir Brüder gezogen werden sollten. Daß wir der einige Tage später uns übergebenen

Einladung pünktlich Folge leisteten, versteht sich von selbst. Nichtsdestoweniger hatten andere junge Leute ihr Tempo noch glücklicher wahrgenommen, als mir möglich gewesen war und hatte die Dame, die nicht erst genannt zu werden braucht, keinen Tanz mehr frei, als ich mich zu einem solchen meldete. Nur durch das Aufgebot aller Liebenswürdigkeiten, die ein ausstudierter junger Mann gegen einen auf der Abiturientenliste stehenden Primaner in Bewegung setzen kann, gelang es mir, einem zur Vorhand gelangten Gymnasiasten zu großmütiger Abtretung einer Française zu bestimmen und diese zu einer eingehenden Unterredung auszunutzen.

Alles weitere läßt sich in die wenigen, aber inhaltvollen Worte „Trennung — Mißverständnis — Wiedersehen — Aufklärung" zusammenfassen, Worte, die für junge Leute zu allen Zeiten und in allen Ländern die nämliche Bedeutung gehabt haben und die allein von Dichtern kommentiert werden dürfen. Das Jahr des Anfangs unserer Bekanntschaft war noch nicht zu Ende, als an die Stelle der Bekanntschaft ein Verhältnis getreten war, das für das Leben geschlossen wurde und länger gewährt hat, als Menschenleben durchschnittlich dauern. Ein Zusammentreffen glücklicher Umstände, welche das Wort bewahrheiteten, nach welchem frohe und traurige Ereignisse selten allein kommen, verhalf mir zu einer auskömmlichen Lebensstellung und zu einer Reihe sonnenheller Tage, auf welche allein der Tod meines trefflichen Großvaters einen trüben Schatten warf. Er hatte die von dem Enkel geschlossene Verbindung noch segnen können und war dann ruhig und sanft dorthin entschlummert, „quo pater Aeneas, quo divus Tullus et Ancus."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wer vom Ende des Lebensweges auf dessen Anfänge zurückblickt, neigt in der Regel der Meinung zu, die Sonne, die er mit jungen Augen angeschaut, habe wärmeren und volleren Glanz entwickelt, als diejenige, deren Strahlen ihm das Abendrot, dem folgenden Geschlechte ein neues Morgenrot bedeuten. Daß der angebliche Unterschied in der Hauptsache auf die Verschiedenheit zwischen jungen und älteren Augen zurückzuführen ist, und daß die auf der Sonne selbst stattfindenden Veränderungen die Qualität ihres Strah-

lenglanzes unberührt lassen, ist bekannt. Nichtsdestoweniger wird sich behaupten lassen, daß Licht und Schatten nicht immer gleichmäßig verteilt und daß Zeit- und Geschichtsabschnitte vorkommen, die der Freude am Leben reichlicheren Vorschub leisten als andere.

Man braucht nicht Lobredner der „alten, guten Zeit" und noch weniger Verteidiger der großen und tiefgehenden Schäden zu sein, an welchen unsere zwanziger und dreißiger Jahre krankten, um dennoch behaupten zu können, für gewisse Schichten unserer Gesellschaft hätten gerade diese Jahrzehnte nahezu allen Bedingungen zur Lebensfreude und zum Behagen an einer glücklich-beschränkten Existenz geboten. Wenn ein Franzose von dem alten Frankreich gesagt hat: „Nur vor dem Jahre 1789 habe man in seinem Vaterlande gewußt, was es heiße, das Leben genießen," so läßt sich Ähnliches rücksichtlich des alten, von den Wandlungen der 40er Jahre noch unberührten Riga behaupten. Groß genug, um den einzelnen eine gewisse Freiheit der Bewegung zu gestatten, war unsere Stadt damals noch so klein, daß alle alten Rigenser einander kannten und daß niemand die Empfindung hatte, isoliert und auf sich selbst angewiesen zu sein.

Das Gefühl der Zusammengehörigkeit unserer vielsprachigen Bevölkerung war damals so kräftig entwickelt, daß dieselbe, wenn nicht aus einem Stück gehauen, so doch in einen Körper verschmolzen zu sein schien. Auf eine vieljährige Periode kriegerischer Verwirrungen und empfindlicher Stockungen des Erwerbslebens, war eine Zeit der Erholung und Sammlung der Kräfte gefolgt, die allseitig als Wohltat empfunden, aber freilich mehr genossen als ausgenutzt wurde. Die Erneuerung unserer Hochschule und die Aufhebung der Leibeigenschaft datierten um wenige Jahrzehnte zurück, waren von dem älteren Teile der damaligen Generation miterlebt und als Erfüllungen lang gehegter Wünsche enthusiastisch begrüßt worden. Als verhältnismäßig neue Errungenschaften bildeten dieselben den Gegenstand höchster Befriedigung der Gebildeten.

Die Mängel des Emanzipationsgesetzes von 1819, die in der Folge empfindlich genug zutage getreten sind, um den Wert dieses gesetzgeberischen Schrittes in Frage zu stellen und das Verlassen

der im Jahre 1804 gewonnenen Grundlagen als bedauerlichen Rückschritt erscheinen zu lassen, — sie wurden während der zwanziger und dreißiger Jahre nur von einer geringen Anzahl Sachverständiger geahnt, die Schwächen unserer kirchlichen Entwicklung von niemand, oder von niemand deutlich verstanden. Wie in Zeiten des „Werdens, des Friedens, der Künste, der Gemütlichkeit" immerdar zu geschehen pflegt, war ein leichtlebiger Optimismus vorherrschend, der da meinte, daß der Periode des häuslichen Auferbauens und der Wirkungen „nach innen" überhaupt keine Grenze gesteckt sei; die Bescheidenheit des an die Bedingungen des äußeren Lebens gelegten Maßstabes befähigte auch die minder Begünstigten zu einem behaglichen Lebensgenuß: von ungemessenen Ansprüchen und krankhaften Begehrlichkeiten war man frei. Die Kehrseite davon, der Mangel an Strebsamkeit und Ernst aber wurde von niemand als Übel empfunden, weil die maßgebenden älteren Leute keine anderen als schlechtere, durch das Kriegselend heimgesuchte Zeiten gekannt hatte. Im übrigen so unverwöhnt, wie nur immer möglich, waren die Kinder dieser Übergangszeit in einer Rücksicht höchst verwöhnte Kinder, in dem Anspruch nämlich, den Forderungen des Lebens durch eine nur mäßige Anstrengung ihrer Kräfte gerecht werden zu können. Ungleich wie die Rechte und Pflichten, waren auch die Arbeitsportionen verteilt. Einzelne kräftige Schultern hatten fast die gesamte Last dessen, was zu tun war, auf sich genommen, um als Lohn dafür uneingeschränkte Autorität zu üben, während die Mehrzahl in bezug auf Arbeit, Arbeitsehre und Arbeitslohn mit wenigem zufrieden war und Ruhe für die erste Bürgerpflicht und das erste Bürgerrecht ansah.

Das Glück dieses Zustandes zu bezweifeln, haben die folgenden Generationen allen Grund gehabt; die eine Generation mußte überreichlich bezahlen, was die andere schuldig geblieben war. Zu jener Zeit und unter den Verhältnissen des alten Riga jung gewesen zu sein, war aber dennoch von allen, die in den Tagen der Paulucci, Sonntag, Grave, H. Schwartz usw. emporgekommen sind, als Glück angesehen worden, weil alles Glück in der Beschränkung liegt und weil die Beschränkung allein die Idylle zu schaffen vermag.

VI.

Aus den Lebenserinnerungen Fr. v. Brackels.

(1830—1839).

Der Verfasser dieser Lebenserinnerungen, Friedrich v. Brackel, hatte in den Jahren 1848—50 in Dorpat Kameralia und Medizin studiert. Er hatte dann das Gut Olai in Livland in Arrende genommen und war später Gutsbesitzer in Kurland, wo er Heyden, Ards, schließlich Abgunst besaß. Zuletzt wurde er Direktor der Bauerrentenbank in Riga. Er † am 31. Juli 1896. — Einen Teil seiner Aufzeichnungen hatte er noch selbst im Jahre 1896 im „Rigaer Tageblatt" (Nr. 45 ff) veröffentlicht. Vollständig wurde sodann sein hinterlassenes Manuskript 1903 in der „Balt. Monatsschrift" Bd. 55 und 56, soweit es druckfertig vorlag, zum Abdruck gebracht. Der Verf. besaß ein ungewöhnlich treues Gedächtnis und vermochte sich selbst kleiner Einzelheiten aus seiner Kindheit deutlich zu erinnern. Seine Aufzeichnungen bieten dadurch ein anziehendes Bild des Lebens und Treibens in dem alten Riga der 30er Jahre. An dieser Stelle sind sie mit bedeutenden Kürzungen wiedergegeben, indem namentlich die rein persönliche Dinge und Beziehungen betreffenden Stellen, die für eine Charakterisierung des gesellschaftlichen Lebens von geringerer Bedeutung sind, weggelassen wurden.

* * *

I.

In der alten Hauptstadt Alt-Livlands, in Riga, zieht sich von der Börse bis zum Schloßplatz, ein wenig gekrümmt, die „große

Schloßstraße". Von dieser führen vier Straßen zum Strom, der Düna, hin. Die dritte von der Börse heißt jetzt die „Anglikanische Straße", früher die kleine „Küterstraße". Am Ende dieser stillen Straße, gegenüber der in den fünfziger Jahren dieses, des 19. Jahrhunderts erbauten englischen Kirche steht ein altmodisches, vornehmes Eckhaus[1]) von drei Stockwerken mit einem sogenannten holländischen Dache, mit der einen Front zur Straße, mit der andern zur Düna gerichtet, von deren Straßenquai es nur durch ein hochgelegenes Vorgärtchen getrennt wird. Dieses Haus ist durch fast ein Jahrhundert, bis 1886, der Familiensitz der ältesten, nunmehr nur noch in weiblicher Linie existierenden Branche der livländischen Adelsfamilie von Vegesack, einem aus dem Patriziat Rigas hervorgegangenen Geschlecht, gewesen. In diesem Hause, in derselben Parterrewohnung, in der ich diese Erinnerungen niederschreibe, bin ich als zweiter Sohn meiner Eltern, des Herrn Harald Ludwig Otto v. Brackel und der Frau Friederike Henriette v. Brackel, geb. v. Vegesack, am 3. November 1826 geboren. Mein Vater wurde in Petersburg im I. adligen Kadettenkorps erzogen, dessen Direktor der bekannte Spitzführer der „Sturm und Drangperiode" in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts, der Freund und engere Landsmann Goethes, Friedrich Maximilian v. Klinger war. Klinger hatte sich des lebhaften, begabten und fleißigen Knaben freundlich angenommen und auch später, als mein Vater das Kadettenkorps als Offizier verlassen hatte, an der Fortsetzung der militärischen Laufbahn aber durch schwere, langandauernde, mit Verkrüppelung des rechten Beins endende Krankheit verhindert wurde, fördernd auf den Lebensgang des früheren Zöglings eingewirkt. Verehrung und Dankbarkeit für Klinger bewogen meinen Vater, ihn brieflich zu bitten, mein Taufpate sein zu wollen.

Die erste Erinnerung habe ich aus meinem noch nicht vollendeten dritten Jahre, natürlich nur ein Bild, eine Situation: ich sehe mich in einem hohen Kinderstuhl neben meiner Mutter und in Gesellschaft meiner beiden älteren Geschwister, einer Schwester und eines Bruders,

[1]) Es ist das Haus, in dem jetzt der „Deutsche Verein" und die Balt. konstitutionelle Partei ihre Räumlichkeiten haben.

ernsthaft Scharpie zupfen. Wie ich später erfahren, war die Scharpie für die Verwundeten des Türkenkrieges von 1828/29 bestimmt. Aus dem Jahre 1830 habe ich aber ganz deutliche und fortlaufende Erinnerungen, so daß ich den damaligen Zustand unseres Familienhauses und seiner Umgebung und Nachbarschaft und die Personen, die bei uns aus- und eingingen, mir lebendig vergegenwärtigen kann.

Das Familienhaus ist, bis auf einen kleinen Anbau am Parterre zur katholischen Straße hin, mit der Front zur Düna, unverändert wie vor 68 Jahren. Auch das Innere desselben hat im Lauf dieser langen Zeit nur unwesentliche Abänderungen erfahren, aber die Umgebung des Hauses ist so verändert, daß ein Revenant aus den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts sie nicht wiedererkennen würde. Die Häuser an der nordwestlichen Seite der Straße sind zwar noch dieselben wie damals, aber von denen der südöstlichen Seite steht nur noch das Eckhaus an der großen Schloßstraße und kleinen Küterstraße, die weiteren drei Häuser, bis zu der großen, weiten Bastion, die sich fast bis zur Düna ausbreitete, so daß zwischen ihr und dem Strome nur ein nicht breiter Fahrweg übrig blieb, sind verschwunden. Da waren zuerst — von der Schloßstraße gerechnet — zwei einstöckige Häuser, mit Giebeln und Frontispiz, mit großen Freitreppen, auf denen Bänke standen. Diese Treppen wurden von mächtigen Kanada-Pappeln beschattet und dienten in der milden Jahreszeit und bei trockenem Wetter den Hausbewohnern zum ständigen Aufenthalt; auch die Mahlzeiten wurden auf den Treppen eingenommen. Das erste Haus gehörte einer Witwe Kleeberg, das zweite einem Tischlermeister Schulz. Gegenüber unserm Hause erhob sich ein recht baufälliges, zweistöckiges Gebäude, dessen Parterre Handwerker innehatten; der erste Stock und die Mansarden wurden von Putzmacherinnen und Näherinnen bewohnt. Von den Insassen dieses Hauses wurde uns nur die Familie des Lackierers Nagler bekannt. Die weit vorspringende Bastion wurde nach Südosten durch einen sog. „bedeckten Gang" mit der nächsten Bastion jenseits der Stiftspforte verbunden; ein gleicher bedeckter Gang führte nach NW. zum befestigten Schlosse. Der freie Platz zwischen Schloß und Wall bildete

den Schloßgarten, beschattet von uralten Linden. Von dem bedeckten Gang zum Schlosse hin sah man hinab in die „katholische Straße", die die Rückseite und den geräumigen, durch eine hohe Mauer von der Straße getrennten Hof unseres Hauses begrenzte, sowie in den Obstgarten des kleinen Dominikaner-Klosters, das hart neben der katholischen Kirche lag. Die Patres hatten sich im Garten, hart am bedeckten Gange, ein Lusthaus aus Holz erbaut, aus dessen hochgelegenem Fenster sie über den Wall weg auf den Strom schauen konnten. Im August und September, zur Zeit der Herbstschiffahrt, sahen wir Kinder, wenn wir unsern liebsten Spielplatz, „den Wall" aufsuchten, stets ein paar Patres in ihren weißen Kutten am offenen Fenster des Lusthauses sitzen und oft genug beschenkten die freundlichen Mönche uns Kinder mit schönen Äpfeln und Birnen aus ihrem wohlgepflegten Obstgarten.

Eine Persönlichkeit vor allen ist mir aus meinen frühesten Kinderjahren unvergeßlich: unsre alte Wärterin Susanne Sachsen. Sie war eine Frau von über fünfzig Jahren, mit klugen, freundlichen grauen Augen und feinen Gesichtszügen; sie muß in ihrer Jugend sehr hübsch gewesen sein. Diese Susanne Sachsen hatte die Gabe des Erzählens. Sie erzählte uns Kindern lebendig, fast dramatisch Märchen und Sagen, aber auch ebenso fesselnd Erlebtes. An den Winternachmittagen, wenn die Eltern oben bei der Großmama waren, dann nahm Susanne mich auf den Schoß, setzte sich im großen Zimmer auf einen der Fenstertritte, meine älteren beiden Geschwister setzten sich neben sie — und sie begann zu erzählen. Da ging uns die phantastische Märchenwelt auf: Hänsel und Gretel, Schneewittchen, Dornröschen, der Däumerling, all die Gestalten der indogermanischen Mären wurden uns lieb und vertraut. Aber lebendig schilderte Susanne dann auch wieder den Brand der Vorstädte Rigas im Jahre 1812, den sie selbst erlebt, und ganz ängstlich wurde uns, wenn sie erzählte von dem Kanonendonner des Gefechts bei Keckau, den man in der Stadt deutlich gehört, und von den Böten mit Verwundeten, die an der Dünafloßbrücke angelegt hätten. Wir bedauerten die armen Verwundeten, daß sie in der großen, kalten Domkirche hätten lange Zeit krank liegen müssen und waren sehr böse auf Napo-

leon, der ja allein die Schuld an diesem Elend trug. Napoleon hielten wir für eine Art Oger und haßten ihn aufrichtig.

Im Frühjahr bis zum Juni — den Sommer bis Anfang September verbrachten wir auf dem 9 Werst von der Stadt entfernten Gute meiner Großmutter, Kleistenhof — und im Frühherbst waren der „Wall", d. h. die Bastion und der bedeckte Gang zum Schlosse hin, sowie der Schloßgarten unsre täglichen Spielplätze. In der Bastion standen auf erhöhten Plattformen drei große alte Festungskanonen, neben jeder, pyramidal aufgeschichtet, zwei Haufen großer Kanonenkugeln. Bei der mittleren Kanone stand ein Schilderhaus und in ihm saß ein Festungsartillerist auf Wache. Vier große kanadische Pappeln standen auf der Bastion, deren Schatten die alte Susanne aufzusuchen pflegte, während wir Kinder bei den Kanonen uns zu schaffen machten. Recht häufig gings aber auch in den Schloßgarten, wo wir mit den freilich viel älteren Söhnen des Herrn v. Tideböhl, Direktorgehilfen in der Kanzlei des Generalgouverneurs Marquis Paulucci, beide schon Gymnasiasten, fröhlich herumtollten. Diese Bekanntschaft vermittelte die alte Susanne, die, ehe sie zu uns kam, im Tideböhlschen Hause lange Jahre hindurch auch Kinderwärterin gewesen war. Der ältere Tideböhl, Arnold, ist der nachherige Geheimrat und Vorstand der Kodifikationsabteilung der Höchsteigenen Kanzlei Sr. Majestät des Kaisers Alexanders II.; der jüngere, Max, wurde Ingenieur und hat sich im Krimkriege ausgezeichnet.

Unser großes Haus wurde, bis auf das Quartier zwei Treppen hoch, in welchem damals der nachherige Bürgermeister Schwartz zur Miete wohnte, nur von Familiengliedern bewohnt. Meine Großmutter Vegesack, geb. v. Vegesack, bewohnte allein die ganze Beletage; von den beiden Parterrewohnungen wurde die rechtsseitige von meinen Eltern und dem Onkel meiner Großmutter, dem alten Präsidenten v. Stöver bewohnt, die linke bewohnten meine unverheirateten Tanten und ein Teil der Dienerschaft. Der große, tiefe Salon in unserer Parterrewohnung war zum Fond hin zu einem Dritteil durch einen Schirm geteilt; hinter diesem Schirm schliefen wir drei älteren Kinder mit unsrer Wärterin, der alten Susanne;

unser jüngerer Bruder Wolfgang (geb. 5. August 1828) schlief im Schlafzimmer der Eltern. Dieses Zimmer war zugleich auch Schreibzimmer meines sehr fleißigen Vaters. Der Salon vor dem Schirm war reichlich möbliert. Da stand an der Wand zum Schlafzimmer ein mächtig großer Diwan und vor demselben ein großer ovaler sog. „Kaffeetisch", um diesen Tisch standen Stühle aus Birkenmasern, wie der Diwan mit himmelblauem Wollendamast überzogen, und solcher Stühle waren wohl 1½ Dutzend in dem Zimmer an den Wänden gereiht. An dem Pfeiler zwischen den Fenstern stand ein Spieltisch. An den Wänden hingen lithographierte Porträts unsrer klassischen Dichter und das Porträt Klingers. So beengt diese Räume waren, waren sie doch häufig der Schauplatz heiterer Abendgesellschaften, die sich schon um 6 Uhr abends zusammenfanden, dann Tee tranken und gegen 9 Uhr ein kleines Abendessen einnahmen. Bis 7 Uhr waren die Kinder in der Gesellschaft, dann aber wurden wir hinter dem Schirm zu Bette gebracht, wobei oft eine und die andre der fremden Damen der alten Susanne half — und mußten schlafen, während die Unterhaltung der Gesellschaft vor dem Schirm fröhlich weiter fortging. Wir mußten schlafen und wir schliefen, trotz lautem Gespräch und Lachen hart neben unsern Betten.

Zu den häufigsten Besuchern meiner Eltern gehörte ein Ehepaar v. Freymann[1]). Der Mann war ein Vetter meines Vaters, livländischer Edelmann und — was damals wohl eine Ausnahme war — altklassischer Philologe und Oberlehrer der griechischen Sprache am Gymnasium. Seine beiden Brüder, Otto und Rudolph, hatten eine im Adel gewohntere Karriere eingeschlagen: Otto war Ingenieurobrist und Kommandeur der Festungsingenieure Rigas und Rudolph war Regierungsrat und hatte eine reiche Frau geheiratet, Lisette v. Schroeder, die Tochter des überaus reichen Chefs der Handlung Georg Wilhelm Schroeder und Komp. in Riga. Die Frau des Oberlehrers v. Fr. war eine Königsbergerin, die Freymann während seiner Universitätsjahre in Königsberg kennen und lieben gelernt

[1]) Ferdinand v. F., geb. 1792. Stud. in Dorpat Theol. 1810—1815. Lehrer in Marienwerder und Königsberg, seit 1824 bis 1830 in Riga und dann in Mitau. Gest. 1836.

hatte. Sie verdiente seine Liebe und die Verehrung des ganzen Verwandtenkreises in Riga und Livland, denn sie war reinen Herzens, liebenswürdigen Gemüts, geistreich und gründlich feingebildet. Sie war nicht hübsch, aber sympathisch und besaß eine herrliche Stimme, die vortrefflich ausgebildet war. Waren die Freymanns bei meinen Eltern zum Tee, dann sang uns Kindern die liebe Tante Auguste mit ihrem glockenreinen Sopran köstliche deutsche Volkslieder vor, so unter andern das reizende Kinderlied: „Buko von Halberstadt, Bring für die kleinen Kinder was mit" usw. — Die Einheimischen, Rigenser, Livländer und Kurländer, wie die Fölckersahms, Brunnows, Tiesenhausens und Voigts prävalierten und bildeten den stehenden Umgang meiner Eltern, aber dazwischen erschienen interessante Zuzöglinge aus der Fremde, aus Petersburg und Rußland und aus Deutschland.

Zwei Brüder v. Helmersen, Alexander und Gregor, Vettern meines Vaters und in Petersburg zu Hause, wo ihr Vater Gehilfe des Intendanten der kaiserlichen Hoftheater war, besuchten uns im Winter 1829/30. Der ältere, Alexander, war Gardeoffizier und kehrte aus dem Türkenfeldzuge heim, von welchem Kriege er lebendig und interessant zu erzählen wußte. Er war ein sehr hübscher, aus fröhlichen Augen in die Welt schauender Mann, war freundlich gegen uns Kinder und wir liebten ihn um deswillen, aber auch, weil er stets bei jedem Besuch uns eine große Konfekttüte von Cavietzel mitbrachte. Er blieb nur etwa eine halbe Woche in Riga, weil er nach Petersburg zurückeilen mußte, um dort mit seinem Regiment zusammen einzutreffen. Längere Zeit verweilte sein jüngerer Bruder Gregor[1]) in Riga auf seiner Durchreise von Dorpat ins Ausland, wohin er sich — wenn ich nicht sehr irre, mit einem Kronsstipendium ausgestattet — begab, um geologische und praktische bergmännische Studien zu betreiben. Er hatte in Dorpat Naturwissenschaften studiert, besonders Mineralogie, war sehr fleißig gewesen, doch aber dabei auch ein tätiges Mitglied der Studentenkorporation Livonia. Gregor Helmersen hatte in seiner Jugend eine sehr hübsche Tenorstimme und sang uns eine Menge

[1]) Der bekannte Gelehrte und Akademiker, geb. 1803, gest. 1885.

russischer Lieder vor; die Erwachsenen bevorzugten ihn entschieden vor seinem Bruder Alexander, wir Kinder aber liebten den immer heiteren, konfektspendenden Gardeoffizier mehr als seinen klugen, aber ernsten Bruder mit der schönen Stimme. Im Jahre 1832 sahen wir beide Brüder wieder; der Offizier kam aus dem Polenkriege, der Gelehrte aus den Bergwerken und Bergakademien Deutschlands; beide hatten erfolgreiche Kampagnen, in denen sie sich, jeder in seiner Art, ausgezeichnet hatten, hinter sich.

Die Gäste aus Deutschland waren Schauspieler und deren Angehörige. Mein Vater war ein bekannter und beliebter Dramaturg und Kritiker, Mitarbeiter an in- und ausländischen, damals verbreiteten und vielgelesenen Zeitungen und Zeitschriften — so wurden denn alle in Riga am Theater gastierenden Künstler vom Auslande her ihm empfohlen.

Die große Tragödin Auguste Crelinger, verw. Stich, kam im Jahre 1830 nach Riga zu einem länger dauernden Gastspiel[1]) in unserm Theater, dessen Direktorin damals eine Frau v. Tschernewsky, geb. Herbst war, früher eine nicht unbeliebte Sängerin. Die Crelinger war meinem Vater durch den bekannten Freund E. T. A. Hoffmanns, den Kriminaldirektor Hitzig in Berlin empfohlen worden und mein Vater zog die große Künstlerin und ihre sie begleitende Tochter erster Ehe, Bertha Stich, in sein Haus. — An einem theaterfreien Abend waren die Crelinger und Tochter, die Theaterdirektrice Frau v. Tschernewsky zu uns zum Tee und Abendessen eingeladen; außer diesen Personen noch der Onkel Ferdinand Freymann und seine Frau. Dieser Abend hat sich mir tief ins Gedächtnis geprägt, so daß ich noch jetzt, nach beinahe 65 Jahren, alles deutlich vor mir sehe und genau weiß, wie der Besuch um den großen Kaffeetisch vor dem Divan plaziert war, aus demselben Grunde wohl, der den alten livländischen Bauern die Stellen der in ihrer Kindheit neu gesetzten „Kupitzen" (Gutsgrenzhügel) so unauslöschlich ins Gedächtnis geprägt hat, nämlich die bei diesen

[1]) Sie gastierte im Oktober 1830 an fünf Abenden. Vgl. Rudolph, Rig. Theaterlexikon, S. 39.

Akten, eben um diese und deren Topographie unvergeßlich zu machen, erhaltenen Prügel.

Unser großes Familienhaus wurde, wie ich schon erzählte, bis auf die zwei Treppen hoch liegende Wohnung, ausschließlich von Familiengliedern und deren Dienerschaft bewohnt. Meine Eltern führten nicht eigene Wirtschaft, sondern hatten mit Kindern und Dienstleuten freie Station bei meiner Großmutter; nur den Morgenkaffee und den Abendtee bestritten meine Eltern aus eigener Kasse, Frühstück, Diner und Souper erhielten sie von Großmama. Meine Großmutter, sehr wohlhabend, Besitzerin eines vollkommen schuldenfreien Gutes, Kleistenhof, 9 Werst im Nord-Westen von Riga gelegen, und des großen, ebenfalls schuldenfreien Stadthauses und recht bedeutender Kapitalien, führte ein sehr geselliges Leben, hielt am Sonntag Mittag und Abend in der Stadt sowohl, als im Sommer in Kleistenhof für ihren ganzen Bekanntenkreis offene Tafel und hatte daher eine recht zahlreiche Dienerschaft. Ein vortrefflicher Koch und eine Köchin, als Gehilfin desselben, zwei gutgeschulte Diener machten es möglich, die in wechselnder Anzahl erscheinenden Gäste immer gut zu bewirten und zu bedienen. Waren sehr viele Gäste erschienen, so wurde der Hausknecht als Garderobier benutzt, und die Kammerfrau meiner Großmutter sowie die zwei Jungfern der Tante und unser Stubenmädchen halfen dem Koch in der Küche und den Dienern, blieben aber dabei immer hinter den Kulissen. Meine Großmutter hielt Equipage, vier Pferde und einen Kutscher und hatte eigenes Milchvieh auch in der Stadt. Es war eben noch eine Wirtschaft in altem, großen Stil. Das Vegesacksche Haus „am Wall" — so genannt zur Unterscheidung von dem andern Vegesackschen Hause „in der Jakobsstraße", das meinem Onkel Otto v. Vegesack gehörte — war der Mittelpunkt der sogen. „guten Gesellschaft" Rigas bis zu dem am 9. März 1844 erfolgenden Tode meiner Großmutter. Das andre Vegesacksche Haus wurde fast ausschließlich von dem baltischen Adel besucht, während bei meiner Großmutter Adel, Patrizier, reiche Kaufleute und hochgestellte Beamte, deren Frauen und Töchter Sonntag für Sonntag erschienen. Der Magnet war meine Großmutter.

Meine Großmutter war, als ich geboren wurde, 57 Jahr alt und seit acht Jahren Witwe. Durch letzten Willen hatte mein Großvater ihr sein ganzes Vermögen zur Verwaltung und Nutznießung hinterlassen und hatte Recht getan, denn trotz der großen Gastfreiheit, die meine Großmutter übte, hat sie, wie sich bei ihrem Tode herausstellte, das Vermögen um ein Bedeutendes vermehrt. Sie war eben wirtschaftlich angelegt und besaß ein bei Frauen seltenes Dispositionstalent. In ihrer Jugend eine berühmte Schönheit, war sie eine wohl aussehende Matrone, schlank, feinen Anstands, mit edlen Zügen und freundlich, aber ruhig blickenden braunen Augen. Sie war sanft, immer gleich freundlich und verbindlich gegen hoch und niedrig; nie habe ich sie heftig werden gesehen, aber auch nie überwallend herzlich — sie blieb sich immer gleich. Wir Kinder liebten sie wohl, aber vertraulich wurden wir nie mit ihr. — Ihre besten Freundinnen, noch aus ihrer Jugend her, waren die Generalin Baronin Katharina Meyendorff, geb. v. Vegesack, eine leibliche Kusine von ihr, und die Landrätin Friederike v. Grote, geb. v. Gersdorff, zwei durchaus verschieden geartete Naturen, denn die Meyendorff war eine geniale, geistsprühende, höchst originelle Dame, während Frau v. Grote sehr wirtschaftlich, nur dem praktischen Leben zugewendet war, ein wohlwollendes, treues Gemüt besaß, aber nicht über das gewöhnliche Maß hinaus geistig begabt war. Beide Damen verehrten meine Großmutter und widmeten ihr durch das ganze Leben die treueste Liebe und Freundschaft.

II.

Den Sommer, von Ende Mai bis in die zweite Hälfte des September verbrachte meine Großmutter mit der ganzen Familie, mit den drei Tanten, Charlotte Rennenkampff, meiner Mutter und uns Kindern auf dem jenseits der Düna, 9 Werst von der Stadt belegenen alten Familiengut Kleistenhof. Mein Urgroßvater, der 1792 verstorbene Rigasche Ratsherr Gotthard v. Vegesack, ältester Sohn des bekannten Bürgermeisters am Ort gleichen Namens, hatte Kleistenhof erheiratet mit seiner ersten und zweiten Frau, Töchter des 1764 verstorbenen wortführenden Bürgermeisters

Andreae. Seit 1764 war Kleistenhof Eigentum meines Urgroßvaters.

In der letzten Woche des Mai war der Auszug, der nicht großer Vorbereitungen bedurfte, da außer Leib-, Bett- und Tischwäsche aller sonstiger Hausrat, sogar Silberzeug, im Kleistenhofschen Herrenhause reichlich vorhanden war. Großmama und die Tanten fuhren ein oder zwei Tage früher als Mama und wir Kinder aufs Gut. Solange wir im Familienhause wohnten, war uns Großmamas Equipage zur Disposition gestellt und gewöhnlich fuhren wir mit der großen Liniendroschke, vier Pferde langgespannt, mit dem Kutscher auf dem Bock und dem Vorreiter auf einem der Spitzpferde, über die Dünafloßbrücke, den Rankschen Damm, durch Hagensberg und „die Sunde", dann über den Lämmer- oder Kuckuksberg, durch Gravenhof nach dem lieben Kleistenhof. Der Fahrweg von Hagensberg über die „Sunde" ist schon seit Ende der dreißiger Jahre eingegangen, zerstört durch Eisgänge der Düna. Vor Schwartzenhof bog man rechts ab, fuhr bis zur kleinen Düna, um dann, links abbiegend, hart an ihrem Ufer, zwischen Fluß und Wiesen, durch „die Sunde" bis zum sogen. „Polkowoi Dwor" zu fahren; von dort ging es über den Lämmerberg, Gravenhof und gegen zwei Werst durch herrlichen Kleistenhofschen Kiefernhochwald auf der „Bullenschen Straße" weiter fort, bis jenseits des von der Straße quer durchschnittenen Wisentales der „Latschuppe", eines träge durch hübsche Heuschläge fließenden, mit Schwarzellern eingefaßten und überbrückten Nebenflüßchens des Happaxgrabens, eines Nebenflusses der Düna. Beide Höfe, der Herrenhof wie der Wirtschaftshof, liegen auf dem nach Norden und Westen sich sanft abdachenden Tannenberge. Am nördlichen Abhang desselben fließt der Happaxgraben, in der „Spilwe", einer viele Quadratwerst großen Marschwiese entspringend und sie orinokoartig durchströmend, so daß seine Mündung in die Düna nicht gar weit entfernt von seinen Quellen ist. Die Spilwe gehörte zum größten Teil zu Kleistenhof, dessen Grenze sich bis zur „Bolderaa" erstreckt. Kleistenhof, über 4000 Lofstellen an Gesamtareal, bestand damals aus ungefähr 1500 Lofstellen geschonten und geschlossenen Kiefernhochwaldes, 500 Lof-

stellen Sanddünen, 500 Lofstellen teilweise mit Ellern bestandenen Weidelandes, ca. 400 Lofstellen Garten- und Ackerland und über 1000 Lofstellen Marschwiesen. An dem Kulturlande, Garten, Acker und Wiese, hatte der Hof den Löwenanteil; etwas mehr als $^3/_8$ desselben wurde in sehr ungleichen Teilen von 11 Bauergesinden besetzt, von denen zwei, an der Düna und der Bolderaa belegen, sogen. „Fischerbauern" waren. Alle 11 Gesindeswirte waren aber von jeder Frohne befreit und leisteten der Gutsherrin eine nicht hochgegriffene, aus Geld und Naturallieferungen — Hühner, Enten, Gänse und Lachse — zusammengesetzte Jahrespacht. Die Wirte waren alle wohlhabend, drei von ihnen — Sarring Dumpe, Dubbelt und Mengelsohn-Rothenburg — nach damaligem Maße reich. In dem Herrenhofe stehen, rechts von der Einfahrt, das große, aus Brussen erbaute Herrenhaus, links die herrschaftliche Herberge mit dem Treibhause und der große Pferdestall mit dem Wagenhause. Auch diese Gebäude sind Holzbauten; die Herberge mit Dachpfannen, Stall und Wagenhaus mit Brettern gedeckt.

Das Herrenhaus, ein erhöhtes Parterre, hat ein holländisches, gebrochenes Dach, zwei halbe Endgiebel und Mansardenfenster.

Die herrschaftlichen Zimmer hatten Gipsdecken mit Stukkaturfriesen und waren mit Leinwand ausgeschlagen, die, offenbar in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, von einem nicht ungeschickten Maler mit Ölgemälden bemalt waren. Das Vorzimmer hatte Arabesken, Grau in Grau; das Gartenzimmer auf weißem Grunde Kornblumenkränze und Girlanden; der Saal zeigte auf den Wänden zwischen den Flügeltüren italienische Landschaften und über den Türen die vier Weltteile, Europa, Asien, Afrika und Amerika, in allegorischen Bildern. Die beiden Gastzimmer waren mit Frucht- und Blumenstücken bemalt, das Feld über der Tür des „weißen Zimmers" zeigte aber eine Ansicht der später vom Strom zerstörten linksseitigen Dammbauten der Düna. Wir Kinder aber liebten besonders die Tapete des Speisezimmers, denn auf dieser war, um das ganze Zimmer herumgehend, eine fürstliche Hirschjagd dargestellt. Die Herren Jäger in Perücken und großen Hüten, die Damen in Reitröcken und koketten Jagdhütchen, die jagenden Hunde,

der fliehende stolze Hirsch erregten immer wieder unser Interesse; wir konnten uns nicht satt sehen an ihnen. — Wie die Tapeten waren auch die Möbel altertümlich. An den Pfeilern zwischen den Fenstern im Saal hingen große venetianische Spiegel mit vergoldeten Rokokorahmen. Stühle und Sofa, aus dunklem Holz und Rokoko, waren mit schwarzem Saffian überzogen. Unter den Spiegeln standen L'hombretische. Besonders reizend war ein kleines, zweisitziges Sofa, geschnitzt und mit schwellenden Daunenpolstern. Im Gartenzimmer waren Sofa und gradlehnige Stühle aus leichtem Holz, weiß lackiert und auf dem weißen Grunde mit Kornblumengirlanden und Buketts geziert, überzogen mit rotem Saffian. An den Fensterpfeilern des Speisezimmers hingen holländische Spiegel, grün und rot lackiert, und unter denselben standen große holländische, ebenfalls grün und rot lackierte Klapptische, die als Eßtische dienten. Die Stühle im Speisezimmer waren echt holländische Strohstühle aus braun gebeiztem Holz. — Die Treppe im Vorzimmer führte in die Mansarden und Giebelstuben, von denen vier als Schlafzimmer benutzt wurden.

Ein deutscher Gärtner, Herr Peppel, ein Preuße, und ein Gartenjunge, Kruhming, besorgten den vortrefflichen Obst- und Gemüsegarten sowie die Blumenstöcke im Hof und im Garten musterhaft, so daß an Blumen, Obst und Gemüse reicher Überfluß vorhanden war.

Der Hofswald stand unter der Aufsicht eines Försters und wurde so sehr geschont, daß meine Großmutter das für Reparaturen an den Gebäuden und Zäunen nötige Bauholz, sowie das für die Küche nötige Brennholz in Riga kaufen und während des Winters anfahren ließ. Nur überständige Kiefern, oder von Stürmen gebrochene, wurden gefällt und den Bauern geschenkt. Bau- und Brennholz mußten die Bauern, nach damaliger livländischer Sitte, unentgeltlich bekommen; das Bauholz für die Gesinde kaufte meine Großmutter, das Brennholz für die Heizriegen und die Wohnhäuser erhielten die Gesindespächter und der Gutspächter in dem als Niederwald bewirtschafteten „Wieckenwalde" jährlich angewiesen. Die Gutsfelder, Wiesen und Weiden hatte meine Großmutter nach dem Tode ihres Mannes zwei Brüdern Dumpe, Georg und Andreas,

früheren Leibeigenen meines Großvaters, zu einem sehr billigen Preise verarrendiert. Die beiden Arrendatoren lebten mit ihrer fast hundertjährigen Mutter in der Pächterherberge im Wirtschaftshofe, der von dem herrschaftlichen Hofe durch einen festen, mit Ölfarbe gestrichenen Pfosten- und Lattenzaun abgetrennt war. Meine Großmutter sprach mit den Arrendatoren nur Deutsch und sprach diese nur per „Er" an. Georg Dumpe besorgte die äußere Wirtschaft, Andreas, der ausgelernter Bäcker war, die innere; jener war hager und stets in einem kurzen braunen Frack, grau-wadmal Weste, ebensolchen Kniehosen und hohen Fettstiefeln gekleidet und trug stets einen Zylinderfilzhut und in der rechten Hand an Stelle eines Stockes eine lange Harke; dieser war korpulent, sehr behäbig und war immer mit hellgrauem Wadmalrock, ebensolcher Weste, langen Hosen und Wichsstiefeln ausstaffiert; auf dem Kopf trug er eine weiße Mütze mit großem Schirm. Georg Dumpe war eine originelle Erscheinung, „ein Charakter", wie mein Vater sagte. Andreas war recht gewöhnlich, ein feister, gemütlicher „Moderkunks" (Viehpflegerinnenmann), wir Kinder mochten ihn aber mehr als den immer ernsten Bruder, denn er war freundlich zu uns und verstand wundervolle „gelbe Kringel" zum Annentage, dem Namenstage seiner alten Mutter, zu backen, von denen wir immer unser gut Teil abbekamen, wenn wir, von Susanne geführt, zur Gratulation bei „Madame Dumpen" erschienen. Außer der Geldsumme, ca. 1500 Rubel jährlich, hatten die Dumpes meiner Großmutter noch Gänse, eine gewisse Quantität an Milch und außerdem jeden Sonntag 5 Stof süßen Schmant und den ganzen Jahresbedarf an Heu, 240 Schiffpfund, zu liefern. Diese kolossale Menge Heu wurde natürlich nicht nur für die vier Stallpferde und die englische Kuh meiner Großmutter aufgebraucht, wohl aber mit Hilfe der fremden Pferde, die jeden Sonntag in Kleistenhof aus der herrschaftlichen Scheune mit Heu versorgt wurden. Am Sonntag hielt meine Großmutter auch in Kleistenhof offene Mittags- und Abendtafel für alle, die der guten Gesellschaft angehörten und in ihr Haus eingeführt waren. Um 1 Uhr erschienen alle diese Gäste in eigenen oder in Mietequipagen und oft waren 10—12 fremde herrschaftliche Pferde und wohl eben-

soviel „Fuhrmannspferde" für den Sonntag mit Heu zu versorgen. In den herrschaftlichen Stall wurden nur die fremden „eigenen" Pferde aufgenommen; die „Fuhrmannspferde" standen im „Abschauer"— einem bedachten, aber offenen Raum — im Wirtschaftshof.

Von den Sonntagsgästen bis 1830 erinnere ich mich nur lebhaft und ganz deutlich der Familie Klein. Herr Heinrich Klein, Beamter der Gouvernementsregierung und Sohn des bekannten Großkaufmanns, der im Beginn der zwanziger Jahre so traurig endete, sowie seine Schwester Fräulein Henriette waren Jugendfreunde meiner Tanten und meiner Mutter. Von beiden werde ich später noch zu erzählen haben. Herr Klein, Witwer seit 1821 — seine jung verstorbene Frau war eine geborene v. Jacobs, Tochter des sehr reichen Großkaufmanns Abraham v. Jacobs in Riga — hatte zwei Söhne, Heinrich und Emil[1]). Sie waren sehr vertraut mit meiner Kusine Charlotte Rennenkampff und sehr freundlich gegen uns Brackels. Mit Respekt schauten wir kleinen Jungen zu den 11- und 9-jährigen Protektoren empor, die am „großen Tisch", nicht am „Katzentisch" speisten und die — was uns besonders imponierte — nicht wie wir „russische Hemdchen" und „Schnürstiefel" anhatten, sondern Jacken mit mehreren Reihen blanker Metallknöpfe, lange Tuchhosen und „Schächten-Wichsstiefel".

III.

Im Frühling, im April und Mai, sowie im Frühherbst war damals die fashionable Rigaer Promenade „der Weidendamm". Wenn man die große Jakobstraße hinunterging längs dem „Paradeplatz" gegenüber dem Cummingschen und dem v. Groteschen Hause, bog die Straße im rechten Winkel nach Osten und führte längs dem „Zitadellgraben" zur ersten „Jakobsbrücke"; dann, wieder zweimal im rechten Winkel, durch ein Festungsvorwerk hindurch, zur zweiten, den äußeren Festungsgraben überspannenden Jakobsbrücke, um dann, zum drittenmal sich rechtwinklig biegend, das Glacis der Festung resp. der Zitadelle in der Richtung nach Osten zu durch-

[1]) Emil Klein, später Regierungsrat der livl. Gouv.-Regierung, gest. hochbetagt erst im J. 1909.

schneiden. Den Rand des Glacis umzog von dem Sandtorglacis an bis zum Ende des Zitadellenglacis ein mit je zwei Baumgängen eingefaßter Fahrweg. Wo dieser Fahrweg die nördliche Ecke des Zitadellenglacis erreichte, teilte er sich in zwei breite Fahrstraßen, eine nach Norden, die andere nach Nordwesten gehend. Der nach Norden gehende Weg war der „Weidendamm", so genannt, weil er sich längs der sich weit ausdehnenden Stadtweide hinzog. Rechts, durch einen tiefen Graben getrennt von dem Wege, lag die Weide; jenseits des linken Straßengrabens war die mit alten Roßkastanien beschattete Promenade, an der Landhäuser, Lustorte und Handelsgärtnereien lagen. Gleich beim Anfang des Weidendammes lag rechts, von ihm und der „Weidenstraße" begrenzt, der Bulmerincqsche Garten, ein sehr kleines Lustgehege, das zu allgemeinem Nutzen ein Herr Bulmerincq angelegt hatte. Links vom Fahrwege war an der Promenade das erste Haus die „Gradkesche Gelegenheit", eine Handelsgärtnerei mit ausgedehnten Gärten. Dann folgten die als Spielhölle berüchtigte Restauration „Krummholz", das Baron Tiesenhausensche Höfchen, die Handelsgärtnerei von Schlicht, das Bossesche Höfchen, der „Sommergarten", Lokal eines Sommerklubs der sogen. guten Gesellschaft, das Müllersche, das Gutzeitsche Höfchen und endlich schloß den I. Weidendamm die Gemüsegärtnerei von Kalenkow. Hier hörte die Promenade auf und der Fahrweg war links bis zur roten Düna hin nur von den an den Straßengraben stoßenden Gartenzäunen einer langen Reihe von „Höfchen", rechts von der Weide begrenzt.

Ein paar Wochen vor Weihnachten kam die Nachricht von der Rebellion der Polen und von dem Rückzuge der russischen Truppen aus Polen nach Litauen. Aber nicht allein der Bürgerkrieg drohte, sondern auch Pestilenz, denn in das östliche Rußland war, über Persien her, die asiatische Cholera — die gemeinen Leute nannten die Seuche „Cholêra" — eingedrungen und schritt stetig nach Westen fort. Um die Cholera kümmerten wir Kinder uns gar nicht, aber der Krieg mit den Polen war uns von großem, aber schmerzlichem Interesse, denn zwei uns liebe Personen waren als russische Offiziere der Mordgier der Polen ausgesetzt: unser Onkel Woldemar v. Brackel, der

jüngste Stiefbruder unsers Vaters und dann unser so sehr geliebter Konfektonkel Alexander v. Helmersen. Wir Kinder nahmen aus diesen rein persönlichen Gründen entschieden Partei gegen die Polen und freuten uns sehr, wenn wir alle Erwachsenen die Polen, freilich aus ganz anderen Gründen als wir, in den stärksten Ausdrücken ebenfalls verurteilen hörten. Im Januar 1831 war in den kleinen Teegesellschaften meiner Eltern viel von dem Polenkriege die Rede und ich erinnere mich deutlich, mit Genugtuung von einem der Besucher gehört zu haben: mit dem Polenaufstand werde es bald zu Ende sein, denn der Türkenbesieger Feldmarschall Graf Diebitsch-Sabalkansky werde die polnische Armee bald zu Paaren treiben, Warschau, den Herd der Revolution, einnehmen und die russische Herrschaft wieder aufrichten, fester als je. Dem Sprecher stimmten alle, Damen und Herren, zu und das Gespräch lief gewöhnlich aus in eine enthusiastische Lobpreisung des ritterlichen Kaisers Nikolai I. und des tapferen, unüberwindlichen russischen Heeres.

Im Beginn des Jahres 1831, Ende Januar und Anfang Februar, kamen aber an meinen Vater von einem Freunde, Herrn J. v. Stryk, der sich im Hauptquartier des Feldmarschalls Grafen Diebitsch als einer von dessen Sekretären aufhielt, Besorgnis erregende Nachrichten, die die Zuversicht der patriotischen Livländer und Rigenser auf schnelle Niederwerfung der Insurgenten sehr niederdrückten. Bald, bei Beginn des Frühlings, wurde der Bekanntenkreis meiner Eltern immer mehr durch schlimme Nachrichten vom Kriegsschauplatz her alarmiert und wir Kinder hörten Äußerungen, in welchen Furcht um die Sicherheit selbst Rigas zum Ausdruck gebracht wurde.

Auch die Cholera rückte immer näher heran. Briefe aus Tula von einer Stiefschwester meines Vaters, Natalie, die sich daselbst als Erzieherin in einer russischen Familie aufhielt, erzählten von der furchtbaren Seuche, und kamen an, von Nadelstichen durchbohrt und bräunlich angeräuchert, damit nicht durch dieselben das geheimnisvolle „Miasma" weiter getragen werde. — Die Stimmung der Erwachsenen wurde immer düsterer und mit Bangen sahen sie dem Frühsommer entgegen, der Stadt und Land zweifellos Krieg und

Pestilenz bringen würde. Um so lieber wurde die in nächster Zukunft drohende Gefahr vergessen gemacht durch gesellschaftliche Zerstreuungen, und Kindtaufen und Hochzeiten wurden festlicher als je begangen.

In dieser Zeit gastierte auch Fräulein Karoline Bauer einigemal an unserm Theater und machte bei uns Visite, da sie meinem Vater durch Crelinger empfohlen war. Sie ging nach Petersburg, wo sie an der deutschen Hofbühne engagiert wurde.

Der polnische Aufstand wuchs im Frühling, trotz der Schlachten von Grochow und Ostrolenka, beides Pyrrhussiegen der Russen, und verbreitete sich auch über Litauen, wo ein Insurgentenkorps die Südgrenze Kurlands und in zweiter Linie selbst Livland bedrohte. Die Lage des russischen Heeres wurde noch mißlicher durch den Ausbruch der Cholera, die die Truppen dezimierte und demoralisierte. Auch der Feldmarschall Diebitsch erkrankte, wie man erzählte, an der Seuche, ebenso etwas später der Großfürst Konstantin, der sich nach Witebsk zurückgezogen hatte. Das Herannahen beider Übel bewog die meisten Familien des Adels, die sonst den Sommer auf ihren Landgütern zu verbringen pflegten, den des Jahres 1831 in Riga zu verleben, einmal weil bei möglicher Erkrankung schnelle ärztliche Hilfe nur in der Stadt herbeigeschafft werden konnte, und dann, weil nur die „unüberwindliche" Festung Riga die gewisse Sicherheit gegen die polnischen Insurgenten bot. So blieben denn auch meine Großmutter und wir und mein Onkel Otto Vegesack mit seiner Familie für den Sommer in der Stadt oder wenigstens im nächsten Bereiche der Kanonen der Festung, denn Onkel Otto hatte ein geräumiges Landhaus auf dem III. Weidendamm, mit großem Garten, das Drachenhauersche Höfchen, gemietet und bezog dasselbe mit Kind und Kegel schon in der zweiten Hälfte des April. Die Eindrücke, die ich während dieses Sommers von den Vorkommnissen in der Stadt empfing, waren übermächtig.

Gingen wir am Vormittag mit der alten Susanne in den Wöhrmannschen Garten, der damals kaum ein Viertel des jetzigen umfaßte und nur einen kleinen runden, von einer Säulenhalle umgebenen Pavillon besaß, wo Speisen und Getränke verabfolgt wurden,

so fiel uns schon in der Stadt auf, daß alle Herren, ja selbst Knaben, Tabak rauchten. Die Ärzte fuhren durch die Straßen, aus langen Pfeifen rauchend; viele Herren rauchten Zigarren, die meisten aber Kalkpfeifen. Das Rauchen auf den Straßen war früher und auch später streng verboten, jetzt aber nicht nur erlaubt, sondern obrigkeitlich angeraten worden, als sicheres Mittel, sich gegen die Einwirkung des giftigen Choleramiasmas zu schützen. An den Straßenecken und beim Eingang des Wöhrmannschen Gartens standen „fliegende Tabakshändler", die Zigarren, Tabak, Kalkpfeifen und Zündschwamm feilhielten, denn der Tabak wurde damals ausschließlich mit Feuerstein, Stahl und Schwamm in Brand gesetzt. Alles rauchte, und ich erinnere mich deutlich, im Wöhrmannschen Garten kleine Jungen von 10—11 Jahren gesehen zu haben, die ernst und wichtig ihre Kalkpfeifen schmauchten. Die Damen hielten sich vor Mund und Nase in Essenzen getauchte Schnupftücher, um nicht auf den Straßen die vergiftete Luft unmittelbar einzuatmen. Die Cholera war eben auch schon in Riga aufgetreten, und zwar bösartig, so daß viele Menschenleben ihr zum Opfer fielen. Eine strenge Diät war von den Ärzten vorgeschrieben, namentlich waren alle Lebensmittel verboten, die den Magen zu sehr abkühlen konnten, ebenso alle Säuren, denn der abgekühlte und mit überschüssiger Säure versehene Magen sollte dem Miasma die Vergiftung des Organismus erleichtern. So waren denn alle rohen Früchte, besonders Gurken, Melonen und Wassermelonen, aber auch ebenso saure Milch und Knappkäse streng von der Tafel ausgeschlossen. Auch frisches Gemüse erschien verdächtig, und so bestanden denn die Mahlzeiten fast nur aus Bouillon, Milchspeisen und aus gekochtem oder gebratenem Fleisch. Kaffee und Tee waren nicht allein gestattet, sondern deren häufiger Genuß von den Ärzten angeraten. Am meisten zu leiden von der Epidemie hatten die niederen Volksklassen, besonders die in der Mehrzahl aus Russen bestehende Bevölkerung der „Moskauschen Vorstadt"; aber auch aus den höheren Ständen fielen viele Personen der Seuche zum Opfer. So verlor ein lieber Freund meiner Eltern und seit kurzem unser Hausarzt, der Dr. med. Ludwig Dyrsen, seine junge Frau Betty, geb. v. Bulmerincq, an der Cholera.

Während die furchtbare Seuche in der Stadt wütete, wurde ihre Sicherheit auch von außen bedroht. Das Insurgentenkorps hatte Angriffe auf die Südgrenze Kurlands gemacht, hatte die Grenzstadt Polangen eingenommen und, wenn auch aus diesem Orte durch die vereinte „Grenzwache" vertrieben, doch, sich durch Zulauf aus Litauen verstärkend, eine Kurland und Riga bedrohende Stellung eingenommen. Der Generalgouverneur von Liv-, Est- und Kurland und Kriegsgouverneur von Riga, Generalleutnant Magnus Baron Pahlen, der Nachfolger des Marquis Paulucci, zog daher mit allen in Riga befindlichen Truppen, ca. 6—7000 Mann Infanterie und Artillerie, denen sich als Kavallerie die Grenzwache und das Korps der berittenen kurländischen Kronsbuschwächter unter dem Kommando des Oberforstmeisters Baron Manteuffel-Katzdangen und seines Gehilfen Baron Offenberg-Stroken anschlossen, dem Insurgentenkorps nach Litauen entgegen. — Riga war nun ganz entblößt von Truppen, bis auf einige Artilleristen und Ingenieure; so übernahm denn die Bürgerschaft die Bewachung und Verteidigung der Stadt unter dem Oberkommando des Festungskommandanten Generalleutnant Baron Driesen, einem Veteranen aus den Kriegen gegen Napoleon I. In diesem Kriege hatte Driesen ein Bein verloren, ging aber auf seinem Stelzfuß mit Hilfe eines Krückstockes rüstig umher und fehlte auf keiner Parade. Die Bürgergarde zu Pferde, die „blaue Garde", bezog die Hauptwachen an den Toren und beim Schloß; den Wachtpostendienst auf den Wällen versah die Bürgergarde zu Fuß, die ihre Bewaffnung, Flinte und Seitengewehr, aus dem Stadtarsenal am Jakobsplatz, wo jetzt das Zollpackhaus steht, erhielt. Wir Kinder machten große Augen, als wir unsern Nachbar, Lackierer Nagler, die Wache auf unserm „Wall", bei den drei Kanonen, beziehen sahen. Wir bewunderten seine Waffen, die er uns freundlich wies, und fanden diesen Kriegsdienst höchst gemütlich, als wir gegen 12 Uhr mittags die Frau Meisterin Nagler mit ihren Kindern auf der Bastion im Schatten der Pappeln sich im Grase lagern und mit der Schildwache, nachdem diese Flinte und Seitengewehr abgelegt hatte, das Mittagsmahl gemächlich einnehmen sahen.

Dem Generalgouverneur Pahlen gelang es bekanntlich, jede Kriegsgefahr von Kurland und Riga abzuwenden, und so hörte gegen Ende des Sommers dieses Kriegsspiel der Rigaer Bürgerschaft auf, aber immerhin hatten wir Kinder durch viele Wochen hindurch das Vergnügen, unsere Nachbarn Nagler und Schultz abwechselnd auf dem Wall Schildwache stehen zu sehen. Wir waren eben viel auf dem Wall, denn in unserm Quartier mußte Ruhe sein, weil am 22. Juni, am „Krautabend", mein Lieblingsbruder Gregor das Licht der Welt erblickte. — Der „Krautabend" — ein Kräuter- und Blumenjahrmarkt — wurde in diesem Jahre nicht am Dünakai, wie früher und später, abgehalten, sondern auf dem Heumarkt, zwischen dem Wöhrmannschen Garten und der „Großen Straße" einerseits, und dem Festungsglacis und der Elisabethstraße anderseits belegen. Auf diesem Platz wurden auch die Bretterbuden für Kunstreiter, Seiltänzer und Menagerien errichtet, wenn diese ihren zeitweiligen Aufenthalt in Riga nahmen. Warum der Krautabend seinen altgewohnten Platz verlassen gemußt, war nicht ganz klar, denn daß die Polenfurcht daran schuld gewesen, wie einige Personen meinten, ist doch kaum anzunehmen. Freilich spukte es in den Köpfen der Rigenser von polnischen Emissären und heimischen Verdächtigen, die den Polen von den Kirchtürmen Signale geben sollten. Selbst eine Dame, die Baronin Kloppmann, wurde für einen verkleideten polnischen Agenten gehalten, als sie den Petrikirchturm besteigen wollte; sie wurde arretiert und vor den Kommandanten Baron Driesen geführt, der sie, die ihm bekannt war, mit großen Entschuldigungen natürlich sofort in Freiheit setzte. Auch an der Cholera sollten die Polen schuld haben; sie hätten die Brunnen und kleinen Flüsse vergiftet, sagten die gewöhnlichen Leute, und darum erkrankten alle, die von deren Wasser tränken.

In unserm Hause kam kein Cholerafall vor, was die Erwachsenen der strengen Einhaltung der von den Ärzten vorgeschriebenen Diät zuschrieben; wir Kinder aber blieben frisch und gesund, trotzdem wir fast täglich arg gegen die verordnete Diät sündigten.

In diesem ereignisreichen Sommer trat auch eine entscheidende Veränderung unseres häuslichen Lebens ein; meine Eltern konnten

endlich ihren sehnlichsten Wunsch, sich ein selbständiges Heimwesen zu gründen, verwirklichen. Ende Juli verließen meine Eltern und wir das liebe, alte Familienhaus und bezogen ein Quartier in der Beletage des Eckhauses an der Wall- und großen Malerstraße, das einem Herrn Grimm gehörte.

IV.

Die städtische Kalkstraße führte vom Rathaus zur ersten „Sandpforte". Rechts von dieser lag eine Hauptwache, mit der Front zur Kalkstraße, von der sich rechts die Wallstraße abzweigte. An der linken Seite lagen, bis zur Bastion, die von der Straße durch eine mit einem Tor versehene Mauer abgetrennt war, große Kasernen, die von den Garnisonssoldaten bewohnt wurden. Am Ende der den Bastionsplatz abschließenden Mauer erhoben sich Speicher, deren untere Räume als Wagenremisen dienten. Dem Bastionstor gegenüber zweigte sich von der Wallstraße die große Malerstraße ab, deren linkes Eckhaus mit dem Eingang von der Wallstraße eben das Grimmsche Haus war, in dessen Beletage wir Ende Juli 1831 einzogen. Auf dem vollkommen abgeschlossenen, mit einigen großen Pappeln bepflanzten Bastionsplatz gegenüber unserm Hause, auf den wir von unsern Fenstern sehen konnten, standen ein Paar Reihen Trockenrahmen, die von Webern und Färbern zum Trocknen ihrer Tuche benutzt wurden. Den fleißigen Handwerkern bei ihrer Arbeit aus unsern Fenstern zuzuschauen, machte uns Kindern sehr viel Vergnügen. Das unserm Hause gegenüberliegende Eckhaus mit großem Hof und Nebengebäuden an der großen Malerstraße gehörte einem Knochenhauermeister Weschke, der seine Schlächterei ebendaselbst betrieb.

Die Einweihung unsres neuen Heims geschah durch die Ende August stattfindende Taufe unsers Bruders. Um 1 Uhr versammelte sich bei uns eine Gesellschaft von gegen 60 Personen, Damen und Herren. Die Diener meiner Großmutter warteten auf; es wurde Schokolade und dazu Biskuit und Gelbkringel gereicht, was uns Kindern sehr behagte. Endlich — gegen ½2 Uhr — erschien Oberpastor Grave von der St. Jakobikirche mit dem Küster. Der Pastor

trank erst Schokolade — und stellte sich dann vor den Pfeilertisch, auf den der Küster eine silberne Schale mit Wasser gesetzt hatte. Nun trug die Hebamme, Frau Großmann, den Täufling in den Saal und legte ihn in die Arme seines Taufpaten, des Herrn Staatsrats v. Doppelmayr. Grave soll eine sehr schöne Rede gehalten haben; wir Kinder aber fanden sie sehr lang und langweilig und freuten uns, als sie zu Ende war, denn nun präsentierten die Diener Wein und Konfekt. Während Pastor Grave sich mit meinem Vater angelegentlich unterhielt, gingen die Gäste, Damen und Herren, nach einander zum Tauftisch und legten jeder einen harten Silberrubel darauf, viele außerdem noch einen halben Rubel in das Taufbecken. Zuletzt legte Herr v. Doppelmayr, der Taufpate, einen Dukaten auf den Tisch, auf dem auch Pastor Graves große, schwarzseidene Handschuhe lagen, und löste dann meinen Vater bei Pastor Grave ab. Mein Vater sammelte nun das Geld auf dem Tisch und füllte damit die Handschuhe des Pastors; das Geld im Taufbecken war für den Küster. Auf diese Weise wurden Pastor und Küster von den Gästen honoriert, der Vater des Täuflings zahlte nichts. Die Taufgesellschaften waren daher, so lange diese Sitte der Honorierung des Pastors seitens der Gäste dauerte, immer sehr zahlreich und wurden stets splendid bewirtet.

Mitte Dezember reiste mein Vater nach Walk zu seinem alten, hochverehrten Onkel, dem Präsidenten Baron Gotthardt Budberg, dessen Frau, eine leibliche Schwester meiner Großmutter Brackel, Eleonore geb. Gräfin Igelström war. Mein Vater blieb bis in den Januar 1832 in Walk und so wurde die Weihnachtsfeier bis zu seiner Rückkunft verschoben. Am Weihnachtsabend aber sollten wir drei älteren Kinder doch ein Vergnügen haben, so schickte uns denn unsre gute Mutter gegen 5 Uhr mit der Wärterin Annchen zu den „Weihnachtsbuden". Meine Schwester Antonie, 8 Jahr, und mein Bruder Woldemar, beinahe 7 Jahr alt, gingen, Hand in Hand, voran; die Wärterin Annchen folgte mit mir, mich an der Hand führend. Es war Schlittenbahn und fror leicht, wir Kinder waren also warm gekleidet und hatten an den Füßen sog. „Bärenfüße", dicke, von innen zottige, wollene Socken mit Filzsohlen, die über die ledernen Schnür-

stiefel gezogen wurden. Schön war diese Fußbekleidung nicht, aber praktisch. — Ich war zum ersten Mal so spät am Abend auf der Straße und die Dunkelheit in unsrer Straße war mir nicht sehr anheimelnd, denn in den Nebenstraßen waren nur an den Straßenecken Laternen, die nicht weit leuchteten, denn 10 Schritt davon herrschte Dunkelheit. Die Laternen wiesen wohl den Weg, erleuchteten ihn aber nicht.

Besser wurde es, als wir in die Kalkstraße kamen, denn dort hingen alle 30 Schritt auf beiden Seitenstraßen Laternen, und so herrschte denn hier nicht egyptische Finsternis, sondern trauliche Dämmerung. Durch die Kalkstraße ging es zum Rathausplatz, auf dem der Weihnachtsmarkt abgehalten wurde. Damals wurde er am 10. Dezember „eingeläutet" und am 10. Januar des folgenden Jahres „ausgeläutet", er dauerte also einen Monat. Auf dem Platz zwischen Rathaus und Schwarzhäupterhaus, auf dem auch die „große Wage" stand, erhob sich am 10. Dezember eine Stadt von Bretterbuden, in deren Gassen das staunende und kaufende Publikum sich ungestört ergehen konnte, da jeder Equipagen- und Lastfuhrwerkverkehr für die ganze Jahrmarktszeit daselbst untersagt war. In diese Budenstadt traten wir Kinder voll Entzücken, denn sie erschien uns feenhaft. In jeder Bude, die größtenteils mit Kinderspielzeug gefüllt waren, brannten in Laternen zwei oder vier Talglichte, deren Licht von den blanken Metallsachen, namentlich in den Buden der „Blechenschläger" und der „Zinngießer", hell zurückgestrahlt wurde. Wir staunten die Pracht dieser Buden an, aber auch die Konditorbuden und die der Pfefferkuchenhändler übten einen magischen Reiz auf uns aus. Die liebe, gute Mama hatte jedem von uns zwei Mark = 6 Kop. mitgegeben, damit wir uns etwas kaufen könnten. Ich gab meinen ganzen Reichtum hin für eine Pfefferkuchengruppe, — Adam und Eva im Paradiese. Mitte der Gruppe war der Apfelbaum, um dessen Stamm sich die teilweise vergoldete Schlange wand; rechts und links vom Baume standen Adam und Eva in Paradiesestracht. Gegen 6 Uhr kehrten wir, überglücklich, nach Hause zurück.

Ich erzählte eben, meine Mutter hätte jedem von uns drei Kindern zwei „Mark" gegeben, und da erscheint es angemessen,

einige Erläuterungen über den Münzverkehr der dreißiger Jahre in Riga und Lettland zu geben. Die Behörden und der Großhandel rechneten nach Rubel, Silber- und Bankorubel; das Publikum und der Kleinhandel aber nach altlivländischer und nach polnischer Münze. Der Taler Alberts war freilich schon aus dem Verkehr verschwunden, aber seine Teile nicht, denn das Ort = 30 Kop. kursierte noch immer. Das Ort hatte 10 Mark und eine Mark zwei Ferdinge. Neben diesen livländisch-schwedischen Münzen beherrschten den Verkehr polnische, der Gulden, Zlot = 5 Mark = ½ Ort. Der polnische Gulden hatte 30 Groschen, und es gab silberne, schwachgeprägte, 5-, 10- und 15-Groschenstücke. Diese letzteren wurden „Fünfer" genannt, weil sie genau den Wert von fünf Ferdingen hatten. Diese genannten Münzen beherrschten als „Kleingeld" vollkommen den Verkehr, und nach ihnen, nicht nach Kopeken, wurde im täglichen Verkehr in den Buden und auf dem Markte gerechnet, von Deutschen, Letten und selbst von den damals nicht zahlreichen Russen.

Das russische Kleingeld, 5, 10, 20 und 25-Kopekenstücke, war fast gar nicht zu sehen, wohl aber neben den livländischen kupfernen Ferding- und Markstücken polnische silberne Fünf-, Zwei- und Einguldenstücke = 25, 10 und 5 livl. Kupfermark. Von russischem Silbergelde kursierten nur der Rubel und Halbrubel. Die Hauptgeldmünze war der „holländische Dukaten", mit wechselndem Kurse; nebenher kamen noch vor russische Halbimperiale und russische Dukaten, mit festem Kurse. Die Banknoten kursierten nur unter den Russen der Moskauschen Vorstadt. Dem deutsch-livländischen Gelde standen im Verkehr zur Seite deutsch-livländische Gewichts-, Flächen-, Längen- und Hohlmaße. Die russischen Maße und Gewichte waren absolut nicht im Gebrauch, ja der Mehrzahl der Livländer und Rigenser unbekannt. Im Großhandel waren das alte Schiffpfund = 20 Liespfund = 400 Pf. rigisch, im Kleinhandel das Liespfund, das Pfund, das Quentchen und das Lot rigisch gebräuchlich. Das Baumaß war der rheinländische Fuß = 12 Zoll und 8 Linien; 6 Fuß rheinländisch waren gleich einem Faden. Im Manufakturhandel wurde nach rigischen Ellen, ca. $1^3/_4$ Fuß rheinländisch, gemessen. Eine viertel Elle wurde ein Quartier genannt. Die Basis des Flächenmaßes war

die „schwedische Elle", gleich 2 Fuß englisch. Zehntausend schwedische Quadratellen waren gleich einer „Lofstelle". Die Lofstelle wurde auch in 25 Kappen geteilt. Der Getreidegroßhandel rechnete nach Lasten. Eine Last Roggen war gleich 45 Lof; eine Last Weizen oder Gerste gleich 48 Lof; eine Last Erbsen, Hafer oder Malz gleich 60 Lof. Ein Lof hatte 54 Stof, ca. 60 Liter. Die Flüssigkeitsmaße waren: die Tonne von 120 Stof, das Stof und das Quartier gleich ¼ Stof.

Wenn befreundete Hausfrauen sich bei meiner Mutter zusammenfanden und bei einer Tasse Kaffee Wirtschaftsangelegenheiten besprachen, hörte man von Ort, Fünfmark, Fünfern, Mark und Ferdingen, von Liespfund, Pfund und Lot, von Stof und Quartier, und wenn von Eiern, kleineren Fischen oder Krebsen die Rede war, von „Schock" und „Band" reden. Eier wurden nach Schock = 60 Stück, Strömlinge, Brätlinge, Butten und Krebse nach Band = 30 Stück gekauft. Eigentümlich war der Eierhandel nach Fünfern = 5 Ferdingen. „Liebe Brackeln", fragte Madame Hay, „haben Sie vor kurzem Eier gekauft, und wie teuer?" — „Ja, liebe Hayen, meine Lisette hat recht gut gekauft bei der jetzt herrschenden Teuerung; für den ersten Fünfer 10, für den zweiten Fünfer 11 Eier." — 21 Eier für 15 Kopeken war also 1831 kein ganz billiger Einkauf. — Die Preise der andern Lebensmittel waren ähnlich niedrig, namentlich war das Brot um die Hälfte billiger als jetzt. So war es denn möglich, daß eine Familie wie die unsre mit einer Jahreseinnahme von gegen 1500 Rbl. S., wenn auch einfach, so doch ganz gut leben und dabei noch echt livländische Gastfreiheit ausüben konnte.

Wir hatten häufig Teebesuche von Mitgliedern des Adels, wie die Großtante Generalin Baronin Meyendorff, Baronin Budberg, von den Fölkersahms, Rennenkampff aus Helmet und andern; aber noch häufiger besuchten uns Gelehrte und Künstler, Musiker und Schauspieler. Zu den ersteren gehörten Dr. L. Dyrsen[1]) und seine Schwestern, unser Vetter Dr. August v. Sivers[2]) und der Ober-

[1]) Ludwig D., geb. 1797. Stud. in Dorpat 1814—1815. Arzt und Medizinalinspektor in Riga. Gest. 1835.

[2]) Geb. 1797. Stud. in Dorpat Medizin 1815—1818. Arzt in Riga 1827—1839. Dann Gutsbesitzer in Livland (Alt-Kusthof, Randen). Gest. 1868.

lehrer der griechischen Sprache am Gymnasium Dr. A. Sverdsjö[1]; zu den letzteren die Kapellmeister L. Ohmann[2] und Joseph Geißler[3] und die Schauspieler Moller[4] (Heldenspieler), Joh. Ohmann[5] (Väter) und vor allen der jugendliche Held und Liebhaber unsers Theaters, Herr Karl Müller[6] und dessen Frau, damals die einzige Schauspielerin, die in unserm Hause bekannt war.

Als mein Vater im Januar 1832 aus Walk heimkehrte, brachte er seine jüngste Schwester Elise, ein junges Mädchen von 19 Jahren, als neue Hausgenossin mit. Um meiner Mutter das Leben zu erleichtern, nahm sie ihr die Beaufsichtigung der älteren Kinder ab, überwachte unsre Spiele in und außer dem Hause, denn so bald es warm geworden war, ging die Tante täglich am Vormittag mit uns in den Wöhrmannschen Garten, der jetzt bis zur Elisabethstraße erweitert worden war und ein zweites, größeres Restaurations-

---

[1]) Alexander S., geb. 1803. Stud. in Dorpat 1821—24. Lehrer in Reval und Riga. Gest. 1841.

[2]) Ludwig Ohmann, geb. 1775 in Hamburg, wurde 1795 Konzertmeister in Reval, ging 1797 nach Wien ans Hoftheater und kam 1801 als Sänger (Bassist) und Schauspieler (erste Väter) nach Riga; 1809 ging er wieder nach Reval, um 1820 als Musikdirektor wiederum nach Riga zurückberufen zu werden; 1829 wurde er Kantor der Stadtkirchen und starb Sept. 1833.

[3]) Joseph Geißler, vorher in Danzig und Königsberg, war 1831—1834 erster Bassist am Rigaschen Theater, ging dann nach Bremen, um 1845 nach Riga zurückzukehren und hier bis 1858 als Musiklehrer zu wirken.

[4]) Karl Moller, vom Königsberger Theater, war 1830—1835 in Riga als Helden- und Charakterdarsteller engagiert. Später Regisseur in Reval.

[5]) Johann Georg Ohmann, Bruder von Ludwig O., geb. 1786, begann seine Laufbahn in Reval. 1818 wird er in Reval für seriöse und humoristische Väterrollen engagiert nnd leitet 1820—1827 selbständig das Theater. Nachdem er dann mit wenig Glück das deutsche Theater in Moskau geleitet hatte, ist er in der ersten Hälfte der 30er Jahre wieder in Riga; auch Holtei engagierte ihn aufs neue; bis 1844 ist er hier als Lustspielregisseur tätig gewesen, bis 1851 als Inspektor; dann wurde er pensioniert. Er ist der erste, dem der von Holtei begründete Theaterpensionsfond zugute kam. Gest. 1853 zu Riga.

[6]) Karl Adolf Müller, geb. 1805 in Berlin, war 1832—1835 in Riga erster Held und Liebhaber, ging dann nach Petersburg und 1847 wieder nach Deutschland, wo er 1849—1880 an der Mannheimer Bühne angestellt war. Gest. 1882 in Mannheim.

gebäude, den vorderen Teil des jetzigen, erhalten hatte. Gleich hinter diesem neuen Gebäude zog sich ein fester Zaun von der Elisabethstraße bis zur Fahrstraße längs dem Festungsglacis. An diesem Zaun war ein kleines Häuschen mit einer Freitreppe zum Garten hin, erbaut worden, worin einige Sommer hindurch die Familie des Pächters der Restaurationen im Wöhrmannschen Garten, des Herr Konditors J. R. Caviezel, lebte.

Im Frühling, im Mai und Juni, gingen wir auch am Nachmittag in den Wöhrmannschen Garten, wohin uns unser Vater nach 4 Uhr folgte, weil er dann sicher war, die meisten bekannten Herren dort zu treffen. Man aß eben recht früh zu Mittag; die Bürger um 12 Uhr, die Mehrzahl der Literaten, der Kaufleute und des Adels um 2, und nur die sehr Vornehmen, oder solche, die das sein wollten, sowie die englischen Kaufleute speisten um 3 Uhr. So versammelte sich denn bei schönem Wetter an den Frühlings- und Herbstnachmittagen die gute Gesellschaft im Wöhrmannschen Garten. Die Mütter und erwachsenen Töchter saßen, alle mit Strickzeugen emsig beschäftigt, auf den Bänken im Garten; die Kinder trieben allerhand Spiele auf den Wegen und Plätzen, von ebenfalls strickenden Wärterinnen beaufsichtigt, und die Papas, die erwachsenen Söhne und die alten unverheirateten Onkel saßen in Gruppen in den Säulenhallen des kleinen und großen Pavillons an kleinen Tischen und tranken Wein, Glühwein oder Grog — Bier wurde von den Herren der guten Gesellschaft gar nicht getrunken und daher damals im Wöhrmannschen Garten auch nicht verschänkt — und rauchten dazu Kalkpfeifen oder Zigarren. Man hörte nur deutsch sprechen, auch von den paar Russen, die in die gute Gesellschaft aufgenommen worden waren, wie von den zahlreichen Engländern, die in Riga als Kaufleute und Techniker lebten. Politische Gespräche wurden nicht geführt; man unterhielt sich über Handelsinteressen, vorzugsweise aber über Kunst, Literatur und über das Theater. Höchst selten sah man die Damen im Garten etwas genießen, und geschah das einmal, so war sicher einer der unverheirateten Herren der Gastgeber, denn die damaligen Hausfrauen waren zu sparsam, um sich und den Kindern in dem „teuren" Wöhrmannschen Garten etwas

geben zu lassen. Wurde man durstig, so trank man Wasser; das kostete nichts.

Wir sollten für Tante Elise bald einen Ersatz, wenn auch nur für kurze Zeit, erhalten. Im Januar 1833 gastierte am Rigaschen Theater, dessen Direktion noch immer in den Händen der Frau v. Tschernewsky lag, die Hofschauspielerin an der deutschen kaiserlichen Hofbühne zu St. Petersburg, Frl. Karoline Bauer. Sie und ihre sie stets begleitende Mutter, eine schöne Matrone von vornehmem Äußern und feinsten Manieren — Witwe eines 1809 in der Schlacht von Wagram, am Tage der Geburt seiner Tochter Karoline gefallenen badischen Majors Bauer — waren meinem Vater von seinem Onkel v. Helmersen in Petersburg überaus warm empfohlen. Mutter und Tochter wurden von meinen Eltern herzlich aufgenommen und eroberten im Sturme die Herzen aller Mitglieder unsrer Familie. Es verging kein Tag, wo die „Tanten Bauer" nicht bei uns einsprachen, wenn auch nur auf ein halbes Stündchen. Die Begeisterung des Rigaer Publikums für die Bauer stieg mit jeder Rolle, die sie gab, obgleich sie eigentlich nur zwei gute Partner hatte, den jugendlichen Helden und ersten Liebhaber, Herrn Karl Müller, den späteren kaiserl. russischen Hofschauspieler, und den Charakterdarsteller Wohlbrück. — Karoline Bauer kehrte nach ein paar Wochen nach Petersburg zurück, blieb aber von diesem Jahre an in steter brieflicher Verbindung mit meinem Vater.

Das Jahr 1834 war sowohl für unsre Familie als auch für Stadt und Land reich an bemerkenswerten Vorkommnissen. Die gute Gesellschaft, der Adel, die Geistlichkeit und die höhere Bürgerschaft ging fast ganz auf in Interessen für Literatur und Kunst, die Politik zog sie fast gar nicht an. Ich erinnere mich nicht, von der Julirevolution reden gehört zu haben, wohl aber eingehend und längere Zeit von dem Tode Goethes. Die polnische Revolution war allerdings viel besprochen worden, weil sie die Sicherheit der Heimat bedrohte und weil sie gegen das hochverehrte Kaiserhaus gerichtet war und als frevelhafter Treubruch gegen den ritterlichen Kaiser verabscheut wurde. Denn die Treue gegen den Kaiser war der springende Punkt in dem politischen Leben Liv-, Est- und Kurlands, die ihre deutsche

Natur auch hierin offenbarten. Und diese Treue und Liebe war gegenseitig, denn auch Kaiser Nikolai liebte und bevorzugte die „akuraten" Deutschen. — Das Interesse für Literatur und Kunst fand in Riga seinen Hauptausdruck in der Pflege des Theaters, in dem oft extravaganten Enthusiasmus für hervorragende Schauspieler und Schauspielerinnen. Ein besonderer Liebling des Rigaer Publikums war die damalige kaiserliche Hofschauspielerin Fräulein Karoline Bauer. Sie war, wie ich schon erzählte, im Jahre vorher in Riga gewesen und hatte überaus großen Erfolg gehabt; als sie aber im Januar 1834, auf ihrer Rückkehr aus St. Petersburg nach Deutschland, mehrere Wochen in Riga und Mitau sich aufhielt und wiederholt in verschiedenen ihrer Glanzrollen — Suschen in „Der Bräutigam aus Mexiko" von H. Clauren, Käthchen in „Käthchen von Heilbronn" von H. v. Kleist — auftrat, steigerte sich der Enthusiasmus bis zum Wahnsinn. Eine liebreizende Erscheinung, entflammte sie die Herzen der jüngeren Männer, und einer derselben, Herr Reimers, ein reicher Kaufmann in Riga, ging in seiner Verzückung so weit, daß er das Waschwasser der Künstlerin trank, und als die Bauer ein Lavement gebraucht hatte, die Spritzenkanüle für teures Geld kaufte und sich aus ihr — eine Zigarrenspitze machen ließ. Diese Karikatur des Enthusiasmus wurde aber durch echten, sich in edler Weise der Künstlerin würdig dokumentierenden wett gemacht.

Die Bauer, der sich alle Salons der Aristokratie und des Patriziats öffneten, war natürlich bei uns wieder wie Kind im Hause. Zwischen ihrer Mutter und meinen Eltern hatte sich ein innig freundschaftliches Verhältnis gebildet, und die reizende junge Künstlerin selbst wurde der verzogene Liebling der ganzen Familie. Zu ihrem Benefiz in Riga, am 20. Januar 1834, gab Fräulein Bauer das Käthchen in „Käthchen von Heilbronn", und dazu hatte sie sich eine ganze Rangloge für meine Mutter und uns Kinder ausbedungen, und wir erlebten dort einen Sturm des Enthusiasmus, wie ich ihn später in Riga nicht mehr habe vorkommen sehen. Das Publikum tobte vor Lust, Wonne und Entzücken. In der Schlußszene, wo Käthchen, herrlich geschmückt, als Braut des Grafen Wetter von Strahl erscheint, wurde die Bauer mit einem aus dem ersten Rang geworfenen

Lorbeerkranz gekrönt, dem ein Schauer von weißen Blättern hinein in den Zuschauerraum, hinauf auf die Bühne folgte. Der Darsteller des Grafen Wetter von Strahl, Herr K. Müller, nahm eines der Blätter und deklamierte danach folgendes Gedicht:

An Karoline Bauer.

Dich küßte an des Lebens Schwelle
Der Anmut zauberischer Geist;
Und wie die gaukelnde Libelle
Des Tages Schönheit uns verheißt,
Umspielte dich mit leichten Schwingen
Die Freude und der milde Schmerz,
Belohnt vom lieblichen Gelingen,
Von dir zu bannen jeden Schmerz.

Und mit den Genien im Bunde
Naht dir die Kunst mit hellem Blick
Und gibt dir von dem Höchsten Kunde
Und deutet sinnig dein Geschick;
Und wie dein Haupt der Kranz umschlungen,
Den sie nur unverwelklich flicht,
Hat heil'ge Glut dein Herz durchdrungen,
Erhellt den Pfad dir Himmelslicht.

Dem Erdenstaub uns zu entheben,
Ward uns die Kunst herabgesandt,
Nicht schmückt sie bloß dies arme Leben,
Sie trägt uns auch ins schön're Land,
Wo keine Gunst das Auge blendet,
Nur dem Verdienst die Krone lohnt,
Nicht blind das Glück die Gaben spendet,
Gerechter Nachruhm richtend thront.

Was dir Natur so reich gewährte
Als Angebinde seltner Gunst,
Und was zu höherem verklärte, —
Die nimmer du entweiht, — die Kunst;
Das sichert in des Nachruhms Hallen
Dir freudige Erinnerung,
Denn Anmut muß und darf gefallen,
Und Wahrheit bleibt ja ewig jung.

Der Dichter dieses Liedes, das von dem Kapellmeister Joseph Geißler einige Tage später in Musik gesetzt wurde, war mein Vater.

V.

Im Januar 1834, nachdem mein ältester Bruder Woldemar Schüler der Bornhauptschen Schule geworden, begann mein Vater mich zu unterrichten. Ich hatte bis zum Sommer eine Stunde täglich, von 8—9 Uhr morgens, und zwar in jeder Woche zwei Stunden Katechismus und biblische Geschichte, eine Stunde Rechnen und drei Stunden Geographie. Im Herbste wurden die sechs wöchentlichen Stunden auf zwölf vermehrt und der Geschichtsunterricht, verbunden mit dem der politischen Geographie, nahm von diesen zwölf Lehrstunden gerade die Hälfte in Anspruch. Die übrigbleibenden 6 Stunden wöchentlich waren gleich verteilt auf Religion — lutherischen Katechismus und biblische Geschichte, Rechnen und deutsche Sprache und Literatur der neueren Zeit von Klopstock bis zu den Romantikern, denen mein Vater als Dichter auch angehörte.

Im November 1834 hatten wir, Antonie und ich, eine Woche Ferien, denn mein Vater war durch Hastarbeiten für die Gouvernements-Regierung zeitweilig zu sehr in Anspruch genommen und in den späteren Stunden des Tages kam er nicht zum Arbeiten, denn diese waren in Anspruch genommen durch Teilnahme an offiziellen Akten, herbeigeführt durch die zeitweilige Anwesenheit des Kaisers Nikolai I., seiner Gemahlin, des Großfürsten Thronfolger, späteren Kaisers Alexander II., sowie der Großfürstin Maria, nachherigen Herzogin von Leuchtenberg, in Riga. — Couren, Diners und Bälle folgten aufeinander, denen mein Vater in seiner doppelten Eigenschaft als livländischer Edelmann und kaiserlicher Beamter beizuwohnen hatte.

In der Stadt herrschte der größte, aufrichtigste Enthusiasmus; wo sich der Kaiser sehen ließ, jubelte ihm alles, Vornehme und Geringe, Hurrah und Hoch rufend, entgegen. Das war kein befohlener Jubel, sondern ein spontaner, aus dem Herzen dringender, denn der Kaiser wurde in Wahrheit von den Liv-, Est- und Kurländern verehrt und geliebt. Es wurde erzählt, wie freundlich er die Bitte einer Frau P., die um Milderung des Urteils für ihren wegen Zolldefraudationen in Untersuchung stehenden Mann gebeten hatte, gewährt, und wie er, beim Besuch der Kantonistenschule in der Zita-

delle, mit den in dieser Anstalt verpflegten Soldatenkindern humorvoll gescherzt hatte. Solche Züge reiner Menschlichkeit rührten die Bewohner Rigas und fachten die Begeisterung für den Kaiser zu immer neuer Glut an. Auch meine Brüder und ich teilten diese Begeisterung der Erwachsenen für den Kaiser, und wenn wir mit Flinte, Säbel und Trommel im Zimmer umhermarschierten, dann sangen wir zur Melodie des Dessauer Marsches:

Die Trommel ruft,
Trompete klingt,
Wir ziehen fort zum Streite,
Wo uns Kaiser Nikolai (statt „König Friedrich")
Den Sieg verspricht! usw. usw.

Auch von dem Thronfolger wurden hübsche Anekdoten kolportiert. So wurde erzählt, er hänge seinem Erzieher, dem General Merder, mit kindlicher, rührender Liebe an, und habe, als Merder im vorigen Jahre eine Badereise nach Deutschland unternommen, während dessen Abwesenheit, jeden Tag, morgens und abends, das Bild desselben zärtlich geküßt. — Am 22. November sollte großer Ball im Ritterhause sein, dessen Besuch der Kaiser für sich, die Kaiserin und die Großfürstin Maria, huldvoll den Repräsentanten des livländischen Adels zugesagt hatte. Der Thronfolger verließ schon vor dem Balle Riga. — Als eine höchst wichtige Sache wurde dieser Ball in den Adelskreisen besprochen und wie schon einige Tage vorher die beiden Landräte v. Transehe und v. Grote, die die kaiserliche Familie bei deren Auffahrt zum Ritterhause empfangen sollten, sich einübten, mit silbernen Armleuchtern in den Händen, die Paradetreppe, rückwärts gehend, hinaufzusteigen. — Von dem Ball im Ritterhause kann ich natürlich nichts erzählen, als daß er glänzend verlaufen und Kaiser, Kaiserin und die blutjunge Großfürstin höchst huldvoll gewesen seien und sich mit den Damen und Herren des Adels vorzugsweise deutsch, dazwischen auch französisch unterhalten, russisch aber gar nicht gesprochen hätten; wohl aber kann ich von der großen Truppen-Revue, die der Kaiser auf dem Marsfelde, der „großen Esplanade" außerhalb der Festung, zwischen dem Glacis und der Elisabethstraße abhielt, als Augenzeuge berichten.

An einem grauen, feuchten, aber nicht kalten Novembervormittage gingen wir vier älteren Kinder mit unserer Mutter aus der Stadt, um das militärische Schauspiel anzusehen, geleitet und beschützt von einem Polizei-Wachtmeister, dank der Vorsorge des Polizeimeisters Oberst v. Wakulsky, eines früheren Kollegen meines Vaters aus Pauluccis Zeiten. — Die Generalität hielt zu Pferde kaum zehn Schritt von uns, in voller Paradeuniform, in weißen Lederhosen und hohen, blank gewichsten Stulpstiefeln; auf den Köpfen hatten die Generale quergesetzte dreieckige hohe Filzhüte mit wallenden Büschen aus weißen, gelben und schwarzen Federn. Viele der Generale waren uns bekannt, so der Kommandant Baron Driesen, der Divisionsgeneral v. Manderstiern, der General v. Brevern und andere; in dieser Gruppe wurde deutsch gesprochen.

Bald kam der Kaiser herangesprengt mit seiner Suite, auf einem englischen Fuchspferde mit gestutztem Schweife reitend. Übrigens waren die Pferde sämtlicher Generale so „englisiert", weil eine solche Verstümmelung des Pferdeschweifes vorgeschrieben war. — Die Regimenter standen in langen Kolonnen mit großen Zwischenräumen, in die jetzt der Kaiser, nur begleitet von sechs Mann seiner muselmännischen Leibwache in tscherkessischer Kleidung, in schneller Gangart hineinritt. Er durchjagte alle die Zwischenräume zwischen den zahlreichen Kolonnen, mit ohrbetäubendem Zuruf von den Soldaten begrüßt und hielt dann an der Spitze der Generalität, etwa 15 Schritt von meinem Standorte. — Der Kaiser Nikolai, damals in der Vollkraft seiner Jahre, war ein bildschöner Mann, hoch von Wuchs, mit klassischen, edlen Zügen, die aber immer einen ernsten, fast strengen Ausdruck zeigten. Sämtliche Regimenter defilierten mit klingendem Spiel im Parademarsch beim Kaiser vorbei, und damit endete denn auch die Revue. — Der Kaiser, begleitet vom Generalgouverneur Baron Pahlen und den anderen Generalen, ritt mit seiner Suite zum Schlosse zurück, und das Volk verlief sich rasch.

Von diesem Jahre an lernte ich Riga in den späteren Abendstunden und die Schwierigkeit der Straßenpassage bei schmutzigem, nassem Wetter kennen, denn ich wurde von nun an mit meinen beiden älteren Geschwistern zu den Teebesuchen, die meine Eltern in den

Wochentagen bei befreundeten Familien machten, mitgenommen. — Die Straßenbeleuchtung war, wie ich schon erzählte, recht schwach; stand aber Mondschein im Kalender, so ließen die sparsamen Väter der Stadt die Laternen gar nicht anzünden. Das fanden aber die meisten Rigenser ganz in der Ordnung und leuchteten sich entweder selbst mit kleinen Handlaternen oder ließen sich große Laternen von Dienern oder Hausknechten vortragen. Und das war sehr nötig, denn im Frühling und Herbst, auch im Winter bei weichem Wetter waren auf den Straßen große Kotlachen, aus denen nur die großen Mittelsteine der Straße und, quer gegen diese gestellt, alle zwanzig Schritt Reihen großer Steine von einem Rinnstein zum andern hervorragten. Trottoire gab es nicht überall, so war es denn nicht leicht, einen Gang durch die Straßen zu machen, ohne besudelte Fußbekleidung zu bekommen. Galoschen von Leder trugen wohl einige Herren, die Damen und Kinder aber hatten „Randstiefel" an, Schnürstiefel aus Kalbsleder mit dicken Sohlen. Gingen die Damen zum Besuch, so hatten sie ihre seidenen Schuhe mit Kreuzbändern im „Strickbeutel", um die Fußbekleidung bei den „Fremden" wechseln zu können. Gab es leichten Frost, der die Straßen trocknete, so drohte dennoch bei herrschender Dunkelheit die Gefahr der „Polizeihaufen". So wurden von den Rigensern die auf Anordnung der Polizei von den Arrestanten zusammengekehrten Kothaufen genannt, die, namentlich in den Seitengassen, oft monatelang liegen blieben, vom Frost oder der Trockenheit mit einer dünnen Kruste überzogen wurden, die selbst unter leichtem Tritt zusammenbrach und jeden sofort bis an die Knie in halbflüssigen Kot versinken ließ. Infolge dieser eigentümlichen Straßenbereinigung erfüllte, ausgenommen im Winter bei strengem Frost, die Straßen Rigas ein widriger Geruch nach Mist und Moder.

Im März 1835 gastierte das berühmte Künstlerpaar Haizinger[1]) von der Mannheimer Hofbühne an unserm Theater; der Mann

[1]) Anton Haizinger, geb. 1796, gest. 1869 in Wien, war großherzogl. badischer Kammersänger. — Seine Gattin Amalie, geb. Morstadt (geb. 1800), gehörte seit 1846 zum Hofburgtheater in Wien; ihr Fach war das der tragischen und Lustspiel-Liebhaberinnen, später das der komischen Mütter. Gest. 1884 zu

ein Tenor von europäischem Rufe, die Frau als Sängerin und Schauspielerin in Deutschland berühmt. Amalie Neumann — so hieß sie als Mädchen[1]) — war die berühmteste Darstellerin der Luise in dem Singspiel von Holtei „Die Wiener in Berlin". Empfohlen von Hitzig in Berlin, wurde sie auch bekannt mit meinem väterlichen Hause. Ihnen zu Ehren sollte bei uns eine Teegesellschaft sein, und mein Vater ging um ½10 Uhr morgens zu den Haizingers in das Hotel London und nahm mich mit, damit ich meiner Mutter sofort Bescheid bringen könne, ob die Gäste am Abend bei uns erscheinen würden, ob nicht. — Haizinger und Frau fanden wir in Morgentoilette. Als sie zum Abend bei uns zugesagt hatten, empfahl sich mein Vater, weil er zur Behörde mußte, ließ mich aber, auf Bitten der Madame Haizinger, bei dem liebenswürdigen Künstlerpaar zurück, das sich und mich damit amüsierte, mit mir dreistimmig verschiedene mir bekannte Lieder zu singen, wobei ich den Sopran, Madame Haizinger aber den Alt sang. Als wir eben „Freut euch des Lebens" intonierten, kamen zwei Verehrer der Künstler, der Weinhändler Herr G. A. Schweinfurth und der stets für das „Ewig-Weibliche" schwärmende Herr A. Reimers — Karoline-Bauerschen Angedenkens — zum Besuch. Bald wurde ein Frühstück mit Champagner serviert, an dem auch ich teilnahm, und endlich wurde ich, etwas stark angeheitert, von dem Künstlerpaar, beschenkt mit mehr als einem Dutzend Messinaapfelsinen in einem großen Papierbeutel, mit Liebkosungen entlassen. Ich hatte nicht weit nach Hause und schritt, etwas benebelt vom ungewohnten Champagner, meinen Weg entlang, begleitet von einigen Straßenjungen, die mich um Apfelsinen baten.

Damals und später, bis in die 50er Jahre, gab es in Riga noch eine regelrechte, deutsche Straßenjungenschaft, die sich größtenteils aus den deutschen Handwerkerlehrlingen und aus den Schülern der städtischen Elementarschulen rekrutierte; ein großes Kontingent zu dieser die Straßen belebenden Genossenschaft stellten aber auch die unteren Klassen der Kreisschule, der Domschule und des Gymnasiums.

Wien. Sie gastierte im April 1835 an 12 Abenden in Riga, wo sie auch zusammen mit ihrem Manne ein Konzert im Schwarzhäupterhause gab.

[1]) Das war vielmehr der Name ihres ersten Gatten.

Der Rigaer Straßenjunge konnte es, was den Witz betrifft, mit seinem Berliner Kollegen nicht aufnehmen, wohl aber kam er diesem gleich in Frechheit und Schabernackspielen. Ein Hauptvergnügen dieser edlen Zunft war, lettischen und litauischen Bauernfuhrenzügen, die Flachs oder Leinsaat zur Stadt brachten und, unbekannt mit dem Wohnort des „Bauerhändlers", an den sie adressiert waren, den Weg in eine Sackgasse zu weisen, in der sich die Fuhren natürlich bald festfuhren. Zog an den großen Kronsfeiertagen die Bürgergarde hoch zu Roß, mit vier blasenden Trompetern und dem Herrn Rittmeister voran, durch die Straßen der Stadt zur Wachtparade, dann liefen die Straßenjungen in hellen Haufen neben und hinter den Reitern her und sangen, die Trompeten übertönend, zu großem Gaudium des Publikums:

„Trenk, trenk — Trenk, trenk
Drei Häring' für'ne Mark!"

Der Rigaer Straßenjunge ist jetzt ausgestorben und mit ihm der Straßenhumor.

Mitte August 1835 zogen wir in das Sturmsche Haus in der großen Schloßstraße, das jetzt dem russischen Konsistorium gehört. Wir hatten früher nur in kleinen, stillen Nebenstraßen gewohnt, jetzt zogen wir in die vornehmste Straße der inneren Stadt, die, zwar nicht so belebt wie die städtische Kalkstraße oder die Kaufstraße, doch immerhin durch die Nähe des Schlosses und durch das in ihr befindliche Zollhaus — das damals ein Schild hatte mit der dreisprachigen Aufschrift: „Таможня, Zollhaus, Custumhouse" — in der Woche, wie an Sonn- und Feiertagen, genug regen Verkehr bot.

Meine Mutter war mit dem neuen Quartier sehr zufrieden, noch zufriedener aber wir Kinder, da uns unsere lieben Kinderspielplätze der „Wall" und das Gärtchen vor Großmamas Hause nun wieder leicht erreichbar waren. Und dann das Leben auf der Straße, besonders an den hohen Kronsfeiertagen! Da zog erst, vor Beginn der Kirche, die von uns bewunderte Bürgergarde an unserm Hause vorüber, und nach der Kirche der schier endlose Equipagenzug zum Schlosse hin, zur großen Cour beim Generalgouverneur. Tiefen Eindruck machte auf uns die Auffahrt des Rates der Stadt, ein langer

Zug von stattlichen Equipagen. Voran der viersitzige, geschlossene Wagen der vier Bürgermeister, mit den gemalten Stadtwappen auf den Schlägen und den silbergetriebenen auf den Bockdecken, mit galonniertem Kutscher und zwei in blaue Uniform gekleideten Ministerialen mit dreieckigen Hüten hinten auf und bespannt mit zwei großen, reichgeschirrten braunen holsteiner Pferden. Diesem Wagen folgte ein ähnlicher viersitziger, ebenfalls mit zwei braunen, aber weniger reichgeschirrten Pferden bespannt, in dem die vier ältesten Ratsherren zur Cour fuhren, und dann noch eine Reihe von sechs Kaleschen, je mit zwei schwarzen Pferden bespannt. In derselben Ordnung kehrten nach einer Stunde diese Equipagen wieder vom Schlosse zurück.

VI.

Im Januar 1836 trat ich in die dritte Klasse der Bornhaupt-Buchholtzschen Schule ein. Die Schule war sehr besucht; in der Tertia allein waren gegen dreißig Schüler, die mir fast alle unbekannt waren. Mein Bruder und mein Vetter Karl Vegesack waren im Dezember 1835 nach Sekunda versetzt worden. Gar weit hatten wir es nicht bis zur Schule, denn diese befand sich im ersten Stock des jetzigen v. Magnusschen, damaligen Langeschen Hauses[1]), wir, mein Bruder Woldemar und ich, brauchten also höchstens fünf Minuten zu gehen. Vier Straßen kamen an der Ecke des Schulhauses zusammen: die große Schloßstraße, die große Jakobstraße, die große Sandstraße und die Scheunenstraße; der Eingang war von der Sandstraße. Die ganze große Beletage war von der Schule, fünf Klassen- und einem Lehrerzimmer, eingenommen und das Parterre des Hauses bewohnte seit 1837 der eine der Schuldirektoren, Dr. Bornhaupt[2]), während der andre Direktor Dr. Buchholtz[3]), im Aschemorschen Hause

[1]) Da, wo jetzt das Haus der Versicherungsgesellschaft „Rossija" steht.

[2]) Karl Friedr. B., geb. 1802. Stud. in Dorpat Theol. 1821—1824. Begründete 1828 seine Privatanstalt, die 1862 in die Vorschule des Polytechnikums umgewandelt wurde und unter seiner Leitung bis 1881 bestand. Gest. 1889.

[3]) Dr. August B., geb. 1803. Stud. in Dorpat Theol. 1821—1824. Seit 1834 Mitdirektor der Bornhauptschen Schule, 1848—65 Leiter einer eigenen Anstalt. Präsident der Altertumsgesellschaft. Gest. 1875.

in der Schulenstraße, hinter dem Gymnasium, sein Domizil hatte und mehrere Etagen des Hauses mit seinen zahlreichen Pensionären — zu Zeiten gegen fünfzig — und ein paar Sprach- und Musiklehrern bewohnte. Die große Wirtschaft leitete seine Schwester Charlotte, von den Pensionären familiär „die alte Lotte" genannt. — Der Schulunterricht begann gleich nach 8 Uhr morgens, nachdem alle Klassen gemeinschaftlich eine Andacht mit Choralgesang, den der Singlehrer, Organist Bergner, von der Petrikirche auf dem Klavier begleitete, abgehalten hatten. Um 1 Uhr wurde die Schule geschlossen, begann aber wieder, mit Ausnahme der Mittwoche und Sonnabende, um 3 Uhr und dauerte bis 6 Uhr nachmittags. In den dunkeln Winternachmittagen wurden die Schulräume durch Talglichte, zwei für jeden Schultisch und zwei für das Katheder, erleuchtet; in der Tertia brannten gegen 16 Talglichte und erhellten das Zimmer so ziemlich.

Den Unterricht erteilten die beiden Direktoren, die Oberlehrer des Gymnasiums und einige wissenschaftliche und Sprachlehrer. Aus der Prima mit einem guten Zeugnis entlassen, traten die Schüler, nach einem der Formalität wegen abgehaltenen Examen, in die Sekunda des Gymnasiums; die Examinatoren waren dieselben Oberlehrer, die den Unterricht in den alten Sprachen, in der Mathematik und Geschichte sowie in der russischen Sprache, Geschichte und Literatur in der Bornhauptschen Schule erteilt und bei Aufstellung des Zeugnisses für die Versetzung des betreffenden Schülers in die Sekunda des Gymnasiums gestimmt hatten. Die andern Privatschulen Rigas, die Käverlingsche, die Aßmussche und die Comprechtsche brachten ihre Schüler nur bis zur Tertia des Gymnasiums, und wurden, hauptsächlich aus diesem Grunde, vom Adel, der reichen Kaufmannschaft und den Gelehrten weniger geschätzt als die Bornhaupt-Buchholtzsche. Noch ein Grund der größeren Frequenz dieser Schule war, daß neben der gelehrten Prima eine Realprima bestand, in der die Knaben zu Kaufleuten und Technikern herangebildet wurden.

Die Gymnasialoberlehrer unterrichteten in der Prima und Sekunda, während den Unterricht in Quarta und Tertia außer den Direktoren die wissenschaftlichen Lehrer, Sprach-, Zeichen- und

Schreiblehrer erteilten. — Der Direktor Buchholtz gab Unterricht in der Religion, Geschichte, Geographie, im Latein und im Rechnen in Quarta und Tertia, während Dr. Bornhaupt diese Lehrgegenstände in der Sekunda und in der Realklasse, in Prima aber deutsche Literaturgeschichte, deutsche Sprache, Poesie und Metrik und Religion vortrug. Naturgeschichte wurde nur in Tertia, Sekunda und in der Realklasse von Dr. Bornhaupt vorgetragen. Die niederen Hilfslehrer waren: Zimmermann, später Oberlehrer der Geschichte am Mitauer Gymnasium; die französischen Lehrer Vignez und Pettavel; die russischen Neshenzow und Oserow; der Schreiblehrer Feldmann und der Zeichenlehrer für alle Klassen, Langwitz. Der Unterricht im Griechischen begann in Sekunda und wurde bis 1839 von Dr. A. Sverdsjö, später von Oberlehrer A. Krannhals gegeben. In Prima wurde der Unterricht in den Sprachen und der Mathematik und Physik nur von Oberlehrern des Gymnasiums erteilt, und zwar: Latein von Dr. Krohl und Oberlehrer Kühn; Griechisch von Oberlehrer Krannhals; Russisch von Oberlehrer Tichomandritzky, später Schafranow; Mathematik von Dr. Deeters und Physik von Oberlehrer Kühn. Die Winter- und Sommerferien waren kurz zugemessen; den 22. Dezember war das öffentliche Schlußexamen, und am 7. oder 8. Januar begann die Schule schon wieder. Die Sommerferien dauerten vom 23. Juni bis zum 7. oder 8. August; zu Ostern wurden anderthalb Wochen, zu Pfingsten drei Tage gefeiert; aber außerdem gab es eine Menge „Kronsfeiertage", die durch Schulschluß gefeiert werden mußten.

Das damalige Schulhaus hat sich darin verändert, daß im Parterre Laden eingerichtet sind, viel mehr hat sich aber die Physiognomie der angrenzenden Straßen verändert. An Stelle der Börse waren die in den oberen Etagen zu einem Hause vereinigten drei Panderschen Häuser mit zwei Fronten, zur Jakobs- und zur großen Schloßstraße hin, deren Hinterhaus mit Stall und Remise an der kleinen Schloßstraße lag. Im selben Jahre, da ich zur Schule kam, wurde im Parterre dieser Häuser eben die dritte große Buchhandlung Rigas, die Götschelsche, neu etabliert, in nächster Nähe der ältesten, vormals Hartknochschen, dann Hartmannschen und endlich Frantzen-

schen Buchhandlung, die im Parterre des Eckhauses an der großen Sandstraße und Jakobsstraße, gerade gegenüber unsrer Schule, ihr Lokal hatte. Die dritte, zweitälteste der Rigaer Buchhandlungen, die von J. Deubner, befand sich im Parterre des Hauses an der Ecke der Neu- und Kramerstraße, gegenüber dem „Domesgang". — Auch die Konditorei von J. R. Caviezel[1]) sah anders aus als jetzt; sie bestand nur aus einem großen Eckzimmer zur großen Schloßstraße hin, und erst Ende der dreißiger Jahre kam dazu, links von dem Entree, eine „Damenseite", ein kleines, schmales Zimmer, in dem der Konfektladen war und wo die Damen zuweilen Schokolade tranken und Eis aßen. Rechts war das Frühstückslokal für Herren, wo Kuchen, Butterbröte, Pasteten, Bouillon usw., aber keine warmen Speisen zu haben waren; eine Restauration existierte eben gar nicht in diesem Lokal zur Zeit Caviezels.

Zwischen den Schuldirektoren und den Schülern sowie deren Eltern bestand ein freundschaftliches Verhältnis; Familienfeste machten die Herren Doktoren immer mit, und ihre Geburtstage, namentlich der des Dr. Buchholtz, wurden solenn gefeiert. Die Schule war für den Tag geschlossen, aber schon gegen 7 Uhr morgens versammelten sich sämtliche Schüler im Buchholtzschen Pensionsquartier, um mit Choralgesang, oft auch mit einer vom Organisten Bergner komponierten Cantate, das Geburtstagskind zu erwecken und ihm die oft kostbaren Geschenke der einzelnen Klassen zu überreichen. Alle Gratulanten wurden mit Kaffee und Gelbkringel bewirtet und mit einer Einladung zum Abend beehrt. Im Laufe des Tages gratulierten die Eltern der Schüler und die Lehrer und wurden ebenfalls zum Tee und Abendessen invitiert, was Dr. Buchholtz, ohne Verschwender zu sein, tun konnte, da ihm zu diesem Abendfeste Wein, Bier, Zigarren und Viktualien von den wohlhabenderen Familien seiner Schüler in überaus reichlicher Menge ins Haus geschickt wurden. Der Geburtstag fiel auf den 15. Februar und daher oft in die Fastnachtszeit; da spielten denn bei der Bewirtung die „Stopfkuchen", die spezifisch Rigische Fastnachtsleckerei, eine große Rolle. Auch erschienen wir Schuljungen zum Abend maskiert, frei-

[1]) Jetzt Kroepsch.

lich höchst einfach, und tanzten bei Klaviermusik fröhlich mit den kleinen Schwestern unserer Kameraden. Das Souper, bestehend aus Bouillon, Butterbrot und Kuchen, nahmen die Kinder stehenden Fußes ein; die Erwachsenen soupierten an gedeckten Tischen.

Die meisten Lehrstunden waren den alten Sprachen — in der Realprima den neuen — sowie der Geschichte, Literaturgeschichte und Geographie zugeteilt; Mathematik und Russisch wurden auch recht fleißig getrieben; der Unterricht im Französischen und Englischen war dagegen, was die Anzahl der ihm gewidmeten Wochenstunden betrifft, stiefmütterlich behandelt, ausgenommen in der Realprima. — Die Schule besaß ganz vortreffliche große Wandkarten von allen fünf Weltteilen, eine Menge Bilder, ethnographischen, zoologischen und botanischen Inhalts, sowie ein gutes, recht vollständiges physikalisches Kabinet, so daß den Schülern Gestalt und Leben unserer Erde gut zur Anschauung gebracht werden konnte. Für den Singunterricht war gut gesorgt, denn in der Person des Herrn Organisten Bergner hatten wir einen vortrefflichen Gesanglehrer, der uns Knaben zu behandeln verstand, so daß wir den mehrstimmigen Gesang spielend erlernten und bald als Chorsänger in der Kirche gebraucht werden konnten. Wir Brackels hatten alle ein sehr gutes Gehör und starkes musikalisches Gedächtnis und wurden bald die Lieblingsschüler Bergners und die Solisten der Schule, d. h. meine drei jüngeren Brüder und ich.

VII.

Für ganz Riga war, trotz des Kalenderfrühlings, der eigentliche Schluß des langen, oft strengen Winters, der Eisgang der Düna, dessen Herannahen, trotz jährlichen Wiederkehrens, immer von Alt und Jung mit Spannung erwartet wurde. Und das war begreiflich, denn die Eisgänge verliefen nicht so ruhig wie jetzt, sondern brachten der Umgebung der Stadt fast immer Überschwemmung und Demolierung einzelner Wohnstätten auf den Hölmern des Flusses und auf den angrenzenden Niederungen, bedrohte aber auch, wenn Eisstauungen eintraten, selbst die Sicherheit der von Wällen und Mauern umfriedigten eigentlichen Stadt.

Sobald der Eisgang in vollem Gange war, machten die Rigenser von einer alten Gerechtsame Gebrauch; sie promenierten auf dem Walle rund um die Stadt herum in dichtgedrängten Scharen. Meine Eltern und wir Kinder übten auch in jedem Jahre dieses Eisgangsrecht aus. Von der Bastion bei Großmamas Hause begannen wir den Umgang auf dem Walle, erst in Begleitung der Tanten und näherer Bekannten, eine große Gesellschaft bildend. Wir gingen zurück zur Karlspforte hin, vom hohen Wall auf die mit Eisschollen angefüllte Düna und über sie weg auf die weithin überschwemmten Niederungen schauend. Am Wall und auf mehreren Bastionen waren damals einige im Privatbesitze befindliche Gärten, so bei dem Dyrsenschen Hause, dann auf der Bastion vor dem Buhseschen Immobil, und auf der vor dem Palais, der Kreisschule, vor dem Pfabschen Hause, und endlich auf der hohen Bastion bei der Karlspforte, zu dem damaligen von Blankenhagenschen Hause, dem jetzigen Postgebäude gehörig. Zwischen der Schwimm- und Karlspforte erhob sich hart am Wall, über ihn weit hinaussehend, eine mächtige, mehrere Stockwerk hohe Windmühle, die einzige innerhalb der Stadt befindliche; außer ihr war noch in der Malerstraße eine der Krone gehörende Tretmühle. — Von der Bastion am Karlstore sah man in den Winterhafen mit der großen Schleuse zur Düna hin; der Kanal, der den Winterhafen mit dem Strome verband, war von einer breiten, aus zwei Klappen bestehenden Zugbrücke überbrückt. Jenseits des Winterhafens befand sich ein sehr großes, vorgeschobenes Werk, in dem sich das Schaffot, „die Kake" vom Volke genannt, und eine überlebensgroße, buntbemalte Holzstatue des heiligen Christophoros unter einem Holzdache befand. Das vorgeschobene Werk war zur Vorstadt hin von einem tiefen Graben umgeben, zu dem ein gewölbtes Tor und über den eine Holzbrücke führte. Eine ebensolche Brücke führte vom inneren Tore zum vorgeschobenen Werke.

Weiterhin nach Osten und Nordosten, bis zur Bastion gegenüber der Malerstraße, war der Wall kasemattiert und diente als Gefängnis für Arrestanten, die bei den Festungsarbeiten beschäftigt wurden. In langen Zügen zogen diese Sträflinge mit Ketten-

geklirr durch die Straßen, in graues Tuch gekleidet; auf dem Rücken der grauen Jacken war ein viereckiges Stück Tuch von schwarzer Farbe eingeheftet, die Arrestanten hatten schirmlose graue Tuchmützen und ihr Kopfhaar, wie auch der Bart war geschoren oder rasiert. Die Sträflinge boten selbstgefertigtes Kinderspielzeug — Wagen, Schlitten, Armbruste, Schaufeln und Harken — zum Kauf an, und meine Brüder und ich haben manche Ragge, manche Armbrust von den armen Sündern für wenig Geld erstanden. Mitten durch die Kasematten führte ein gewölbtes Tor zu einer Brücke über den Festungsgraben. Dieses Tor wurde das „Rosentor" genannt, hat aber diesen Namen durchaus nicht von der alten, berühmten freiherrlichen Familie derer v. Rosen, sondern vielmehr davon, daß durch dieses Tor sich allnächtlich die langen Züge der Vereinigungswagen hinaus auf den „Griesenberg" bewegten, geführt größtenteils von preußischen Bauern, die im Solde des Rigaschen Scharfrichters standen, dem von altersher das Recht und die Pflicht zu dieser Vereinigung Rigas zustanden. Diese „Kämmerchenführer", wie die Gesellschaft sie nannte, hießen beim Volke „die Christians", und galten für nicht „ehrlich" d. h. für ehrlos. Der Scharfrichter war ehrlich, nicht aber seine Henkersknechte, zu denen eben die „Christians" gerechnet wurden. Die Scharfrichterei gehörte einer Familie Stoff; das Haus befand sich am Ende der Brauerstraße und grenzte an die Kasernenstraße.

Über das gewölbte erste Sandtor hinweg führte dann die Wallpromenade vorbei bei dem v. Huyckelhovenschen, später Dr. Bornhauptschen Immobil und den großen Kasernen der Garnisonssoldaten, dann bei den Wallgärten des Wolffschen und des Cummingschen Hauses und längs der von Groteschen Besitzlichkeit zum Jakobstore, von dem eine Brücke zu einem vorliegenden Vorwerke führte. Hier mündete der Stadt-Festungsgraben in den der Zitadelle, der durch eine Schleuse mit der Düna verbunden war. Bei der Jakobspforte endete für die meisten Rigenser die Wallpromenade während des Eisganges, denn nur einzelnen Familien, zu denen auch die unsere gehörte, war es, durch ihre intimen Beziehungen zu dem Kommandanten, gestattet, auch die Zitadellwälle zu betreten. Auch in der

Zitadelle waren die meisten Bastionen in Gärten umgewandelt, deren Nutznießer der Kommandant, der Chef der Festungsingenieure und der Platzmajor waren. Der größte dieser Bastionsgärten zur Stadt hin, gegenüber dem Schlosse, flankiert von der Düna, hatte ein mit der Front zur Düna hin belegenes, geräumiges Sommerhaus, das der jeweilige Kommandant während der warmen Jahreszeit mit seiner Familie bewohnte. Eine saalartige, verdeckte Veranda gewährte einen prachtvollen Ausblick auf den Strom und die Vororte Rigas am jenseitigen Ufer.

Am 22. Juni wurde die Schule geschlossen und wurden die großen Halbjahrszensuren erteilt. Gegen fünf Uhr führte uns dann Papa auf den Dünamarkt. Schon unterwegs begegneten uns lettische Bauerweiber in blauen Tuchmiedern und kurzen buntgestreiften Röcken, mit Pasteln (Bundschuhen) an den Füßen und großen Eichenlaubkränzen auf dem Kopfe, etwas angeheitert, mit lauter Stimme ihr Johannislied: „Lihgo Jahnit, Pappa Jahnit, lihgo, lihgo" — singend. Aber wie lieblich verändert fanden wir das Aussehen des sonst schmutzigen und übelriechenden Marktplatzes außerhalb der Schaalpforte. Gleich von der Pforte an waren die Standplätze der feineren Gärtner, die in langer Reihe bis fast zur Sünderpforte die schönsten Blumen, in Töpfen, Buketten, Kränzen und Girlanden und verschiedene Früchte, so namentlich Erdbeeren in Töpfen und Kirschbäumchen mit reifen Früchten in Kübeln feilboten. Längs dem Bollwerk des Stromes waren von der Neupforte bis jenseits der Floßbrücke dichtgedrängt die Kräuterfrauen postiert, die alle möglichen wohlriechenden Kräuter, Kamillen, Lippstock, Krausemünze, Zitronenmelisse usw. in großen Haufen vor sich liegen hatten. Dazwischen saßen die Verkäuferinnen von Feld-, Wald- und Wiesenblumen, von Vergißmeinnichtkränzen und Nachtviolensträußen — wohin man sah, schimmerten Grün, Rot und Blau; dann gab es weiter Verkaufsstellen von Hauskronen aus Grünwerk und von niedlichen, aus Binsenmark angefertigten Körbchen und Helmen und ganze Wagenladungen von Eichenlaubkränzen. Um alle diese Blumen- und Kräuterschaustellungen drängte sich eine fröhliche, kränzegeschmückte, oft in lauten Jubel und Gesang ausbrechende Menge,

die fast nur aus Deutschen und Letten und den fremdländischen Matrosen der im Strom ankernden Handelsschiffe bestand. Die Schiffe lagen alle, der Länge nach, längs dem Bollwerk und den beiden Seiten der Floßbrücke vor Anker, waren zugänglich auf Balken- und Bretterstegen und waren die Sammelpunkte der guten Gesellschaft. Auf vielen Schiffen waren Musikkorps, die abwechselnd fröhliche Weisen, zumeist Tänze, erschallen ließen. Das Wenditzsche Schiff, ein Lübecker Segelschiff, das auch Reisende nach und von Lübeck beförderte, lag gleich am Bollwerk an der Floßbrücke; als wir es bestiegen, fanden wir die Foelckersahms schon vor. Auf dem Schiffe war eine Militärmusikkapelle postiert, während die Gesellschaft sich auf dem mit Kränzen und Girlanden geschmückten Hinterdeck am Steuer aufhielt und mit Schokolade und Eis bewirtet wurde. Auf der Brücke, die für ein paar Stunden für Fahrzeuge abgesperrt war, drängten sich so gewaltige Volksmassen, daß die „Klappen" der Brücke zu sinken begannen und ein paar Zoll hoch überflutet wurden.

Der Strom bot ein buntes, heiteres Bild; die zahlreichen Kauffarteischiffe, alles Segelschiffe, hatten in reicher Menge Flaggen und Wimpel gehißt, und zwischen den Schiffen fuhren unzählige girlandengeschmückte Ruderboote, mit fröhlichen, festlich gekleideten Gesellen umher, aus welchen oft hübsche Gesänge erschallten. —

In dem damaligen Riga war das öffentliche Fuhrwesen nicht sehr entwickelt, weil die meisten Familien der zahlreichen Kaufmannschaft, der Rat und die höheren Krons- und Landesbeamten, selbst Equipagen hielten, denn Pferde, Heu und Hafer waren nicht teuer und der Lohn der Kutscher nicht hoch. Ein großes russisches Pferd aus den Gestüten der inneren Gouvernements konnte man für 150 Rubel S. erstehen. Bei den Privatequipagen sah man ausschließlich russischen „Chommut"-Anspann und russisch gekleidete Kutscher; nur der Rat fuhr mit deutschem Geschirr, und seine Kutscher hatten deutsche Livree, die minder wohlhabenden Familien brauchten zu den Visitenfahrten und zu Ausfahrten aufs Land von Fuhrmannswirten des deutschen Fuhrmannsamtes gemietete Equipagen, die zu Stadtfahrten russisch, zu Landfahrten deutsch, mit Sielen

bespannt waren. Jede Familie hatte ihren stehenden Fuhrherrn, wir Herrn Fuhrmann Töpfer, die Kleins Fuhrmann Philipp. Zu den Stadtfahrten stellten die Fuhrmannswirte viersitzige Wagen, später auch „Glaskaleschen"; zu den Landfahrten, die von größeren Gesellschaften gemeinschaftlich unternommen wurden, „Stuhlwagen", ohne Federn, mit 4—5 in Lederriemen hängenden Sitzbänken; diese Wagen wurden von Pferden langgespannt gezogen, die vom Sattel von dem Kutscher gelenkt wurden. In der Stadt fuhren die Lohnequipagen ohne, aufs Land hinaus stets mit Glocken. Kleinere Gesellschaften machten die Landfahrten in Kaleschen, in C-federn hängend und mit ledernem Ober- und Seitenverdeck, oder auch in viersitzigen „offenen Strauchwagen", ohne Federn. — Zum täglichen Verkehr dienten die Nummerwagen des Fuhrmannsamtes, entweder federlose zweisitzige „Korbwagen" oder zweisitzige, in C-federn hängende „Chaisen", beide Arten zweispännig und ohne Verdeck. Städtische „Fuhrmannsstände" gab es, soviel mir erinnerlich, nur zwei: auf dem Dünamarkt und auf dem Bastionsplatz zwischen der ersten und zweiten Sandpfortenbrücke. Der dritte mir bekannte Fuhrmannsstandplatz war jenseit der Düna auf der Kobernschanze, links von der Elephantenbrücke, und von „undeutschen" Fuhrleuten, die nicht zum Amte gehörten, den sogenannten „Kasefuhrleuten" oder auch „Kaseliner" genannt, besetzt. Das Geschirr war deutsches Sielengeschirr, die Leinen waren einfache Hanfstricke und die Fuhrleute waren in Kragenmäntel gekleidet, mit Mützen auf dem Kopfe, und dem Nummerschilde hinter dem Kragen, mit einer Schnur um den Nacken befestigt. Im Winter fuhren die Standfuhrleute mit breiten, dreisitzigen, mit zwei Pferden bespannten Schlitten, die hinten gewöhnlich ein Trittbrett hatten. Einspännige Fuhrmannsfahrzeuge gab es damals nicht.

VIII.

Anfang August begann auch unsre Schule wieder, und damals lernte ich gleich in den ersten Schultagen den Begründer und ersten Direktor des Instituts, den aus Deutschland heimgekehrten Dr. Bornhaupt, einen Mann von 34 Jahren, von mittlerem Wuchse, dunkel-

haarig, mit klugem Gesicht, aus dem dunkle Augen freundlich herausschauten, endlich kennen. Da aber Dr. Bornhaupt in der Tertia wenig Stunden gab, wurde ich nicht näher mit ihm bekannt. Dr. Bornhaupt gab Naturgeschichtsstunden in anregender, der Schüler Phantasie belebender Weise; er faßte die Natur ästhetisch auf und das Erhabene und Schöne derselben brachte er zu lebendiger Anschauung. Eine Mineralien-, Schmetterling- und Käfersammlung, sowie sehr gute botanische Abbildungen und ein zoologischer Atlas machten den Unterricht den Schülern anschaulich. — Am 23. Dezember, und wenn dieser Tag auf einen Sonntag fiel, am 22., wurde die Schule mit einem feierlichen Aktus geschlossen, zu dem die Angehörigen der Schüler schon einige Tage vorher eingeladen wurden. Lehrer und Schüler versammelten sich um 9 Uhr, und sobald die Mehrzahl der eingeladenen Mütter, Tanten und Schwestern erschienen waren — die Väter und Onkel kamen gewöhnlich erst zwischen 12 und 1 Uhr — begann die Feier mit Choralgesang und Gebet, gesprochen von Buchholtz. Dann verteilten sich die Schüler in die einzelnen Klassenräume, und das Examen begann, wobei die Lehrer dafür sorgten, daß es stets einen günstigen Verlauf nahm; es wurden eben nur die besten Schüler aufgerufen. Das Examen in jedem Lehrfache dauerte etwa eine halbe Stunde. Um 12½ Uhr, wenn sich die Väter und Onkel eingefunden, trat eine Frühstückspause ein, die oft über eine Stunde dauerte. Die Angehörigen der Schüler und die Oberlehrer nahmen in den Privaträumen des Dr. Bornhaupt ein kopioses Frühstück ein; die Schüler wurden in den Schulräumen mit Bouillon und Piroggen und mit belegten Butterbröten aufgenommen und erhielten zum Schluß jeder einen Butterteigkuchen zu einem Ferding = 1½ Kop. Nach beendetem Frühstück versammelten sich alle Eingeladenen, Lehrer und Schüler, in dem geräumigsten Klassensaale zur Schlußfeier. Dr. Bornhaupt hielt eine längere Festrede, verteilte die Zensuren, machte die Versetzungen aus einer Klasse in die andere bekannt und haranguierte schließlich die Abiturienten der Prima, die ins Gymnasium übergeführt werden sollten. Die Aufführung einer Kantate, gedichtet vom Oberpastor Gustav Daniel v. Bergmann, komponiert von W. Bergner, machte gewöhnlich den Schluß der Feier.

Solche Aufführungen wurden von den Eltern mit besonderem Dank in diesem Jahre aufgenommen, da es wenig an öffentlichen Vergnügungen und Schaustellungen geboten hatte, denn das Rigaer Publikum hatte seit dem vorigen Jahre eines stehenden Theaters entbehren müssen. Das Publikum empfand diesen Mangel sehr und konnte in den nicht zu häufigen Konzerten, ja selbst in dem im Sommer 1836 auf Anregung des Herrn Schwedersky, Generalagenten der neuen St. Petersburger Versicherungsgesellschaft und des Musikdirektors H. Dorn abgehaltenen großen Musikfest, zu dem sich viele auswärtige Künstler eingefunden hatten, den Ersatz nicht finden für den altgewohnten, liebgewordenen Besuch des kleinen Thalientempels in der städtischen großen Königsstraße. Als daher einige Theater- und Kunstfreunde, zu denen mein Vater in erster Reihe gehörte, vorbereitende Schritte taten, um das Theater neu ins Leben zu rufen, gesichert durch eine jährliche Subvention, fanden sie im Publikum freudige Zustimmung, und gegen Ende des Jahres konnte des provisorische Komitee mit verschiedenen Theaterunternehmern auf Gründung des neuen Theaters in Riga sich beziehende Verhandlungen beginnen. — In dieser theaterlosen Zeit Rigas, die bis Ende August 1837 währte, wurden in den künstlerisch angeregten Familienkreisen häufig Dramen mit verteilten Rollen gelesen.

Der Bekanntenkreis meiner Eltern war sehr groß, so wurden sie daher oft zu Soireen eingeladen; aber, abgesehen von den verwandten Häusern, blieben wir Kinder diesen Zusammenkünften fern, die damals übrigens schon früh begannen und schon vor 11 Uhr endeten. Aber zwei Familien luden uns Kinder stets mit ein: die Hays und die v. Fölkersahms. — Ende des vorigen Jahrhunderts waren mehrere junge Engländer aus guten Familien als Kaufleute nach Riga gekommen, hatten bedeutende Handlungshäuser gegründet, sich mit baltischen Damen verheiratet, und waren, obgleich sie englische Untertanen blieben, allmählich den eingeborenen Rigensern fast gleich geworden. Die zweite Generation sprach deutsch ohne englischen Akzent, und nur wenn die Familie unter sich war, wurde englisch gesprochen, sonst aber unser unverfälschtes rigisches Deutsch. Solche Familien waren: die Pearson of Balmodies, die in der zweiten

Generation schon so sehr germanisiert war, daß nur noch einzelne Glieder derselben englisch sprachen; dann die Rennys, Milns, Mitschels, Cummings, Balfours und Hays. Diese beiden letztgenannten Familien gehörten zur Gentry Schottlands, und der nach Riga eingewanderte Herr Hay war der jüngere Sohn eines Lord Hay. Die einzige Tochter dieses eingewanderten Hay war mit einem estländischen Edelmann v. Baranoff verheiratet und von deren vier Brüdern waren zwei Kaufleute, der älteste William und der zweite John, langjähriger Chef der Firma Garry, Courtes, Hay & Ko. in Riga, der dritte Bruder, Robert, war englischer Konsul in Riga, der vierte aber, James, Militär in englisch-hannoverschen Diensten. Von diesen vier Brüdern Hay war nur der älteste, William, mit einer Miß King, einer in Riga von einer deutschen Mutter geborenen Engländerin verheiratet. Er hatte erst ein selbständiges Handelsgeschäft geleitet, das in den zwanziger Jahren liquidierte. Hay war von da an bis zu Ende der vierziger Jahre einer der ersten und beliebtesten Makler und als solcher auch bei der Reichskommerzbank angestellt. Er war ein großer, schlanker Mann, mit markierten Zügen und scharfblickenden, klugen, dabei aber freundlichen Augen. Er trug sich englisch, namentlich trug er stets Schuhe und geknöpfte Tuchgamaschen, was bei den Rigensern nicht üblich war. Als Bankmakler war Hay ein Kollege meines Vaters, aber der intime Umgang beider Familien entsprang nicht diesem Verhältnis, sondern der Bekanntschaft beider Frauen vor deren Verheiratung. Madame Carline Hay, eine kleine feingebaute Frau, war nicht hübsch, hatte aber sympathische Züge, und ihre freundlichen blauen Augen sprachen von lebensvoller Herzensgüte und liebevoller Teilnahme für alle ihr nähertretenden Menschen. Und ihre Augen sprachen wahr, denn ihr ganzes Leben ging auf in Betätigung aufopfernder Liebe nicht allein für ihre Mutter, ihren Mann und ihre Kinder, sondern auch für Verwandte und Bekannte. Dieser Geist des Wohlwollens beseelte die ganze Familie und wirkte wohltuend und veredelnd auf alle, die von ihr gastlich aufgenommen wurden.

Mit gleicher Güte und Freundlichkeit wie von der Familie Hay wurden wir, Eltern und Kinder, auch von dem v. Foelckersahmschen

Ehepaar und dessen Kindern und Hausgenossen durch eine lange Reihe von Jahren aufgenommen und behandelt. In dieser sich gleichbleibenden Güte gegen unsre Eltern und Kinder glichen sich die beiden Familien, in allem andern waren sie aber grundverschieden. Die Hays gehörten dem gebildeten Bürgerstande an, die Foelckersahms dem ältesten, vornehmsten Adel der Ostseeprovinzen, und das Haupt der Familie war der zweithöchste Staatsbeamte Livlands. Der Ton in der Familie Hay war stets maßvoll, aber ungezwungen, der der Familie Foelckersahm fein, aber etwas formell. Bei den Hays herrschte das „Du", bei den Foelckersahms das „Sie", so daß selbst die beiden alten Eheleute sich „Sie" nannten. Gemüt und Phantasie gaben den Gesprächen bei den Hays den Inhalt, verstandesscharf und gedankenreich war dagegen die Konversation im Foelckersahmschen Kreise. Die Foelckersahms hatten wohl volles Verständnis für alles, was dem Herzen und Gemüt entspringt, für Poesie und Kunst — das logische Denken stand ihnen aber am höchsten.

Wir Kinder gingen gern zu den Foelckersahms und waren sehr erfreut, wenn wir zum Abend von ihnen eingeladen waren, denn die Behandlung war freundlich, die Bewirtung opulent, und an den Großsöhnen des alten Gouverneurs Foelckersahm, den Mengdens, fanden wir die liebenswürdigsten Spielgenossen, die lebhaften Geistes, stets zur Ausführung lustiger, oft auch dummer, nie aber schlechter Streiche aufgelegt waren. Namentlich der ältere Mengden, Nikolai, der bei den Großeltern in Riga erzogen wurde und bis zu seinem 15. Jahre dort blieb, war uns besonders ans Herz gewachsen; sein jüngerer Bruder, Woldemar, der auch ein Jahr in Riga Unterricht genoß, war ernst von Natur und blieb uns fremder. Platz genug hatten wir Knaben zum Spielen und Tollen in den hohen und großen Räumen des „Gouverneurshauses", in der großen Sünderstraße belegen, dort, wo sich jetzt das Haus der Weinhandlung von Schaar & Cavietzel befindet.

Das Haus bestand aus zwei Stockwerken, mit der Paradefront zur Sünderstraße, mit der Hinterfront zur Schwimmstraße hin. Von der großen Sünderstraße führte eine torartige Haustür in ein Vorhaus, das sehr breit und tief war und an dessen linker Wand

die Paradetreppe hinaufführte, die auf halber Höhe einen Absatz hatte, von dem die Treppe rechtwinklig zu ihrem unteren Teile zum Vorflur der Beletage führte. Dem Aufstieg der Treppe grade gegenüber befand sich die große, doppelte Flügeltür der Entree; diese war fensterlos und, da die beiden Zugänge zu ihr, rechts zum Saale, links zum Speisezimmer, stets geschlossen waren, dunkel; sie wurde daher auch am Tage durch zwei Lampen erhellt. In der Entree standen immer zwei Gendarmen in voller Uniform, himmelblau mit roten Achselschnüren und Epauletten, mit an weißledernem Gehänk hängendem Schleppsäbel und klirrenden Sporen an den Stiefeln. Durch die Tür links trat man ins Speisezimmer, das groß, aber etwas düster war, da es nur zwei Fenster zum Hofe hin hatte, von denen das eine durch eine vorgestellte Efeulaube verdunkelt war, in der ein großer Papageienkäfig aus Messing auf einem Tische stand, neben ihm eine Kletterstange mit Futtertrog, auf der am Tage ein großer, alter, grauer Papagei sein Wesen trieb. Am Fenster hingen noch zwei verdunkelte Vogelbauer, in denen Nachtigallen ihr trauriges Gefangenenleben führten. Die Vögel wurden sorgfältig gepflegt und begannen schon im März zu schlagen, zur großen Freude der Frau Gouverneurin, aber nicht zu der ihres Mannes, ihrer Kinder und ihrer Gäste, denn der Gesang war überlaut und wurde in dem hallenden Raume auf die Dauer unleidlich.

Wie in allen Räumen des Gouverneursquartiers war auch die Möblierung des Speisezimmers nicht einheitlich, sondern bunt zusammengewürfelt. In einer Ecke prangte eine englische Standuhr in gotischem Stil, das große Mahagonibuffet repräsentierte den Stil des ersten Kaiserreichs, und Eßtisch und Eßstühle, teils Mahagoni, teils Eschen, waren ganz stillos. Aus dem Speisezimmer ging man durch eine Flügeltür in den Empfangssalon; zwei Türen an der Längswand führten, die erste in ein langes Zimmer mit einem Fenster zur Sünderstraße hin, das an den großen Saal stieß, die zweite in das Schreibzimmer des Gouverneurs, das sein mäßiges Licht durch Fenster aus dem Nachbarhofe erhielt. Hinter dem Empfangssalon befanden sich noch mehrere Schlafzimmer, eins für das alte Ehepaar und zwei für Gäste, die der Familie angehörten, für

Frau v. Walujew, geb. v. d. Brincken, eine Tochter der Gouverneurin aus ihrer ersten Ehe, die aber eine so frappante Ähnlichkeit mit ihrem Stiefvater hatte, daß wir Kinder gar nicht glauben wollten, sie sei nicht des alten Gouverneurs Foelckersahm leibliche Tochter — und für die Generalin v. Mengden, die älteste, leibliche Tochter des alten Gouverneurs und seiner Gemahlin Gottliebe, verw. v. d. Brincken, geb. v. Voigt. Beide Schwestern waren sehr schön, beide hatten echt Foelckersahmsche Züge und waren doch sehr verschieden.

Frau v. Walujew war groß und schlank, war immer schwarz gekleidet, mit einem weißen Stuartkragen, und da sie eine schwarze Schnibbenhaube trug, hatte sie in ihrer Erscheinung was Nonnenhaftes. Meine Mutter nannte sie daher sehr treffend „die Äbtissin". Sie verbrachte mehrere Winter mit ihrer Tochter und ihrer Pflegetochter, einer Baronesse Vietinghoff aus Kurland, in Riga; im Sommer lebte sie auf ihren Gütern in Rußland. Frau v. Walujew war schon seit vielen Jahren verwitwet und hatte seit dem Tode ihres Mannes, demzuliebe sie bald nach ihrer Verheiratung zur griechischen Kirche übergetreten war, still und zurückgezogen nur der Erziehung ihrer Kinder, zweier Söhne und einer Tochter, gelebt. Der nachherige Minister Graf Pierre Walujew war ihr ältester Sohn; der zweite Sohn, Rodion, wurde Rodolphe genannt; beide waren Mitte der dreißiger Jahre in Begleitung ihres Hofmeisters auf Reisen durch West-Europa. — Frau v. Walujew war in ihrem Wesen verbindlich, ja selbst freundlich, aber dabei abgemessen und reserviert. Sie war eine vornehme Frau.

Die Generalin v. Mengden, die älteste leibliche Tochter des Gouverneurs v. Foelckersahm, war mehr als mittelgroß und hatte ein schönes Gesicht mit leuchtenden blauen Augen von lebhaftem und dabei überaus lieblichem Ausdruck, der ihr treu blieb, selbst als sie schon über 50 Jahre alt geworden war. Sie war in ihrer Jugend, im zweiten Dezennium dieses Jahrhunderts, eine in Kurland und Riga gefeierte Schönheit gewesen, und zu ihren Verehrern gehörte auch ein Obrist, bald darauf General Fonmengin, ein Russe, der im Gouvernement Kostroma begütert war. Dieser Fonmengin entpuppte sich als direkter Nachkomme eines vor bald 300 Jahren, zur

Zeit Iwan des Schrecklichen, aus Livland nach Rußland fortgeschleppten Herrn v. Mengden, der griechisch geworden war, eine vornehme Russin geheiratet hatte und dessen Familienname in Fonmengin verstümmelt worden, dem aber sein altes v. Mengdensches Familienwappen geblieben war. Nachdem General Fonmengin seine direkte Abstammung von dem genannten v. Mengden vollkommen erwiesen hatte und er in die Verzeichnisse des livländischen Adels wo gehörig eingetragen war, nannte er sich fortan mit Erlaubnis des Kaisers v. Mengden. Der General war ein kleiner Mann — er hatte so kleine Füße, daß er die Ballschuhe seiner schönen Frau als Pantoffeln brauchte — hatte ein rundes, freundliches Gesicht und ein sehr einnehmendes Wesen. Wir Kinder mochten den freundlichen Mann und wurden schnell zutraulich, nur verstanden wir nicht immer seine scherzhaften Reden, denn er sprach nur gebrochen deutsch, wohl aber vortrefflich französisch und seine Muttersprache, die wieder uns durchaus nicht geläufig waren. —

Die schöne Generalin Mengden war aber nicht allein lieblich und lebensfroh, sondern auch klug und tatkräftig. Als ihr Mann den Militärdienst verließ und auf seine Güter im Kostromaschen Gouvernement ging, fand Frau v. Mengden auf den Höfen eine nach Hunderten zählende Menge von lungernden „Hofsleuten", Leibeigenen, die zum Hofe angeschrieben waren und keinen Anteil an dem Bauergemeindelande der in den Dörfern von altersher angesiedelten Leibeigenen hatten. Sie mußten vom Grundherrn ernährt und gekleidet werden und führten ein Leben von Tagedieben zur Last ihres Besitzers. Diese brach liegende Arbeitskraft nutzbringend zu verwenden beschloß bald die tätige und kluge Frau. Sie gründete auf ihrer Besitzung eine Leinwandfabrik, deren Werkmeister Ausländer, Belgier und Deutsche waren, deren Arbeiter aus den männlichen und weiblichen Hofsleuten rekrutiert wurden. Die Fabrik florierte bald, und ihre Produkte, namentlich schönes Tischzeug, fanden in Moskau, Petersburg und Riga guten Absatz. Frau v. Mengden hat dieses Unternehmen stets allein, ohne Hilfe ihres Mannes geleitet und war die Neubegründerin des Wohlstandes ihrer Familie. In Riga hielt sie bei einem der Kaufleute ein Lager ihrer Fabrik-

produkte, Ende der 40er und in den 50er Jahren bei Friedrich Deeters und Ko., — und wohl um mit diesen Kommissionären abzurechnen, kam sie fast in jedem Jahr nach Riga, begleitet von ihrer Tochter Maschinka, die mit mir gleichaltrig war.

Den ältesten Sohn, Alexander, lernten wir erst Ende der 30er Jahre kennen, als er in Dorpat studierte und gewöhnlich die Weihnachtsferien bei seinen Großeltern in Riga verbrachte. Die jüngste Tochter der Foelkersahms, Lilly, war mit dem Baron Theodor v. Hoven verheiratet, aber nicht glücklich, obgleich Hoven ein geistreicher und auch ganz liebenswürdiger Mann war. Die Ehe blieb kinderlos, und Frau v. Hoven kehrte gegen Ende der 30er Jahre ganz in das Haus ihrer Eltern zurück, ohne jedoch von ihrem Manne förmlich geschieden zu sein. Sie war nicht groß, zierlich gewachsen, aber lange nicht so wohl aussehend wie ihre beiden älteren Schwestern. Sie sah immer leidend aus und ihr ganzes Wesen war wie von stillem, tiefem Gram niedergedrückt. Als sie wieder dauernd ihrem väterlichen Hause angehörte, nahm sie sich tätig der inneren Wirtschaft an, brachte Ordnung hinein und steuerte, so viel sie konnte, der verschwenderischen Art und Weise der Lebensführung im v. Foelkersahmschen Hause. Ihre Mutter, die alte Gouverneurin, hatte sich eben nicht um die Wirtschaft bekümmert, sondern überließ alles den Leuten, und da sie und der alte Herr Gastfreundschaft im großen Stile liebten und übten, ging viel auf, so daß die reichen Einnahmen zur Bestreitung der enormen Haushaltungskosten nicht ausreichten.

Die Gastfreundschaft der alten Foelkersahms war wahrhaft unbegrenzt und wurde durch das ganze Jahr hindurch von ihren verheirateten Kindern und deren Familien, von Verwandten und Bekannten aus Kurland und Livland gründlich ausgenutzt. Das Haus war fast das ganze ausgeschlagene Jahr durch voll und die Bewirtung immer opulent. Seine Söhne, bis auf den ältesten, Theodor, der Diplomat war und in Paris sich aufhielt, kosteten den alten Herrn auch nicht wenig, besonders sein Lieblingssohn Edmund, ein eleganter, schneidiger, aber auch sehr verschwenderischer und leichtsinniger Husarenoffizier. Die drei jüngeren Söhne, Valerian, Eugen und Hamilkar, hatten auch viel Geld verbraucht, Eugen als Militär,

Valerian und Hamilkar als Studenten. Diese beiden letzteren heirateten wohlhabende Frauen, Valerian seine Stiefnichte Frl. v. Walujew, Hamilkar eine Baronesse v. Krüdener. Valerian kaufte nun das väterliche Gut Steinsee in Ober-Kurland, Hamilkar das Gut Rujen in Livland, und von nun an fielen sie ihrem Vater nicht mehr finanziell zur Last, wenn sie auch in jedem Winter monatelang mit Kind und Kegel seine Gäste waren. Der vorjüngste Sohn, Eugen, heiratete ein ganz mittelloses Fräulein, Marie v. Vietinghoff, die Pflegetochter der Frau v. Walujew, und lebte mit Frau und Kind recht lange noch im Hause der Eltern, bis er eine auskömmliche Anstellung im neuerrichteten livländischen Domänenhofe erhielt.

Diese drei Brüder v. Foelkersahm sahen alle gut aus, ja Valerian war ein schöner Mann zu nennen, hatten einen schlanken, über mittelgroßen Wuchs und edle Züge, doch war bei Hamilkar der Mund nicht schön, groß, mit wulstigen Lippen; alle aber besaßen ein tiefes, klangvolles Organ, das jedoch nicht modulationsreich war. Daß die Geschwister v. Foelkersahm alle wohlaussehend waren, war kein Wunder, denn ihre Eltern waren noch im hohen Alter schöne Erscheinungen. Die Frau Gouverneurin war im Alter korpulent und daher schwerfällig in ihren Bewegungen geworden, hatte feine Züge und war in ihrer Jugend eine berühmte Schönheit gewesen; sie war noch im hohen Alter sehr wohl aussehend. Sie liebte es, sich elegant zu kleiden, trug immer seidene Kleider und kostbare, mit farbigen Bändern geschmückte Spitzen- oder Blondenhauben, die mit großen goldenen, mit Edelsteinen verzierten Nadeln befestigt waren. Auch sonstigen Schmuck, Collier, Broche und Armbänder und viele Fingerringe hatte sie immer an sich, bei festlichen Gelegenheiten in solchen Massen, daß bei jeder ihrer Bewegungen ein Klirren zu hören war. Sie war eine elegante, aber keine vornehme Erscheinung.

Der alte Gouverneur, Georg Freiherr v. Foelkersahm, war dagegen vornehmen Wesens, jeder Zoll ein Grand-Seigneur des vorigen Jahrhunderts, dabei stattlichen Wuchses und schönen Antlitzes. Er ging etwas gebeugt, aber wenn er still stand, richtete er sich auf, und die hohe Gestalt, der schöne Kopf mit der hohen, von starkem, langem, weißem Haar umwallten Denkerstirn war wahrhaft

ehrfurchtgebietend. Dabei war er höflich und verbindlich gegen jedermann, ritterlich gegen Damen, und gegen uns Kinder von einer herzgewinnenden Freundlichkeit. Wir Kinder sahen zu ihm mit Ehrfurcht und Liebe empor.

Mein Vater, der dem alten Herrn in herzlicher Liebe zugetan war, sagte uns oft, der alte Gouverneur sei nicht allein klug und gebildet, sondern auch sehr gelehrt, und wir glaubten ihm aufs Wort, denn wir hatten das Gefühl, der alte, freundliche Herr sei eben ein außergewöhnlicher Mann.

Von den häufigen Gästen für längere Zeit sind mir, außer den genannten verheirateten Kindern der alten Foelkersahms, drei Barone und drei Baroneſſen Brunnow, Neffen und Nichten des alten Gouverneurs, im Gedächtnis geblieben, wohl auch deshalb, weil ich später in meinen Mannesjahren mit ihnen in Kurland häufig zuſammengekommen bin. Der älteſte Baron Brunnow, Otto, ein ſchöner Mann, war verheiratet; der zweite Bruder, Georg, verabſchiedeter Obriſt, hatte, als er noch im Dienſt war, ſeine Frau und alle ſeine Kinder durch den Tod verloren; beide Brüder waren Landwirte in Kurland. Der dritte Bruder, der ſchöne und geiſtreiche Alkibiades[1]), war Juriſt und Inſtanzgerichts-Sekretär, d. h. Sekretär des Mitauſchen Oberhauptmannsgerichts. Drei Schweſtern waren unverheiratet, eine vierte Brunnow lebte in glücklicher Ehe mit dem Paſtor Wilpert[2]) in Siuxt, dem nachherigen kurländiſchen General-Superintendenten. Die eine der unverheirateten Schweſtern Brunow, Apollonia, war in ihrer Jugend ſehr ſchön geweſen und ſah auch noch als ſie ſchon das vierzigſte Jahr überſchritten, ſehr wohl aus. Die Brunnows waren joviale Menſchen, dabei gebildet, witzig und geiſtreich, und ſo herrſchte denn bei ihrer Anweſenheit in dem ſonſt mehr ernſten Foelkerſahmſchen Kreiſe fröhliche Heiterkeit.

Als Tagesgäſte erſchienen aus Kurland, ein alter Baron Korff-Appricken, Piltenſcher Landrat vor der 1817 vollzogenen Vereinigung der Piltenſchen Ritterſchaft mit der kurländiſchen, dann der ſpätere

[1]) Geb. 1804. Stud. in Dorpat 1821—24. Geſt. 1863.

[2]) Karl W., geb. 1785. Stud. 1803—1806. Paſtor in Siuxt 1813—1849, Generalſuperintendent 1841—1861. Geſt. 1861.

Landhofmeister Baron Friedrich Klopmann, sowie Baron Kleist-Zersten und ein Baron Bohlschwing, der Dr. med. war. Von diesen Kurländern fiel uns Kindern besonders der alte Baron Korff, ein Duzbruder des Gouverneurs Foelkersahm auf, denn er war verwachsen und kaum so groß wie ein Knabe von 13—14 Jahren. Er war sehr lebhaft, grotesk in seinen Bewegungen und schnarrte stark beim Sprechen, was alles uns Kindern sehr viel Spaß machte. Dabei war er aber sehr klug, kenntnisreich und hatte sich um seine Heimat tätig in öffentlichen Landesämtern verdient gemacht. Dieser sonst so kluge Mann hatte die Marotte, für einen großen, hochgewachsenen Mann gelten zu wollen, und jede, noch so unabsichtliche Anspielung auf die Kleinheit seiner Gestalt brachte ihn in Harnisch, während eine scheinbare, aber treuherzig vorgebrachte Anerkennung seines hervorragend großen Wuchses, ganz kritiklos, mit der größten Befriedigung von ihm aufgenommen wurde. — Eine Menge Anekdoten, alle in Beziehung auf seine Marotte, wurden in der Foelkersahmschen Gesellschaft von ihm erzählt, die ich so oft als Kind gehört, daß ich glaube, sie richtig wieder erzählen zu können.

In den 20er Jahren und noch lange nachher gab es in den baltischen Städten keine Marchant-Tailleurs, sondern nur zünftige Schneidermeister, die einen Tuchhandel trieben. Wollte man einen neuen Anzug sich machen lassen, so ließ man sich von dem betreffenden Schneidermeister entweder bei sich zu Hause oder in dessen Werkstatt Maß nehmen und besorgte dann selbst im Tuchladen das nötige Tuch und das Futter, die dann vom Kaufmann dem Schneider zugeschickt wurden. Korff kam einst nach Riga und hörte von seinen Freunden dort den Schneidermeister Ickert als vortrefflichen Kleidermacher rühmen. Das war Herr Ickert auch, und dabei ein grundehrlicher Mann, der kein Zipfelchen Tuch über die Scheere fallen ließ. Korff ließ Herrn Ickert in das Hotel Stadt London, wo er zu logieren pflegte, bitten und sich von demselben dort Maß nehmen zu einem vollkommenen Gesellschaftsanzuge. Nun, mein lieber Meister, wieviel Ellen Tuch und Seidenfutter werden Sie nötig haben? fragte Korff. Herr Ickert gab, ehrlich wie er war, eine sehr geringe Ellenzahl an. Mein Lieber, Sie sind nicht bei Trost, schrie

Korff den ehrenwerten Meister an, das Ellenmaß genügt höchstens für einen Knabenanzug! — Ickert darauf: Herr Landrat, es genügt auch für einen Anzug für Sie. — Da donnerte Korff: Machen Sie, daß Sie davon kommen! Ich werde nichts bei Ihnen machen lassen. — Bestürzt lief Schneider Ickert davon. — In Goldingen in Kurland lebten zwei Schul- und Universitätsfreunde, der Oberhofgerichtsadvokat Brödrich und der Hauptmannsgerichtsaktuar Adolphi, die häufigen Besucher des „adligen Klubs", der auch zugleich das Absteigequartier der meisten adligen Gutsbesitzer aus Goldingens Umgebung war. Die Küche im Klub war gut. Das Mittagessen nicht teuer, so speisten denn an der Table d'hôte die meisten unverheirateten Mitglieder des Oberhauptmanns-, wie des Hauptmanns- und Kreisgerichtes und unter ihnen auch der Aktuar Adolphi, ein jovialer Mann, der es faustdick hinter den Ohren hatte. Dann und wann kam auch Brödrich zur Table d'hôte, ein Mann, der sich durch auffallende Leibesgröße auszeichnete. — Landrat v. Korffs Gut Appricken lag im Hasenpothschen Kreise, aber nicht gar fern von Goldingen; so kam denn Korff oft dorthin und speiste fast immer im Klub. So saß denn der alte Herr eines Tages kurz vor Beginn der Table d'hôte im Speisezimmer des Klubs, am Fenster, mit dem Rücken zum Zimmer hin, und las eifrig die Zeitung, als er plötzlich derb auf die Schulter geschlagen und ihm dabei zugerufen wurde: „Nun, Brödrich, altes Haus, das ist schön, daß du endlich einmal wieder hergekommen bist! Jetzt wollen wir zusammen eine Flasche Wein trinken!" — Korff drehte sich rasch um und sah den scheinbar sehr verlegenen Adolphi vor sich stehen. „Bitte tausendmal um Entschuldigung, Herr Landrat," rief Adolphi aus, „ich hielt Sie für meinen Freund Brödrich." — „Eine sehr begreifliche Verwechselung, mein Gönner," replizierte Korff überaus freundlich — „denn Herr Oberhofgerichtsadvokat Brödrich und ich sind so ziemlich von gleicher Größe, die Flasche Wein aber, Verehrtester, leeren wir gleich nach der Suppe!" So geschah es, denn Korff ließ gleich nach der Suppe Champagner geben, zum Gaudium aller der vorhergehenden Szene Mitbeiwohnenden.

Aus Livland erschienen als häufige Gäste im v. Foelkersahmschen Hause drei Grafen Koskull, Stanislaus, stets „Stasche" genannt,

Joseph und Franz; diese beiden letzteren hatten reiche Russinnen der besseren Gesellschaft geheiratet und lebten mit ihren Familien auf ihren Gütern, Karlsruhe und Kegeln im lettischen Livland. Sie waren sehr stolz auf ihr Grafentum und der älteste Bruder Stasche, der unverheiratet und eine Art von vornehmem „Krippenreiter" war, sagte häufig in vollem Ernste: „Wenn ich bedenke wie vornehm wir sind — so graut mir!"

Oft trafen wir auch bei unseren Abendbesuchen im Gouverneurshause mit den in Riga lebenden Neffen und Nichten der Frau Gouverneurin, den Baronen Konstantin, Fedor und Julius Tiesenhausen und deren Schwestern Amalie und Lilly, beide ledig, sowie mit dem Herrn Eduard v. Voigt und dessen Frau, einer geborenen v. Stempel zusammen. Baron Konstantin Tiesenhausen, früher Militär, später Ordnungsrichter und noch später Rat und Distriktsdirektor der livl. adligen Kredit-Sozietät, war mit einer v. Schröder verheiratet, die ihm die Güter Weißenhof mit Beckershof und Bolderaa mit Aahacken zugebracht hatte, so daß er mit seiner nicht zahlreichen Familie sehr behäbig leben konnte. Der zweite Bruder, Fedor, hatte auch kurze Zeit dem Militär angehört, war dann in Bauske angestellt und war den Rest seines Lebens erst Sekretär der lettischen Distriktsdirektion, dann Ober-Sekretär der livl. Kredit-Sozietät. Er heiratete in den 40er Jahren eine Baronesse Tiesenhausen aus dem Hause Dickeln. Von allen diesen Tiesenhausens lebt gegenwärtig (1895) nur noch Fräulein Lilly, hochbetagt, über 89 Jahre alt, aber körperlich ziemlich rüstig und geistig wie gemütlich von seltener Frische. — Herr Eduard v. Voigt, ein Bruderssohn der alten Gouverneurin v. Foelkersahm, ein kleiner untersetzter Mann, mit klugen, scharfgeschnittenen Zügen, war Beamter zu besonderen Aufträgen bei dem Dirigierenden des baltischen Zollbezirks, dem wirkl. Staatsrat v. Hesse, und war seiner witzigen Unterhaltung wegen beliebt, noch mehr aber gefürchtet seiner scharfen Zunge wegen.

Wenn unsere ganze Familie zum Tee und Abendessen von den Foelkersahms eingeladen war, gingen wir schon um 6 Uhr dorthin, die damalige allgemeine Teestunde in Riga. — In dem Salon neben

dem Speisezimmer thronte die Frau Gouverneurin, immer elegant gekleidet, auf dem Divan, vor dem ein großer ovaler Tisch stand, der von Lehnstühlen verschiedenster Form umgeben war. Der Salon war auch kunterbunt möbliert, war aber mit mehreren gutgemalten Porträts geschmückt. — Wir Kinder küßten, nach der Reihe, der alten Dame die Hand, die uns dabei auf die Stirn küßte. Meine Mutter, ein Liebling der Gouverneurin, mußte sich neben sie auf den Divan setzen, mein Vater nahm auf einem der Lehnstühle Platz, und bald entspann sich ein lebhaftes Gespräch, das hauptsächlich, ehe der alte Herr erschien, von meinem Vater und Fräulein Charlotte v. Voigt geführt wurde.

Wir Kinder gingen mit den anwesenden Großkindern der alten Foelkersahms und mit Malchen Fölck ins Speisezimmer zurück, wo der Teetisch gedeckt war, schwer beladen mit Schüsseln voll „Feinbrod", Kümmelkuchen, Goldingenschen Kringeln und Schmantkuchen. Nach dem Tee wurden verschiedene Spiele gespielt, namentlich das beliebte „Karten-Lottospiel", wobei es immer Süßigkeiten zu naschen gab. — Gegen 7 Uhr erschien der alte Herr, der von uns ebenfalls mit einem Handkuß begrüßt wurde, wobei der würdige Greis nie unterließ, jedem von uns ein paar herzliche Worte zu sagen. Gegen 9 Uhr kam die Dienerschaft ins Speisezimmer, um den Tisch für das Abendessen zu decken, und während dessen hielten wir Kinder uns in dem großen, nur spärlich beleuchteten Saal auf. Auch hier war die Möblierung eine durchaus nicht einheitliche, aber der Saal zog uns Kinder trotzdem sehr an, denn in ihm befanden sich zwei Etageren mit chinesischem und Meißener Porzellan und mehreren Pagoden aus Porzellan, die, in Bewegung gesetzt, beim Wackeln auf ihrem halbkugelförmigen Untergestell, ihre Zungen lang ausstreckten und dann wieder hineinzogen. Auch stand dort eine ganze Serie von runden „Stehaufgläsern", die, niedergelegt, immer wieder sich aufrichteten. Jedes dieser Gläser trug folgende eingeschliffene Inschrift: „Trink mich aus und leg' mich nieder; Steh ich auf, so füll' mich wieder!" — Alle diese Spielereien machten uns Kindern großen Spaß, und wir konnten uns nicht satt an ihnen sehen. Noch mehr aber bewunderten wir ein herrliches Ölgemälde, ein lebensgroßes

Porträt, in ganzer Figur, des verstorbenen Bruders des alten Gouverneurs, gemalt, wenn ich nicht irre, von einem der Brüder Kügelgen. Wenn das Porträt nicht geschmeichelt war, so muß der verstorbene Baron Foelkersahm einer der schönsten Männer seiner Zeit gewesen sein, von schlankem, hohem Wuchse mit edlen, ausdrucksvollen Zügen, die aber wie von Melancholie angehaucht waren. — Malchen Fölck war seine Tochter, hatte auch sein Profil, sonst aber nichts von ihm, denn sein Gesicht war geistdurchleuchtet.

Waren die Diener mit dem Tischdecken fertig, so wurden wir Kinder in das Speisezimmer zurückgerufen und wir nahmen dann mit den Erwachsenen an einem Tische, auf dem aber die einzelnen Kuverts sehr verschieden ausgestattet waren, ein leckeres warmes Abendessen von drei Speisen ein. Die geniale Kunterbuntheit des Tischservices und der Servietten hörte in späterer Zeit, als die Baronin Hoven die Wirtschaft führte, ganz auf und machte einer einheitlichen Ordnung Platz.

Von Ende April bis Mitte September wohnten die Foelkersahms auf einem gemieteten Höfchen jenseits der Düna, in den 30er Jahren in einem Höfchen hinter Sassenhof und auf „Bellevue" an der Bauskeschen Landstraße, in den 40er Jahren erst am Damm bei „Klein Paris", dann im Hakenschen Höfchen, gegenwärtig Ölfabrik von Schmidt, und zuletzt im „Haus im Walde", zwischen Hagensberg und Sassenhof an der „Schlockschen Landstraße". Bis daß wir nach Kleistenhof zogen, waren wir allander Sonntage für den ganzen Tag Gäste der liebenswürdigen, gastfreien Familie. Trat gegen Abend Regen ein, so ließ der alte Herr uns alle in einer mächtigen Kutsche zur Stadt fahren. — Die Lebensführung war auf dem Höfchen wie in der Stadt; das Haus war immer voll von Gästen.

IX.

Im vorigen Kapitel erwähnte ich schon dessen, daß im Herbst 1836 mehrere Kunst- und Theaterfreunde, zu denen mein Vater in erster Reihe gehörte, zu einem Komitee zusammengetreten waren, um nach Sicherung einer Jahressubvention einen deutschen Fachmann zur Gründung eines neuen Theaters, aber in dem alten, zu reno-

vierenden Lokale im Hause der „Musse", in der gr. Königstraße, zu gewinnen. — Das Komitee hatte sich schließlich im Januar 1837 für den bekannten Dichter, Dramaturgen, Schauspieler und weltberühmten Vorleser Karl von Holtei entschieden und diesen aufgefordert, behufs näherer Besprechung noch im Beginn des Jahres nach Riga zu kommen.

Holteis Familie stammte aus Kurland, wo noch gegenwärtig mehrere Repräsentanten dieses alten Adelsgeschlechts als wohlsituierte Gutsbesitzer leben. Sein Großvater, in Kurland geboren, hatte unter Friedrich d. Gr. in der preußischen Armee mit Ruhm gedient, hatte eine Schlesierin von Adel geheiratet und war dann in Schlesien geblieben. Dessen Sohn war auch Militär geworden und diente in demselben Regimente mit dem nachherigen Führer und Helden des Befreiungskrieges von 1813/14, mit dem Meklenburger Gebhard Leberecht von Blücher. Dieser Holtei nahm in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts seinen Abschied aus dem Militärdienst, heiratete ein schlesisches Adelsfräulein und lebte daselbst als Gutsbesitzer. Im Jahre 1796 wurde ihm ein Sohn geboren, unser Karl von Holtei. Leider verlor Holtei seinen Vater schon früh, und seine Erziehung ermangelte männlicher Leitung. Holtei, der Vorleser und Schauspieler, war bis zu seiner zeitweiligen Übersiedlung nach Riga, hier nur dem Namen nach bekannt, der dramatische und lyrische Dichter Holtei genoß aber schon seit Jahren in Riga großer Popularität. Seine Dramen „Lenore", „Der alte Feldherr" und „Die Wiener in Berlin" waren Lieblingsstücke der Rigenser und seine Lieder wurden von alt und jung, von den Vornehmen wie Geringen gesungen, waren zu echten Volksliedern geworden, die selbst die deutschen Handwerker und die deutschen Straßenjungen Rigas mit Vorliebe anstimmten. Auch meine Brüder und ich sangen mehrstimmig die Lieder aus diesen Holteischen Singspielen. Das bekannte Duett aus „Der alte Feldherr" — „Denkst du daran, mein tapferer Lagienka" — hatten mein jüngerer Bruder Wolfgang und ich unter der Leitung meines Vaters uns gut eingeübt, Wolfgang den Soldaten, ich den Feldherrn. Wir mußten dieses Duett in den bekannten Häusern vortragen und rührten oft die Herzen der Zu-

hörer, denn die herrschende Erbitterung gegen die Polen war jetzt tiefem Mitleid mit dem so traurigen Schicksal dieses bigotten, von den Russen schroff behandelten Volkes gewichen. Kam der General Joseph Hurko, — ein Pole von Geburt, aber russischer General, der 1831 gegen die Polen gefochten und zum Lohn für seine Treue ein Majorat in Polen vom Kaiser geschenkt erhalten hatte und zum Gouverneur von Lublin ernannt worden war, — zum Besuch der Verwandten seiner Frau, einer geborenen v. Medem (Großtochter der Baronin Fersen geb. v. Vegesack, einer leiblichen Schwester meines Großvaters), nach Riga, so unterließ er es nie, bei Großmama oder Onkel Otto Vegesack, wenn die ganze Familie versammelt war, uns aufzufordern, ihm das genannte Duett vorzusingen. Er affektierte gar zu gern den im Grunde des Herzens patriotischen Polen und spielte mit Erfolg den Gerührten, so daß die Damen voll Mitleid mit ihm waren und sein hartes Schicksal bedauerten, das ihn vor die Alternative gestellt hatte, entweder seinem Kaiser oder seinem Volke untreu zu werden. Mein Vater aber ließ sich nicht täuschen durch den schlauen Polen, und als dieser, nachdem wir das Duett beendet, sich die Augen wischte, rief mein Vater, etwas unvorsichtig, aber sehr wahr, halblaut: Heuchler! Schubiak! —

Im Februar 1837 traf Holtei in Riga ein und machte einen Tag nach seiner Ankunft seine Antrittsvisite bei meinen Eltern, wobei er zugleich einen Empfehlungsbrief von dem Justizrat Otto Crelinger in Berlin, dem zweiten Manne der großen, erst in den 60er Jahren verstorbenen Tragödin Auguste Crelinger, der mit meinem Vater von früher her befreundet war, überreichte.

Es bedurfte wahrlich keines Empfehlungsbriefes, denn dank seiner genialen, sympathisch-aristokratischen Persönlichkeit eroberte Holtei schon bei seinem ersten Besuche im Sturm die Herzen unsrer Eltern, sowie die Herzen von uns Kindern. Er erschien im damaligen Visitenanzuge, schwarzem Frack, Weste und Beinkleid, dabei mit hoher, schwarz-atlassener Kravatte und Vatermördern, ein Mann von über Mittelgröße, schlanken Wuchses, mit kleinen Füßen und schmalen, weißen Händen. Holtei war nicht, was man einen schönen Mann nennt, aber seine Züge waren edel: seine Stirn war hoch und

gewölbt, seine Nase leicht gebogen, und der kleine Mund mit schmalen Lippen paßte harmonisch zum energischen Kinn. Und dieses Gesicht wurde belebt durch ein paar Augen von wundervoller, tiefblauer Farbe, die geistsprühend mit herzgewinnender Freundlichkeit blickten. Holteis Organ war voll, von herrlichem Klange, mächtig und doch zugleich weich und so modulationsfähig, daß er die vielen Personen der Shakespeareschen Dramen bloß durch Veränderung des Stimmklanges charakterisieren konnte. Er las fein psychologisch und dabei plastisch. Er hatte meinem Vater versprochen am Montag, 8. März, in unsrem Hause eine dramatische Vorlesung zu halten, zu dem der zahlreiche Verwandten- und Bekanntenkreis meiner Eltern eingeladen wurde. Am Sonnabend vorher aber bat Holtei schriftlich, den Vorleseabend auf Dienstag, 9. März, zu verschieben, da er am Montag abend eine Vorlesung zum Besten des Frauenvereins im Schwarzhäupterhause abzuhalten genötigt worden sei. Diese Abänderung machte meinen Eltern Sorge, denn am Mittwoch war Bußtag, und es war die Frage, ob nicht einige der Eingeladenen, namentlich die drei Geistlichen, Stadtsuperintendent Thiel, Oberpastor Grave und Archidiakonus Dr. Poelchau, Anstoß daran nehmen würden, am Abend vor dem Bußtage an einer großen, sehr weltlichen Gesellschaft teilzunehmen.

Aber diese Besorgnis meiner Eltern erwies sich als unnütz, denn die genannten drei Geistlichen, wie auch die andren, als sehr kirchlich-fromm bekannten Eingeladenen, erschienen alle am Dienstag abend gleich nach 6 Uhr und blieben bis lange nach Mitternacht. Das große Speisezimmer, zum Auditorium erwählt, war bis auf die Stühle und einen zusammengeklappten Kartentisch ausgeräumt. Gegen 7½ Uhr erschien Holtei, begrüßte die anwesenden Damen, wurde mit den Herren bekannt gemacht und trank Tee mit Rum im Schreibzimmer meines Vaters, umgeben von einem dichtgescharten Kreise der eingeladenen Herren, mit denen er lebhaft und heiter plauderte. Es war 8½ Uhr geworden, als Holtei seine Vorlesung begann, die er nach dem Abendessen fortsetzen und beenden wollte. Vor dem Souper las er den 2. und 3. Aufzug aus „Julius Cäsar" von Shakespeare, und schon nach der ersten Szene war es allen Zu-

hörern klar, so Vollendetes noch nie gehört zu haben. Cäsar, Brutus, Cassius, Mark-Anton und die edle Portia las er mit verschiedenem und doch immer edlem Stimmklange, ja selbst die einzelnen Bürger waren als besondere Individualitäten zu erkennen. Aber im Vortrage der Rede des Antonius übertraf sich Holtei selbst. Es wurde den Zuhörern begreiflich, daß dieser Mark-Anton durch seine Rede die Bürger Roms nicht allein zur hellen Begeisterung für den gemordeten Cäsar, sondern auch zu flammender Wut gegen seine Mörder bringen konnte.

Die erste Hälfte der Vorlesung war beendet, es war beinahe ½11 Uhr geworden. Um 11 Uhr begann das Souper, zu dem ein langer und zwei runde Tische gedeckt waren. An einem der runden Tische hatten Platz genommen Holtei, mein Vater, Herr von Schwebs, Archidiakonus Dr. Poelchau, der nachherige Ratsherr Petersen und Frl. Clementine Kurtzwig. Dieser Tisch stand vor dem Fenster, an dessen Fensterbrett für uns drei älteste Kinder das Abendessen serviert wurde; so konnten wir die Unterhaltung der Holteischen Tafelrunde gut hören. Holtei erzählte von Goethe, in dessen Hause er, als Freund des einzigen Sohnes und Kindes, des unglücklichen August v. Goethe, in den 20er Jahren häufig als gern gesehener Gast verweilt hatte. Dann sprach er von Ludwig Tieck und besonders eingehend von seinem Aufenthalte in Paris und seinem intimen Verhältnis zu Beranger. An den anderen Tischen stockte die Unterhaltung, denn alles lauschte den Erzählungen Holteis.

Das Souper dauerte bis nach Mitternacht. Wieder zogen sich Damen und Herren in die anstoßenden Zimmer zurück, das Speisezimmer wurde in dieselbe Ordnung wie bei der ersten Vorlesung gebracht. Der Bußtag hatte schon begonnen: Oberpastor Grave und Pastor Poelchau ignorierten das kluger Weise, nicht so der Stadtsuperintendent Thiel, dieser wandte sich an meinen Vater: „Lieber Freund, meine Uhr ist stehen geblieben und zeigt 8 Uhr. Morgen ist Bußtag; ist es noch lange bis Mitternacht?" — „Bester Freund", erwiderte mein Vater — mit vollem Recht, denn es war schon nahe an ½1 Uhr — „bis Mitternacht ist noch sehr lange, lange Zeit" — und Thiel nahm beruhigt seinen Platz wieder ein. Die Vorlesung

begann nun mit der ersten Szene der Rüpel aus Shakespeares „Sommernachtstraum", zum Schluß las er die letzte Rüpelszene, die Aufführung von „Pyramus und Thisbe". Er las mit hinreißender Komik, so daß das Lachen der Zuhörer fast störend wurde. Als er den Löwen brüllen ließ, hörte man hinter den Schränken her, die die Entree abgrenzten, ein dumpfes: Ho, ho, ho! — die Diener, die ihre Herrschaften abholten, waren die verschämten Lacher. Um 2 Uhr nach Mitternacht ging die Gesellschaft auseinander. — Ein paar Tage später verließ Holtei Riga, um erst Ende August mit Frau und Tochter und der Mehrzahl der von ihm engagierten Schauspieler, Sänger, Schauspielerinnen und Sängerinnen hierher zu dauerndem Aufenthalt zurückzukehren.

Mit dem Jahr 1837 trat der erste Anfang der Umwandlung der Interessensphäre der gebildeten deutschen Gesellschaft Rigas und der Ostseeprovinzen ein. Zwar blieben noch immer Literatur und Kunst, Geschichte und neuerdings auch Philosophie, welcher der vor ein paar Jahren verstorbene Berliner Philosoph Hegel neuen Aufschwung verliehen hatte, die Hauptgegenstände der Unterhaltung; aber bei den Zusammenkünften der näheren Freunde meines Vaters bei uns, hörte man doch schon häufiger Gespräche provinzialpolitischen Inhalts. Es waren Befürchtungen durch Briefe aus Petersburg und Dorpat erweckt worden, die Nachrichten über an hoher Stelle geplante Umformung unsrer Landesuniversität Dorpat, sowie aller Schulen brachten. Viele Jahre war der würdige Generalgouverneur General Baron Magnus Pahlen auch Kurator des Dorpater Lehrbezirks gewesen; jetzt, hieß es, werde das Amt des Kurators von dem des Generalgouverneurs, wie es früher freilich immer gewesen, getrennt werden. Als designierter neuer Kurator wurde der Gardegeneral Craffström genannt. — Die Alarmbriefe hatten richtige Nachricht gebracht, denn noch im selben Jahre wurde Pahlen seines Postens als Kurator enthoben und General Craffström zu seinem Nachfolger ernannt.

General Craffström, ein natürlicher Sohn des Generals en chef Grafen Igelström, der in den letzten Regierungsjahren Katharinas II. und des elenden Polenkönigs Stanislaus August

Poniatowsky, in Polen eine berüchtigte Rolle gespielt hatte, war Kommandeur des Moskauschen Garderegiments gewesen, hatte sich als akkurater Verwalter und guter Exerziermeister bewährt; so hielt ihn denn Kaiser Nikolaus I. besonders dazu geeignet, Professoren, Lehrer, Studenten und Schüler an die Uniform zu gewöhnen und so viel wie möglich militärisch zu drillen. An eine vollständige Russifizierung der Universität und der Schulen wurde damals an maßgebender Stelle nicht gedacht, wohl aber wurden die russischen Stunden in den Gymnasien bedeutend vermehrt, und den Dorpater Studenten wurde anbefohlen, in jedem Semester mehrere Kollegien bei dem Professor der russischen Sprache und Literatur zu belegen. Craffström kam im Laufe des Jahres nach Riga, begleitet von dem Inspektor Witte, revidierte das Gymnasium und die Schulen und besuchte auch meinen Vater, „getrieben von verwandtschaftlichem Gefühle", wie er sagte. Die Mutter meines Vaters, Sophie Gräfin Igelström, war eine leibliche Nichte des genannten Generals Grafen Igelström gewesen. — Craffström war ein baumlanger Mann, eine Unteroffiziersnatur, nicht dumm, aber brutal und bis zum Exzeß kenntnislos.

X.

Am 13. September 1837 wurde das Theater unter Holteis Direktion im alten, aber renovierten Lokale im Hause der Musse eröffnet.

Der Zugang zum Theater war von der gr. Königsstraße aus. Ein langer Flur, dessen eine Wand rechts dem Hofe der Musse angrenzte, dessen linke Wand die Brandmauer war, hatte an seinem Ende einen nach rechts gehenden Korridor. An der Ecke befand sich die mit einer Glastüre verschlossene Paradetreppe, die zu den Gesellschaftsräumen der Mussengesellschaft, am Ende der linken Wand des Hauptflurs eine Holztreppe, die zur Theatergallerie hinaufführte; unter ihr war die Theaterkasse. Im Fond des Hauptflurs befanden sich nebeneinander zwei Flügeltüren, deren eine, an die Gallerietreppe grenzend, die Treppe zum I. Rang verschloß, während die andere in das Parterre führte. Aus dem Korridore führten Türen in die Parterrelogen links von der Bühne; die letzte Tür führte auf

eine recht steile Holzstiege, die im kellertiefen Stehparkett mündete. Das Stehparkett, ungefähr 5 Faden lang und 2 Faden breit, war zur Bühne hin durch eine Bretterbalustrade vom Orchesterraume, der unmittelbar vor der Bühne, aber wohl 4 Fuß tiefer als diese, sich befand, getrennt; von der andern Längsseite war es von den amphitheatralisch ansteigenden, numerierten Bänken der „Sperrsitze", zu deren erster Reihe drei Stufen in je zwei kleinen Balustradentüren führten, geschieden. Hinter den Sperrsitzbänken, — die Lehnen hatten und in deren Mitte Aufklappsitze behufs Durchlaß zu den hinteren Sitzreihen waren, — begannen die unnumerierten, lehnenlosen Parterrebänke. — Rechts und links von der Bühne, zwischen ihr und dem Orchesterraume, befanden sich je eine „Prosceniumsloge", die eine als Direktorialloge benutzt, die andre an Abonnenten aus dem Publikum vergeben. Rechts von der Bühne, vom Orchesterraum und dem Parterre durch feste Holzbalustraden abgeteilt, zogen sich die „Parterrelogen" hin, deren Zugang durch das Parterre und einen hinter den Logen befindlichen Korridor war. Die von der Bühne links gelegenen Parterrelogen, deren Eingänge im Außenkorridore waren, wurden ebenfalls durch feste Balustraden von dem Parterre getrennt. Sämtliche Parterrelogen hatten numerierte Sitzplätze. Über den Logen, Steh- und Sitzräumen des untersten Teiles des Zuschauerraumes, mit Ausnahme des Stehparketts, und des Sperrsitzraumes, sowie dem der fünf ersten Parterrebankreihen, zog sich im Halbkreis der von Säulen getragene I. Rang hin, zu dessen Logen, rechts und links, nach innen offene Gänge führten, die durch Türen abgeschlossen waren. Links wie rechts von der Bühne war je eine Prosceniumsloge; die linke war die Loge des Gouverneurs, die rechte die des Kommandanten. Neben dieser letzteren befand sich die mit Lehnstühlen versehene, sehr geräumige Generalgouverneursloge. Über dem Rang war die ebenfalls von Säulen getragene Gallerie, mit zwei Prosceniumslogen, die dem Theaterpersonal zur Verfügung gestellt waren. — Die Sitzplätze der Sperrsitze und Parterrelogen, sowie die numerierten, mit Lehnen versehenen Sitzplätze des I. Ranges, waren schwach gepolstert und mit rotem Tuche überzogen, ebenso die Ränder der Balustraden dieser Räume. Die

Bänke des Parterres und der Gallerie waren mit graugrünem Zeuge beschlagen.

Das Theater wurde erleuchtet: auf der Bühne und auf dem Proszenium durch verschiebbare, argentische Öllampen mit Zylindern, ebenso das Orchester — im Zuschauerraum mit Kerzen, die von zweiarmigen Wandleuchtern, an den Balustraden und Logenrückwänden befestigt, getragen wurden. In den ersten Jahren wurden Wachskerzen gebrannt, später Stearin und Palmlichte. Gewöhnlich brannte ein Licht in jedem Leuchter; bei festlich beleuchtetem Hause aber flammten je zwei Kerzen in jeder Lampette. — Die Preise für die Plätze waren nicht hoch, denn ein Rangbillet kostete 1 Rubel S.; ein Stehparkett-, Sperrsitz- und ein Parterrelogenbillet je 75 Kop. S. Die unnumerierten Plätze des Parterre und der Gallerie kamen auf 50, und 30 Kop. S. zu stehen. — Des ganzen Zuschauerraumes Wände, Decke und Balustraden waren mit weißer Öllackfarbe gestrichen und mit goldenen Leisten verziert. — Das kleine Theater, es konnte kaum 600 Personen fassen, sah, als es ganz neu war, recht schmuck aus und gefiel den Rigensern sehr. Sie waren stolz auf ihren Musentempel.

Die Holteische Familie machte noch vor der Theatereröffnung ihre Antrittsvisite in unserem Hause. Frau Julie von Holtei, geb. Holzbecher, die zweite Frau Holteis, war eine Berlinerin, Tochter eines Kaufmanns daselbst und spezielle Schülerin des berühmten Theologen und Philosophen Schleiermacher. Sie war eine sehr hübsche Frau, von Mittelgröße und besaß die feinsten Manieren. Eine hervorragende Künstlerin, war sie doch in der Gesellschaft nur die feine Dame, frei von jeder Spur des Komödiantentums. Geistreich und lebhaft im Gespräch, in dem sie die weitesten Kenntnisse in der schönen Literatur aller Kulturvölker in anspruchsloser Weise offenbarte, ward sie von den Männern gesucht und bewundert, von den geistreichen, für Literatur und Kunst schwärmenden Damen geradezu vergöttert. Aber auch die dem praktischen Wirtschaftsleben zugewandten älteren und jüngeren Frauen unsres Kreises wußte sie zu fesseln, denn eingehend und mit dem größten Ernste verhandelte sie mit diesen über Fleisch-, Fisch-, Butter- und Eier-

preise und erwies sich dabei als eine Hausfrau und Kochkünstlerin ersten Ranges, so daß meine würdige, wirtschaftliche Großmutter v. Vegesack, meiner Mutter befriedigt und aufrichtig nach einer längeren Unterhaltung mit Frau v. Holtei sagte: „Friederike, die Holteien ist wirklich eine charmante Frau, die große wirtschaftliche Kenntnisse hat. Sie hat mir das Rezept zu einer Art Rindfleisch-pastete mitgeteilt und will mir dasselbe aufschreiben, die liebens-würdige Frau!" — Sie erwarb sich durch ihre ausgezeichnete Dar-stellungskunst, durch ihr liebenswürdiges, wahrhaftes Wesen, die dauernde Zuneigung und Achtung der Rigenser, wie sich das bei ihrem, leider frühen Tode in herzlicher Weise und in seltener Stärke zeigte.

Die Tochter, Marie, ein Jahr älter als meine Schwester — ein Kind aus der ersten Ehe Holteis mit der gefeierten Schauspielerin Luise Roger, einer Pflegetochter der Gräfin Herberstein zu Grafen-ort in Schlesien — war bildhübsch, aber von kleinem Wuchse. Mutter und Tochter befreundeten sich rasch mit meiner Mutter und Schwester, wurden von uns Knaben sehr geliebt und von meinem Vater hoch-geschätzt.

Durch Holtei wurden mehrere Mitglieder seiner Truppe in unser Haus eingeführt; von den Schauspielerinnen und Sängerinnen die Anstandsdame Fräulein Charlotte Felsenheim und die jugendliche Heldin und sentimentale Liebhaberin Fräulein Amalie Weißbach, in späteren Jahren mit dem bekannten Charakterdarsteller Mittell verheiratet; die Koloratursängerin Kathi Hoffmann und ihr Mann, der Heldentenor Johann Hoffmann[1]), kamen erst 1838 von Petersburg nach Riga und wurden bald gerngesehene Gäste meiner Eltern; von Schauspielern der jugendliche Held und Bonvivant Albert Stölzel, der jugendliche Liebhaber Bruno Wolmany und der jugendliche Komiker und Naturbursche Alexander Sammt.

Die Holteische Zeit war die Epoche der höchsten Blüte unseres Theaters, denn Schauspielerinnen wie Frau v. Holtei, Frau v. Stein,

[1]) Hoffmann hatte nach Holtei vom Sept. 1839 bis 1844 die Direktion des Rigaer Theaters, das unter ihm eine seiner höchsten Blütenperioden erlebte.

Fräulein Weißbach und Frau Göcking, Sängerinnen wie die Pollert und Hoffmann hat Riga, bis daß die Puls, die Suhrland und die Eichberger unsere Bühne zierten, nicht wiedergesehen. Auch die Schauspieler waren bedeutend, namentlich Bosard, Stölzel, Wohlbrück und v. Lehmann; besonders hervorragend als Sänger war der erste Bassist, Günther, der auch als Schauspieler Tüchtiges leistete, der lyrische Tenor, Jansen, hatte eine hübsche umfangreiche Stimme — er sang als „Postillon von Lonjumeau" das hohe C — aber sein Organ ermangelte der Kraft. Der Heldentenor Hoffmann, Holteis Nachfolger als Theaterdirektor, war ein gut geschulter Sänger und vortrefflicher Darsteller, von schöner, männlich kräftiger Gestalt, mit Gesichtszügen eines hübschen Südländers — aber nur die tiefen und Mitteltöne seiner starken Stimme waren ansprechend, in der Höhe klang der Brustton rauh, er gebrauchte daher vom hohen G an das Falsett. — Der Baritonist Herr Wrede hatte ein wohllautendes, überaus kräftiges Organ, war aber hölzern als Darsteller und unsicher als Sänger, und da er Gewohnheitstrinker war, blieb er nur ein paar Jahre in Riga. Die höheren Baritonpartien, die zugleich nur von guten Darstellern gesungen werden mußten, wie „Zampa", „Don Juan", „Bois Guilbert" und „Lord Ruthwen" in den Marschnerschen Opern „Templer und Jüdin" und „Der Vampyr", sang daher der Heldentenor Hoffmann, und zwar mit berechtigtem Erfolge.

Die Holteis und unsere Familie wurden schnell innig befreundet. In jeder Woche kamen sie zusammen, um bei Tee und einfachem Abendessen gemütliche Stunden gemeinsam zu verleben. Oft waren auch die genannten Theatermitglieder, die in unser Haus eingeführt waren, sowie sonstige Verwandte und Bekannte meiner Eltern mit den Holteis zum Tee und Souper bei uns, dann las Holtei gewöhnlich komische Sachen vor, unnachahmlich die neuen Glasbrennerschen Szenen aus dem Berliner Volksleben, „Nante Strumpf" und die „Menagerie". —

Solch ein Gesellschaftsabend war auch am 10. Dezember, dem Geburtstage meiner Mutter, die 37 Jahre alt wurde, trotz ihrer sechs Kinder aber immer noch etwas Zart-Mädchenhaftes hatte, und Groß-

mama, die Tanten und Charlotte Rennenkampf, die drei Holteis, Baron Karl Wolff, sowie Herr und Frau v. Schwebs bildeten mit uns Eltern und Kindern die heiterste Gesellschaft, deren Mittelpunkt, wie immer, Holtei war. Diesmal las er nicht vor, sang aber am Klavier, das er selbst spielte, komische Lieder in schlesischer Mundart und dann auch französische Chansons von Béranger, mit Grazie wie ein geborener Franzose. Beim Abendessen tranken Holtei und mein Vater Brüderschaft, die sie durchs Leben treu gehalten haben. Kurz vor dem Weggehen fragte Holtei meinen 9 Jahre alten Bruder Wolfgang, ob er schon oft das Theater besucht habe? „Nein, Herr v. Holtei, denn das ist für Papa zu teuer!" replizierte jener. — Am Morgen erhielt mein Vater einen Zettel von Holtei, folgenden Inhalts: „Verehrter Freund! Wie die Sachen jetzt stehen, halte ich mich für verpflichtet, dich darauf aufmerksam zu machen, daß es mir sehr erfreulich sein wird, wenn deine Herren Jungen mit deiner Erlaubnis das Theater besuchen wollen. Sie dürfen sich in solchen Fällen den Zettel nur bei mir abholen und da heute ein Pferd vorkommt, so bin ich so frei, auf heute einzuladen. Dein Holtei."

Dieser Zettel erregte bei uns „Herren Jungen" die größte Freude. Wir gingen den Abend ins Theater, das Stück mit dem Pferde war „Rochus Pumpernickel". Wir nahmen glücklich und stolz Platz auf der ersten Parterrebank, links von der Bühne. Das Theater war noch so dunkel, daß man den Theaterzettel nicht lesen konnte, was wir auch nicht brauchten, denn wir kannten ihn auswendig. Gallerie und Parterre waren schon um ½6 Uhr ganz angefüllt, denn „Rochus Pumpernickel" war eine Lieblingsposse. Um ½6 Uhr wurde es heller im Zuschauerraume, die Lampettenkerzen wurden angezündet, Sperrsitze, Parkettlogen und Stehparkett begannen sich zu füllen, der Rang blieb ziemlich leer, die alte Frau v. Bulmerincq, die man die Siebzehn-Bulmerincq nannte, weil sie schon seit vielen Jahren immer einen bestimmten Platz in der Rangloge Nr. 17 Abend für Abend einnahm, erschien aber doch, wie immer den Hut auf dem Kopf. Die Toiletten der Damen waren durchweg Hausanzüge, die verheirateten Frauen trugen alle große Hauben mit Tüllstrichen und langen, breiten, bunten Seidenbändern.

Bald nachdem sie die Plätze eingenommen, zogen sie ihre Handschuhe aus und begannen — zu stricken, denn das Strickzeug galt in jener Zeit als das Wahrzeichen einer ordentlichen, wirtschaftlichen rigaschen Hausfrau. Der Strickstrumpf war der unzertrennliche Begleiter der verheirateten Frauen Rigas und mußte es wohl sein, denn gewebte Strümpfe und Socken wurden im Inlande nicht fabriziert, kamen wohl aus England, Frankreich und Deutschland, waren aber sehr teuer, die Rigaer Frauen mußten daher sich und ihre Kinder, wie auch den Eheherrn selbst „bestricken". Von Bällen und Galadiners war das Strickzeug allerdings verbannt, aber auf Kaffee- und Teegesellschaften, auf Promenaden und in Konzerten strickten die braven und fleißigen Ehefrauen mit anerkennenswertem Eifer.

Zehn Minuten vor Beginn der Vorstellung kamen die Orchestermitglieder und stimmten ihre Instrumente. Der damalige Kapellmeister, der später weltberühmt gewordene Richard Wagner, dirigierte die Posse nicht, das tat der Konzertmeister, aber er wohnte doch der Vorstellung bei, in der Direktorial-Proszeniumsloge sitzend. „Rochus Pumpernickel" ist eine gute, harmlose, urkomische und darum amüsante Posse. Die Titelrolle gab der Bassist Günther ganz vortrefflich; sein auf die Bühne kommendes Pferd betrug sich auch manierlich. Die sonstigen Hauptrollen waren mit den besten Kräften besetzt: Frau v. Holtei, Frau Göcking, Herr v. Lehmann und Herr Wohlbrück.

In den Zwischenakten war unter den Zuschauerinnen lebhafte Unterhaltung, nicht nur von Platz zu Platz, sondern auch höchst ungeniert von Loge zu Loge. Die Herren waren während der Zwischenakte gewöhnlich in der Theaterkonditorei, die im Hofe der Musse sich befand, zu dem eine Tür aus dem äußeren Korridor führte. Dort saßen denn die Kritiker bei Punsch oder Wein — Bier wurde damals in der Konditorei nicht verschenkt — plaudernd und rauchend; im Theater und seinen Korridoren war das Rauchen streng untersagt. Der Konditor verabfolgte auch Limonade, Schokolade und Gefrorenes, und häufig schickten die Herren ihren Frauen, Töchtern und bekannten Damen durch Kellner von diesen Erquickungen.

Eines Abends in diesem Winter besuchte auch Pastor E. mit Frau und Tochter das Theater. Pastor E. und seine Familie waren in Tuckum in Kurland zu Hause. Der Pastor ging ins Stehparkett, seine beiden Damen hatten Plätze in der vordersten Reihe einer Rangloge. Der Pastor ging mit einem Bekannten während des Zwischenaktes in die Konditorei, trank dort Limonade und gab einem Kellner den Auftrag zwei Gläser Limonade zweien Damen in der und der Rangloge zu servieren; beide Gläser Limonade bezahlte er sofort. Der Kellner erfüllte bald darauf diesen Auftrag, indem er schweigend der Pastorin und ihrer Tochter die Limonade präsentierte. Die Pastorin wies ihn und die Limonade zurück — da erscholl aus dem Stehparkett Pastor E.s Stimme: „Malchen, Minchen nähmt nur! Schmeckt sähr angenähm und ist auch schon bezahlt!" — Große Heiterkeit im ganzen Theater. — Dieser Spruch des Gottesmannes vom Lande wurde in Riga sprichwörtlich und ist noch jetzt im Gebrauch. Ungeniert ging es im Publikum zu, aber nie indezent. „Griseldis" von Fr. Halm wurde zum erstenmal gegeben.

In dem Winter 1837/38 lebte die gute Gesellschaft Rigas ausschließlich dem Theater. In den Familienzusammenkünften der v. Vegesacks, in den Häusern der beiden Barone Schoultz, bei den Foelckersahms, wie bei den Hays, ja selbst in der Bornhauptschen Schule hörte man nur vom Theater reden, Frau v. Holtei, Fräulein Weißbach, Frau v. Stein und die alte Frau Göcking begeistert rühmen und mit fast überschwänglicher Anerkennung von den Leistungen eines Stölzel, Bosard, Wohlbrück, v. Lehmann und Sammt sprechen. Von den Sängern waren bei dem Publikum besonders beliebt der Bassist Günther und der Tenorist Jansen; die Sängerin Fräulein Planer, eine Schwägerin Richard Wagners, die später einen Gardeoffizier v. Meck heiratete, war gar nicht so übel, wurde aber von der Primadonna Frau Pollert vollkommen in den Schatten gestellt. Diese mit herrlicher Stimme und hervorragendem Darstellungstalent begabte Sängerin war der ausgesprochene Liebling des Publikums.

XI.

In diesem Winter begannen auch die Zusammenkünfte von sieben Freunden, die von gleicher Begeisterung für Literatur und Kunst beseelt waren und die sich abwechselnd bei Holtei, bei meinem Vater, dann auch bei Herrn v. Schwebs versammelten. Außer diesen drei Genannten gehörten noch zu diesem Kreise Baron Hamilkar Foelkersahm, Baron Goswin Budberg[1]) und zwei Kurländer, Baron Emil Ropp, damals Doblenscher Hauptmann, und Baron Wilhelm Ascheberg, Kassierer des kurländischen Kreditvereins. Die Zusammenkünfte waren zweimal in jedem Monat, und die beiden letztgenannten Herrn kamen mit der Diligence aus Mitau, blieben die Nacht in Riga, und kehrten erst den andern Tag nach Mitau zurück. Sämtliche Dramen Shakespeares wurden von den Herren nacheinander gelesen; die Vorleser waren Holtei und mein Vater. Bei dem einfachen Souper wurden die Stücke eingehend besprochen, und hierbei glänzte Baron Hamilkar Foelkersahm durch großen Scharfsinn und bewunderungswürdige Dialektik; Holtei und mein Vater waren die besten Kenner der Entstehungsgeschichte der einzelnen Dramen. — Diesem Kreise las auch Holtei zuerst sein geniales, aber etwas obszönes, später anonym gedrucktes dramatisches Gedicht „Don Juan" vor.

Der Herbst 1838 brachte den Deutschen der Ostseeprovinzen die erste Kunde von dem Doklad des Ministers der Volksaufklärung Uwarow, in dem er bei dem Kaiser die allmähliche Russifizierung der Universität Dorpat und der Gymnasien beantragt hatte. Die baltischen Patrioten schauten mit Bangen in die Zukunft, ein Bangen, das um so mehr berechtigt erschien, da aus sicherer Quelle ein Ausspruch des Kaisers bekannt wurde, in seinem Reiche müsse es dahin kommen, daß nur ein Glaube, eine Sprache und ein Recht alleinherrschend seien. Damit war der Sonderstellung der treuen baltischen Provinzen in Kirche, Schule, Gerichtsverfassung und Rechtsprechung der Krieg erklärt, und der lange stille Kampf begann. Die Liv-, Est- und Kurländer wurden sich ihres Deutschtums von da an immer mehr und tiefer bewußt, und ihre protestantische Kirche,

[1]) War 1833—39 Notär, dann Sekretär der livl. Ritterschaft. Gest. 1880.

ihr deutsches Recht wurden ihnen teuerer als je vorher. Die Harmlosigkeit der Existenz hörte auf; ernster, einseitiger wurde das Leben und die großen Ideen, Gewissensfreiheit, Sprachfreiheit und historisches Recht, bürgerten sich sachte ein in die baltische deutsche Bevölkerung. — Kunst und Literatur, Drama und Oper hatten aber noch immer die Hauptstelle in der Unterhaltung in aus Herren und Damen gemischten Gesellschaften; in ausschließlichen Herrenzusammenkünften nahmen sie von nun an die zweite Stelle ein, den Vorrang besaß jetzt und späterhin — die Politik und deren Fundamente, Geschichte und Rechtslehre.

Im Spätherbst und Winter dieses Jahres waren meine Brüder und ich, dank der Güte Holteis, häufig im Theater. Zwei Stücke machten einen besonders tiefen Eindruck auf uns: „Pfefferröfel" von der Birch-Pfeiffer und „die Krone von Zypern", wenn ich nicht irre von Herrn v. Holbein. „Pfefferröfel" spielt im XIII. Jahrhundert zur Zeit Kaiser Adolphs von Nassau; „die Krone von Zypern" im XIV. Jahrhundert. — Im erstgenannten Stück ist eine Verschwörung gegen Kaiser Adolph Inhalt der Handlung; in der Krone von Zypern wird eine Episode aus den Thronstreitigkeiten des Hauses Lusignan dramatisch vorgeführt. In beiden Stücken kommen eine Menge Ritter und zwar recht viel böse, viele Kämpfe und greuliche Mordtaten vor, natürlich daß uns Knaben diese Dramen besonders gefielen. Die Tracht der Personen beider Stücke war ganz dieselbe, trotzdem das eine Stück im XIII., das andere im XIV. Jahrhundert, das eine in Mitteldeutschland, das andere im Orient spielte, und diese Tracht war die des 30-jährigen Krieges. Kaiser Adolph hatte denselben Anzug, in welchem Van Dyk den König Karl I. von England darstellt, und der junge Prätendent erschien in der spanisch-burgundischen Kleidung des XVI. Jahrhunderts. Dieser Kleider-Anachronismus störte aber niemand und das Publikum gab sich ungestört der Freude hin an dem trefflichen Spiel und der stattlichen, ästhetischen Erscheinung der Darsteller.

Im Dezember betrat Frau v. Holtei zum letzten Male die Bühne, deren Zierde sie war, in der Rolle der Porzia in Shakespeares „Kaufmann von Venedig", denn ihre nahe Entbindung verbot das weitere

Erscheinen auf der Bühne. Am Weihnachtstage kam sie mit Zwillingen nieder, die beide gleich nach der Geburt starben; aber auch die liebliche Mutter erlag, nach qualvollem Leiden, dem Wochenfieber. — Meine Eltern waren diese ganze Zeit hindurch im Holteischen Hause; meine Mutter half bei der Pflege der Wöchnerin, mein Vater tröstete den tief trauernden Gatten und Vater mit herzlichem Zuspruch und besorgte für ihn die dringendsten, keinen Aufschub duldenden Theatergeschäfte. Die Beerdigung von Frau v. Holtei, von der St. Jakobikirche aus, war von der ganzen Stadt, vom Generalgouverneur an bis zu den Ältesten der kleinen Gilde besucht. Vor der Leichenrede, die Oberpastor Grave hielt, wurde vom Opernpersonal des Theaters auf dem Orgelchor das herrliche Requiem gesungen.

Holtei blieb nur noch einige Wochen in Riga, um alle Geschäfte abzuwickeln und die Theaterdirektion dem ersten Tenoristen Herrn Johann Hoffmann zu übergeben. Ein paar Tage vor seiner Abreise nach Deutschland nahm er Abschied von dem Publikum Rigas und von der Rigaer Bühne in der Rolle des Dichters Heinrich in dem von ihm gedichteten Drama „Lorbeerbaum und Bettelstab". — Unsere ganze Familie wohnte dieser Abschiedsvorstellung bei. Holtei gab den Heinrich wundervoll und ergreifend; das Publikum zerfloß in Tränen. Einen Abend vor dem Tage seiner Abreise hatte ihm zu Ehren die große Zahl seiner Freunde und Verehrer, zu denen auch der nachherige Ratsherr W. Petersenn gehörte, im Sommergarten auf dem ersten Weidendamm in der berühmten Restauration von Krimberg, ein solennes Abschiedsbankett arrangiert. Marie Holtei blieb noch ein Jahr in Riga, freundlich aufgenommen von der Familie des trefflichen Oberpastors Grave. Nach Graves 1840 erfolgtem Tode brachte mein Vater Marie Holtei bis nach Tauroggen, wohin Holtei aus Schlesien entgegengekommen war. In Tauroggen, im Jahre 1840, sind die Freunde zum letztenmal zusammengewesen.

Das Jahr 1839 wirkte beruhigend auf die durch den bekannten Doklad Uwarows vom Jahre vorher besorgten Gemüter der livländischen Patrioten, denn das gute Recht Livlands auf „deutschen Magistrat" war faktisch geworden. Der Generalgouverneur Baron

Magnus Pahlen war ein Estländer; der Gouverneur George Freiherr v. Foelkersahm ein Kurländer und der Kommandant von Riga Generalleutnant Carl v. Manderstiern gehörte auch dem Adel Estlands an. Alle diese ersten Beamten waren Lutheraner, und ebenso waren deutsche Lutheraner der Vizegouverneur und Chef des Kameralhofes Dr. Ludwig v. Cube, der Chef des Domänenhofes Herr v. Lilienfeldt, der Dirigierende der Reichskommerzbank Herr v. Doppelmayr und der Zollchef Herr v. Hesse, wie auch der Gouvernementspostmeister, erst Herr v. Baranoff, dann Herr v. Jung-Stilling. Sämtliche Regierungsräte und Regierungssekretäre waren deutsche Lutheraner; ebenso der Prokureur und der Oberfiskal. Aber auch die höchsten und höheren Militärs der Provinz waren lutherische Deutsche, so der in diesem Jahre neuernannte Divisionskommandeur Generalleutnant Paul v. Rennenkampf, der Schwiegersohn meines Onkels Otto v. Vegesack; dann der Platzmajor Herr v. Burmeister, ein Glied der Oeselschen Ritterschaft, der Artillerie-Chef Generalleutnant v. Lingen, ein Estländer, und die Adjutanten des Generalgouverneurs Herr v. Kotzebue und Graf A. Keller. Die Vorstände der Lehranstalten waren ebenfalls protestantische Deutsche und in die Landesämter, sowie in die Stadtmagistrate waren natürlich nur Deutsche und Lutheraner berufen worden. Die deutsche Sprache, deutsches Recht und deutsche Sitte herrschten unbedingt in Livland; nur in den Militärkanzleien und denen der Kommerzbank und des Zolls war das Russische die Geschäftssprache.

VII.

Eine livländische Landstadt vor ca. 75 Jahren.

(1834—1848).

Der Verfasser dieser Erinnerungen ist derselbe, der die vorausgehenden „Alt-Rigaschen Jugenderinnerungen" geschrieben hat — Julius Eckardt (der Ältere), dessen Lebensdaten auf S. 155 angeführt worden sind. Die Stadt, um die es sich handelt, wird in diesen Aufzeichnungen nicht genannt. Es liegt jedoch auf der Hand, daß es sich um Wolmar handelt, wo der Verf. jahrelang Stadtsekretär gewesen ist. — Auch diese Erinnerungen sind zuerst im Jahre 1885 in der „Rigaschen Zeitung" (Nr. 147—54) veröffentlicht worden.

* * *

Zu Anfang des Jahres 1834 war der Erzähler als vierundzwanzigjähriger Jurist aus Dorpat nach Riga zurückgekehrt und in die Kanzlei des damaligen livländischen Zivilgouverneurs, Geheimrat Baron Foelkersahm[1]), getreten. Unter diesem seiner Zeit vielgenannten Manne dienen zu dürfen, galt mit gutem Grunde für einen besonderen Vorzug. Baron Georg Foelkersahm (der seine

[1]) Über ihn vergl. Näheres in den vorstehend wiedergegebenen Brackelschen Erinnerungen. S. 241 ff.

Laufbahn noch unter dem letzten Herzog von Kurland begonnen hatte, im Jahre 1796 Ritterschaftssekretär, 1812 Kanzleidirektor des Generalgouverneurs Marquis Paulucci und als solcher Teilnehmer an den mit York geführten Verhandlungen gewesen war) zeichnete sich nicht nur durch hohe, geistige Begabung, feine Bildung und unermüdliche Arbeitskraft, sondern zugleich durch eine Menschenkenntnis aus, die ihn zum unvergleichlichen Lehrer und Leiter junger Beamten und zu einem ebenso energischen wie liebenswürdigen Chef machte. Lehrreicher als alles, was er durch direkte Unterweisung anderen mitteilen konnte, war das Beispiel, das er gab. Er pflegte zu sagen, daß fleißige Leute immer und für alles Zeit haben müßten und bewies die Richtigkeit dieses Satzes durch stete Bereitschaft, in schwierige Dinge selbst einzugreifen, wo immer erforderlich Rat zu erteilen, wichtigere Arbeiten entweder selbst zu machen oder bis ins einzelne zu prüfen, die rechten Männer in die rechten Stellungen zu bringen und die Leistungen ihm direkt unterstellter jüngerer Beamten persönlich zu überwachen.

Der erst in reiferen Jahren in den russischen Staatsdienst getretene und nach Riga übergesiedelte Kurländer hatte mit Hilfe dieser Eigenschaften binnen kurzem eine eminente Kenntnis der geltenden Reichs- und Landesgesetze erworben und die wegen der kurz zuvor angeordneten Aufhebung der Leibeigenschaft außerordentlich schwierigen livländischen Verhältnisse genauer kennen gelernt als viele tüchtige Landeskinder. Vor fünfzig und sechzig Jahren wollte das ungleich mehr sagen als heute. Livland und das erst vor einem Menschenalter dem russischen Szepter unterworfene Herzogtum Kurland standen einander bis in die vierziger Jahre hinein völlig fremd gegenüber, eine Sammlung der geltenden Reichsgesetze gab es ebensowenig wie eine Kodifikation des Provinzialrechts, und die Geschichte des letzteren war höchstens den Schülern des kurz zuvor in sein Dorpater Lehramt eingetretenen, verdienstvollen Forschers F. G. v. Bunge bekannt. Dinge, die der Beamte unserer Tage mühelos einem der geltenden Hilfs- und Handbücher oder dem Kollegienhefte entnimmt, konnten anders als in vieljähriger Praxis nicht erlernt, auf verschiedenen Sätteln feste Reiter nur ausnahmsweise ge-

funden werden, weil die Zahl der studierten und durch Examina gegangenen Richter und Verwaltungsbeamten eine ziemlich beschränkte war. Viele ältere Personen hatten entweder gar nicht oder im Auslande studiert; manche der wichtigsten Ämter aber lagen in den Händen militärisch verdienter, mit dem Rechtswesen indessen wenig bekannter Mitkämpfer der Napoleonischen Kriege, die sich in die bürgerlich-administrative Tätigkeit nur mühsam und allmählich eingewöhnten. Äußerlich war das Fortkommen ungleich leichter, als in der heutigen Zeit, die Erwerbung bureaukratischer Brauchbarkeit und Landeskenntnis dagegen mit Schwierigkeiten umgeben, die man sich heute kaum vorstellen kann.

Unter solchen Verhältnissen mußte der Erzähler es als außerordentliches Glück ansehen, in die Schule des höchsten und zugleich bedeutendsten Beamten seiner Vaterstadt getreten und der Beachtung desselben gewürdigt worden zu ein. Das Beispiel seines Chefs erfüllte ihn mit einem Eifer, den er früher nicht gekannt hatte und der ihm Gelegenheit bot, mit dem „Geheimrat" in ein persönliches Verhältnis zu treten, das alsbald für ihn folgenreich werden sollte. Bereits wenige Monate nachdem er ins Amt getreten war, versprach Foelkersahm ihm eine selbständige Stellung, und kurze Zeit später (im Sommer 1834) wurde er mit der Frage überrascht, ob er wohl Lust habe, den erledigten Posten des Stadtsekretärs in einer der livländischen W-Städte[1]) zu übernehmen.

Wer von der Abgeschlossenheit des auf sich selbst beschränkten alten Riga, von der damals zwischen Stadt und Land bestehenden Kluft und von der Beschränktheit der altlivländischen Kleinstädterei eine auch nur annähernde Vorstellung besitzt, wird begreiflich finden, daß die Aussicht aus der stolzen Dünastadt in eine bescheidene W-Stadt versetzt zu werden, einem vierundzwanzigjährigen, jungen Juristen, der seine Vaterstadt über alles liebte, wenig verlockend erschien und daß derselbe Mühe hatte, seine peinliche Überraschung zu verbergen, einige Dankworte zu stammeln und die Glückwünsche der ihn umgebenden Amtsgenossen mit leidlicher Haltung entgegenzunehmen. Am liebsten hätte der Erzähler ausgeschlagen, — die

[1]) Nämlich in Wolmar.

Überlegung aber sagte ihm, daß solchen Falls auf weitere Begünstigung durch seinen Chef nicht zu rechnen gewesen wäre. Außerdem hatte der Erzähler sich in der Stille verlobt, und das gab den Ausschlag. —

Alle Welt weiß, daß man vor fünfzig Jahren romantischer empfand als heute, wo das Glück der Liebe und des Familienlebens zwar nicht an Bedeutung verloren, zufolge der größeren Mannigfaltigkeit der Interessen indessen eine veränderte Stellung im Leben des einzelnen genommen hat. Von der Hingabe an allgemeine und patriotische Zwecke, Lockungen des Ehrgeizes und der öffentlichen Tätigkeit wußte man in den dreißiger Jahren höchstens in Ausnahmefällen etwas. Auch den Strebsamsten schwebte kaum ein anderes Ziel, als das des häuslichen Glückes und einer anmutenden Geselligkeit nach ehrlich getaner Arbeit vor. Die altväterische Beschränktheit der äußeren Lebensverhältnisse aber war der einzige den Genossen jener Zeit bekannte Zustand, weil über Mitau und Dorpat hinausgehende Reisen das Privilegium einer verschwindenden Minderheit bildeten. Gesellschaftlich bot das alte Riga ungleich mehr als das neue, weil Fähigkeit, Talent und Gelegenheit zu geselligem Lebensgenuß überreichlich vorhanden, die Ansprüche und Gewohnheiten bescheiden waren, die herrschende Stimmung aber zu Optimismus und idealistischer Verklärung der Wirklichkeit neigte. Schiller war der Lieblingsschriftsteller, Weber der maßgebende Musiker der Zeit, die neben der Freude an Spiel und Tanz kein anderes Glück, als das Zusammenklingen gleichgestimmter Herzen kannte und die Behauptung noch wörtlich nahm, daß in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar Raum sein müsse.

Dieses Glaubens waren auch der Erzähler und seine Braut, die sich nach dem ersten Schrecken über den bevorstehenden Abschied von der eleganten Geselligkeit, den Theater- und Kunstfreuden der Vaterstadt, alsbald in idyllischen Vorstellungen von der stillen Seligkeit ergingen, die ihnen, fern vom Getriebe der Welt, in der bescheidenen neuen Heimat bestimmt sein werde. Daran, daß es zunächst und vor allem eine ernste und schwierige Aufgabe zu lösen und eine hohe Verantwortlichkeit zu übernehmen gelte, dachte auch

der Erzähler nicht. Die herrschende rationalistische Weltanschauung hatte es nicht mit der Gesamtheit, sondern mit dem Individuum und mit dem Glück zu tun, das der einzelne sich durch Übung der Tugend sollte erwerben können. Von anderen als privaten Tugenden aber war nicht die Rede, wo der Grundsatz „Tue Recht und scheue niemand" für die Summe aller religiös-philosophischen Weisheit galt. Mit Hilfe dieser Weisheit und an der Seite seiner Erwählten glaubte auch der neue Stadtsekretär sich durch das Leben schlagen zu können. Er begab sich an den Ort seiner Bestimmung, setzte mit Hilfe der Foelkersahmschen Empfehlung seine Erwählung glücklich durch und trat am 21. September 1834 das Amt an, welches die Grundlage seiner ferneren Existenz bilden sollte.

Der Entwicklungsgang der livländischen Landstädte ist (von Dorpat und dem erst 1784 begründeten Werro abgesehen) ein gleichlaufender gewesen — nach der großen Zerstörung, welche die Auflösung des alten Ordensstaates begleitete, sanken sie zu einer Nichtigkeit herab, aus welcher sie sich Jahrhunderte lang nicht zu erheben vermochten, weil der schwedisch-polnische Erbfolgekrieg und der entsetzliche nordische Krieg einander zu rasch folgten, um eine Gesundung und Kräftesammlung möglich erscheinen zu lassen. Als der ersehnte dauernde Frieden endlich da war, breitete sich eine Erschöpfung über das ganze Land aus, die zwei Menschenalter andauerte und erst zu weichen begann, als Peters des Großen mächtige Städtegründung an der Newa-Mündung die Wirtschaftsverhältder baltischen Küste gänzlich verändert und dem Handel neue Wege gewiesen hatte.

Hand in Hand mit diesem äußeren Rückgang ging eine beständig zunehmende innere Verwirrung. Von dem alten livländischen Bürgertum hatten sich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts außer einzelnen baulichen Trümmern nur die alten Namen und gewisse, auf vergilbte Privilegien gegründete Ansprüche erhalten, mit deren Geltendmachung man sich vergeblich abmühte. Über die Art und Weise, in welcher das geschah, geben Gadebuschs „Jahrbücher" genügende Auskunft; aus dem fünften Bande der Müllerschen Sammlung[1])

[1]) Sammlung russischer Geschichte. 5 Bde. Offenbach 1777—1779.

aber wissen wir, daß in einer ganzen Anzahl kleiner Städte unseres Landes die geltenden Verfassungen noch um die Mitte des Jahrhunderts tatsächlich ruhten, weil es an den Mitteln zur Ausführung derselben, d. h. an der für die Stellenbesetzung nötigen Zahl von Bürgern und an städtischen Einnahmen gebrach. Zwanzig Jahre später, als man eben das schlimmste überstanden zu haben glaubte, wurden die Statthalterschaftsverfassung und die Städteordnung Katharina II. eingeführt um nach verhältnismäßig kurzer Geltung der Wiederherstellung des früheren Zustandes Platz zu machen. Im Prinzip galten nach der Restauration von 1796 der rigaschen nachgeahmte städtische Verfassungen, tatsächlich behalf jeder der in Betracht kommenden Orte sich mit anderen Institutionen und fehlte es fast durchgängig an genauer, allseitig anerkannter Abgrenzung der den einzelnen Ständen und Behörden zukommenden Rechte und Befugnisse. Man behalf sich so gut und so wohlfeil, als man eben konnte und holte nötigenfalls bei der Gouvernementsregierung Rat, bis schließlich der Erlaß der beiden ersten Bände des Provinzialgesetzbuches feste, auf geprüfte Rechtstitel gegründete Verhältnisse zu schaffen unternahm.

Der Erzähler trat sein Amt, wie erwähnt, im September 1834, also elf Jahre vor Verkündigung des Provinzialgesetzbuches, an. Genau hatte ihn niemand über die Verhältnisse unterrichten können, in die er treten sollte; an Ort und Stelle war er der einzige Rechtskundige, und Archive, welche erschöpfende Auskunft hätten geben können, fehlten so gut wie vollständig. Der Magistrat, als dessen Sekretär und Rechtsbeistand er fungieren sollte, bestand aus drei Mitgliedern, zwei Kaufleuten und einem Handwerker, die an eine geregelte Verteilung der ihnen obliegenden richterlichen, polizeilichen, administrativen und finanziellen Befugnisse niemals gedacht, ja von der Möglichkeit und Zweckmäßigkeit einer solchen niemals gehört hatten.

Als Bürgermeister fungierte seit einer längeren Reihe von Jahren der Bäckermeister und Mehlhändler V., ein wohlhabender und rechtschaffener Mann, der sich als unbeschränkter Gewaltherrscher ansah, jeden Widerspruch gegen seinen Willen als Vergehen behandelte

und von Veränderungen des Hergebrachten grundsätzlich nichts wissen wollte. Herr V. fühlte sich als erster Mann der Stadt, weil er Bürgermeister, Kapitalist und außerdem Gläubiger des größten Teils seiner ärmeren Mitbürger war. Er verlieh gern, nahm es mit dem Wiederbezahlen nicht allzu genau und spielte den Großmütigen, so lange man ihm den Willen tat und die Gefügigkeit eines tief verpflichteten Schuldners zeigte. — Der erste Ratsherr war ein dem Bankerott entgegengehender, von Sorgen erdrückter Kaufmann, der ausschließlich von der Geduld lebte, die der bürgermeisterliche Gläubiger gegen ihn übte und die ihn mehrere Jahre lang über Wasser hielt; der zweite Ratsherr ein stiller, ehrlicher Handwerker, der seines unbezahlten Ehrenamtes gehörig gewartet zu haben glaubte, wenn er an den Sitzungstagen zur Stelle war, die eingegangenen Briefe durchlas, dem Herrn Bürgermeister zustimmte, jeden Konflikt mit Kollegen oder anderen Leuten ängstlich vermied und nach mehrstündigem, hartnäckigem Schweigen in sein Haus und an die gewohnte Arbeit zurückkehrte. Das erste und das letzte Wort gebührte dem Herrn Bürgermeister, der alles zu wissen meinte, ob er gleich nichts gelernt hatte, — der nur mühsam las und dessen Schreibekunst sich auf die Aufzeichnung seines glücklicherweise nur kurzen Namens beschränkte. Wegen seiner Grobheit, Heftigkeit und Anmaßung war der im Grunde wohlmeinende Mann ungemein gefürchtet, wegen seines Reichtums und seiner offenen Hand allgemein geachtet, die Art seiner Amtsführung aber entzog sich jeder Beurteilung, weil er niemand über sich erkannte und niemand Einblick in die Geschäfte verstattete.

Da der frühere Stadtsekretär nach längerer Krankheit verstorben und das Amt desselben einige Monate lang unbesetzt gewesen war, herrschte eine Verwirrung, der sich nur langsam und allmählich steuern ließ. Die Polizei wurde mit vollendeter Willkür geübt, in Rechtsfragen kam für die Parteien alles darauf an, ob der Bürgermeister „ich kenn ihm" oder „ich kenn ihm nicht" gesagt hatte; für die öffentliche Wohlfahrt war seit Menschengedenken nichts mehr geschehen und nur die Kassen befanden sich in guter, wenn man will, in musterhafter Ordnung. Der schriftunkundige Bürgermeister,

der nur Gedrucktes, und auch das nur in Ausnahmefällen zu lesen pflegte, verstand sich leidlich auf die Rechenkunst, sah die Bücher und Kassen selbst durch und besaß die kalkulatorische Ordnungsliebe des wohlhabenden und in Geldsachen durchaus zuverlässigen Bürgers der alten Zeit. Die Buchführung aber wurde durch einen jungen, gescheiten und ehrenhaften Kanzleibeamten besorgt, den der frühere Stadtsekretär eingeschult hatte und der für ein lächerlich geringes Gehalt die Funktionen des Schreibers, Protokollisten und Kassenbeamten versah. Daß von zweckmäßiger Anlegung der kleinen städtischen Kapitalien, rationeller Bewirtschaftung des Stadtgütchens und von Instandhaltung des städtischen Immobilienbesitzes nicht die Rede war, daß man vielmehr ebenso unproduktiv wie ehrlich wirtschaftete und Knickerei mit Sparsamkeit und Vorsicht mit Indolenz verwechselte, verstand sich ebenso von selbst, wie daß für die Dauer der V'schen unbeschränkten Gewaltherrschaft von Neu- und Umgestaltungen schlechterdings nicht die Rede sein konnte.

Während des ersten Jahres seiner Amtstätigkeit hatte der vierundzwanzigjährige Stadtsekretär, junge Ehemann und einzige Jurist des Ortes vollauf damit zu tun, die laufenden Geschäfte zu erledigen, seine Rechtskenntnis und Inquirentenfähigkeit zu erweitern, sich in den städtischen Verhältnissen zu orientieren, die vorhandenen Aktenbestände zu ordnen und zu studieren und die Menschen näher kennen zu lernen, mit denen er leben und wirken sollte. Der Kreis der Gebildeten beschränkte sich auf die in livländischen Landstädten unvermeidlichen Honoratioren: zwei Prediger, zwei Ärzte, drei oder vier Lehrer, den Ordnungsrichter, den Apotheker und ein paar alte, adlige Herren, die sich auf den Altenteil zurückgezogen hatten und ein verdientes otium cum dignitate genossen. Da sich unter diesen Männern und deren Frauen eine überraschend große Zahl tüchtiger, ja bedeutender Köpfe fand, so entwickelte sich alsbald ein Verkehrsleben, das den Herrn Stadtsekretär vollständig hätte ausfüllen können, wenn dieser sich nicht schon im zweiten Jahre seiner Tätigkeit mit dem Enthusiasmus der Jugend auf sein Amt geworfen und eine Reformtätigkeit in Angriff genommen hätte, die ihn alsbald vollständig in Anspruch nahm und Jahre lang den Hauptinhalt seines Lebens bildete.

Für den Geist kleinlicher und unpraktischer Sparsamkeit, in welchem die Verwaltung unserer W.stadt geführt wurde, war es bezeichnend, daß die öffentlichen Gebäude und die Wohlfahrtseinrichtungen sich trotz des guten Standes der städtischen Kassen im denkbar kläglichsten Zustande befanden. Bares Geld zu sammeln und möglichst oft zu zählen, war von jeher die Hauptleidenschaft des Bürgermeisters V. gewesen und aus dessen privater Tätigkeit in seine Amtsführung mit hinübergenommen worden. Die Stadtkasse hatte Überschüsse von mehr als 1000 Rbl., die Akzisekasse gleichfalls ein Plus aufzuweisen und in der Steuerkasse fanden sich gar 2000 Rbl. vor, über die man verfügen konnte; die Stadt besaß außerdem ein Gut, zwei eigene Häuser, ein Armenhaus, ein Lazarett und eine Invalidenkaserne, — nichts destoweniger aber hauste der Magistrat in zwei elenden Stuben, welche ihm in dem der Krone gehörigen Ordnungsgerichtsgebäude aus Gnaden eingeräumt worden waren und deren unwürdiger Zustand der Gouvernements-Baukommission immer wieder zu berechtigtem Tadel Veranlassung bot. Alljährlich mußten zur Erhaltung und Reparatur dieser Gelasse gewisse Summen hergegeben werden, die ungleich zweckmäßiger auf die Instandsetzung der beiden städtischen Häuser verwendet worden wären, von denen das eine einer Wolfshöhle, das andere einer Bettlerherberge ähnlich sah: zu dem Entschluß, die bezüglichen Aufwendungen zu machen und dadurch das Stadtvermögen zu erhöhen, vermochte man es indessen nicht zu bringen. Ähnlich sah es mit der Invalidenkaserne aus, die notorisch das elendeste Gebäude der Stadt war und über deren dem Einsturz entgegengehendes Lubbendach fortwährend geklagt wurde, ohne daß jemals an Hebung des Schadens gedacht worden wäre.

Was aber wollte das alles gegen die Beschaffenheit des Straßenpflasters sagen? Die Gassen der Stadt ruhten auf mächtigen unbehauenen, ungleichmäßigen Granitklötzen, die (angeblich zur Zeit des letzten katholischen Bischofs von W.stadt) aus den Trümmern der benachbarten Burgruine entnommen, völlig planlos in den Boden getrieben und zum Teil so tief eingesunken waren, daß ihr Befahren während der Herbst- und Wintermonate den passierenden

Post- und Reisefahrzeugen sicheren Schaden androhte. Besonders gefährlich sah es um die nordöstliche Ausfahrt aus dem Städtchen aus, die einen steilen, mit spitzen Granitkegeln gepflasterten Berg darstellte, der zu systematischem Ruin von Rädern und Pferden bestimmt zu sein schien und den nichtsdestoweniger täglich Dutzende von Equipagen in tiefster Dunkelheit hinabklimmen mußten. Daß es keine Straßenbeleuchtung gab, verstand sich von selbst, eine solche hatte es nie gegeben und die bezüglichen, niemals berechneten Kosten galten für unerschwinglich. Dem Zustande der nördlichen Ausfahrt aus der Stadt entsprachen die südlichen Ausläufe derselben, die einen zu gewissen Zeiten undurchdringlichen Sumpf darstellten. Da es hier nur einzelne, durch Bretterstiege mit einander verbundene Häuser gab, hatte man in dieser Gegend jede Pflasterung sparen zu müssen geglaubt und auf solche Weise dafür gesorgt, daß Stellmacher und Sattler des Orts mit Hilfe der häufig vorkommenden Achsen- und Räderbrüche in Nahrung erhalten wurden.

Daß die Beseitigung dieser Schäden niemals ins Auge gefaßt worden war, lag vornehmlich an zwei Umständen. Die Kassenverwaltung des Städtchens war von alters her einem Kollegium von drei Personen (Bürgermeister, Stadtältester und Stadtsekretär) anvertraut und jedem Einfluß der Bürgerschaft entrückt gewesen. Tatsächlich schaltete und waltete der ausschließlich auf Ersparnis und Geldansammlung ausgehende, jeder Neuerung grundsätzlich abgeneigte alte Bürgermeister, wie es ihm beliebte. Da er auf die Unterstützung des gleichgesinnten, mit der Vertretung beider Gilden betrauten Stadtältesten bedingungslos rechnen durfte, blieb der Stadtsekretär regelmäßig in der Minderheit und fanden etwaige Anträge desselben niemals Berücksichtigung. Zudem durfte Herr V. sich mit einem gewissen Rechte auf die „öffentliche Meinung" berufen, deren Träger als echte kleinstädtische Pfahlbürger an dem Glauben festhielten, daß ihre Stadt, weil sie überhaupt gepflastert war, und weil sie über leidlich gefüllte Kassen gebot, auf der Höhe der Zeit stehe. Andere Meinungen als diejenigen der Gildenbürger kamen überhaupt nicht in Betracht, weil die Plebs der Okladisten Schutz genossen und die in der Stadt lebenden Bauern von dem allmächtigen Stadt-

oberhaupt in strenger, durch die Grobheit und Stentorstimme des pater patriae unterstützter Zucht gehalten wurden, die wenig zahlreichen Honoratioren aber außerhalb des städtischen Verfassungsrahmens standen. Von der Möglichkeit, diese „Literaten" in die große Gilde aufzunehmen und das Bürgertum dadurch aufzufrischen, ließ man sich vor fünfzig Jahren in unseren kleinen Städten bekanntlich ebenso wenig träumen, wie in Riga, Dorpat oder Pernau.

Der zweite, jeder Besserung entgegenstehende Umstand lag in dem langsamen Wachstum und der Beschränktheit der städtischen Einnahmen, die man für unabänderlich ansah. Und doch lag die Möglichkeit einer Reform sozusagen auf der flachen Hand. Abgesehen von den Einnahmen, die man sich durch Meliorierung und entsprechend teurere Verpachtung des Stadtguts und der völlig brachliegenden öffentlichen Gebäude schaffen konnte, bot das städtische Akziserecht ein höchst geeignetes Mittel zu finanzieller Aufbesserung. Gegen eine jährliche Zahlung von 825 Rbl. hatte die Krone der Stadt W. das Recht erteilt, von dem eingeführten Bier und Branntwein eine Abgabe zu erheben und die Schänkereigerechtigkeit ärmeren Bürgern als beneficium zuzuweisen. Diese Befugnisse planmäßig zum Nutzen der Stadt auszubeuten, hatte man sich niemals angelegen sein lassen. Herkömmlich war, daß die schankberechtigten armen Bürger und Bürgerfrauen ihr Recht wohlhabenden Leuten gegen ein jährliches Pauschquantum von zehn (früher sechs) Rbl. abtraten, daß die der Krone zu zahlenden 825 Rbl. nach Gutdünken auf die Kaufleute und Schänkwirte repartiert wurden und daß außerdem jeder Hausbesitzer jährlich 1 Rbl. 43 Kop. Akzise-Konsumsteuer an die Stadtkasse erlegte, deren gesamte Einnahme aus diesem einträglichen Verwaltungszweige etwa 200 Rbl. jährlich betrug. Gaben die Branntwein-Verkäufer den Betrag ihres Absatzes doch „auf Gewissen", d. h. in völlig willkürlicher und unkontrollierbarer Weise an!

An eine systematische Beseitigung dieser Mängel war nicht zu denken, so lange Herr V. das Heft in Händen hielt. Die einzigen bei Lebzeiten des alten Herrn ermöglichten Reformen, welche der neue Stadtsekretär durchzusetzen vermochte, waren Übersiedelung des Rats aus dem Ordnungsgerichts-Gebäude in das gründlich repa-

rierte, fortan „Rathaus" genannte Stadthaus Nr. 1 und die Neupflasterung der Stadt. Zu der letzteren hatte ein amtlicher Besuch des General-Gouverneurs Baron v. d. Pahlen Veranlassung gegeben, die erstere war durch Aufstachelung des Bürger- und Bürgermeisterstolzes über die Unwürdigkeit einer bloßen Mietexistenz bewirkt worden. Trotz der gemessenen Order des Herrn General-Gouverneurs wäre die Neupflasterung der Stadt indessen eine bloße Halbheit geblieben, wenn Herr V. nicht inmitten der Vorbereitung zu dieser Maßregel das Zeitliche gesegnet hätte und der durch den Tod seines Gönners bankerott gewordene Ratsherr und Kaufmann X. zur Niederlegung seines Amtes genötigt worden wäre. Von den Neuwahlen, zu welchen diese Ereignisse Veranlassung boten, soll später die Rede sein — zunächst konnte durchgesetzt werden, daß die Stadtkasse 700 Rbl. zur Neupflasterung der bedenklichsten Teile der Hauptstraße hergab, und daß im übrigen die Bürger zur Bestreitung der Kosten für die an ihre Häuser grenzenden Partien herangezogen wurden. Selbstverständlich setzte das einen ungeheuren Lärm und wurde der als Urheber dieser verwegenen Neuerung angesehene Stadtsekretär von zornigen Reklamanten überlaufen. Da dieser mehr als die anderen Leute, nämlich 60 Rbl. B., zur Neupflasterung der Umgebung seines Hauses hatte aufwenden müssen und mit Berufung auf dieses argumentum ad hominem jede Auseinandersetzung kühl ablehnen durfte, ließ sich ihm indessen nicht an den Kragen kommen. Die Unzufriedenen steckten sich jetzt hinter den Stadtältermann T., der der Sache stets abgeneigt gewesen war und sich durch seine Freunde bestimmen ließ, eine fulminante, von Grobheiten strotzende Beschwerde an die Gouvernements-Regierung zu richten und über die unerschwingliche Last zu klagen, welche der W-städtischen Bürgerschaft aufgehalst worden sei, ohne daß man dieselbe irgend zu Rate gezogen habe.

Dieser an und für sich unbedeutende Zwischenfall sollte größere und segensreichere Folgen haben, als der Reklamant und dessen Freunde geahnt hatten. Bei der Neupflasterung der Stadt blieb es, die Nichtbeteiligung der Bürgerschaft an den bezüglichen Beschlüssen aber gab zu einer interessanten und für die damaligen Ver-

hältnisse höchst charakteristischen Verfassungs-Änderung Veranlassung, auf welche mit einiger Ausführlichkeit eingegangen werden muß.

Die Beschwerde des Stadtältermanns über die ohne Zustimmung der Bürgerschaft erfolgte Neupflasterung unserer Stadt wurde seitens der Gouvernements-Regierung einer eingehenden Prüfung unterzogen, bei welcher die gesamte bestehende Verfassungsordnung W.s zur Sprache kam. Über das einzelne der bezüglichen Verhandlungen Auskunft zu geben, ist der Erzähler nicht mehr in der Lage. Genug, daß diese Angelegenheit in den Händen eines noch gegenwärtig lebenden verdienstvollen Mannes, des damaligen Regierungssekretärs, späteren Vizepräsidenten des Hofgerichts Friedrich v. Schwebs, gelegt war und daß dieser tüchtige Kenner der Landesgeschichte und des Landesrechts vollständige Wiederherstellung der während des 18. Jahrhunderts halb aufgelösten dreiständischen Verfassung und dementsprechend die Einrichtung eines aus fünf Mitgliedern (zwei Rats-, den beiden Älterleuten und einem Bürger-Beisitzer) bestehenden Kassakollegiums beantragte und durchsetzte.

Der erste Eindruck, den diese für die Weiterentwicklung der Stadt außerordentlich wichtige und segensreiche Neuerung auf den Berichterstatter übte, war ein nichts weniger als günstiger. Von dem erziehenden Einfluß bürgerlicher Selbstverwaltung hatte man vor fünfzig Jahren nur sehr unklare Vorstellungen; den rationalistischen Zeitanschauungen nach erschien die Zuziehung einer größeren Zahl von Bürgern zur Kassen- und Finanzverwaltung vielmehr als Rückschritt und die von Herrn v. Schwebs damit verfolgte Absicht als romantische Grille, die das praktische Bedürfnis außer Augen setzte. Der an die Stelle des Herrn V. getretene neue Bürgermeister war ein Ehrenmann, mit dem sich reden und leben ließ, der neue Ratsherr U., — ein praktischer Kopf, der in Geldsachen Bescheid wußte; wäre es bei der alten Ordnung geblieben, so hätte der Stadtsekretär bequemer vorwärts kommen und den opponierenden Stadtältermann regelmäßig überstimmen können. Jetzt, wo der Rat nur zwei Stimmen in Kassensachen besaß, sah die Sache ungleich schwieriger aus, denn von den drei neuerwählten Bürgerschaftlichen Kollegiumsgliedern trat einer als kleinstädtischer Krakehler und Schreier

auf, der wegen eines vor Jahren erfahrenen Unrechts tödlicher Feind des Rats, Agitator von der schlimmsten Sorte und grundsätzlicher Gegner jedes vom Rate gemachten Vorschlages war; der großgildische Altermann stimmte regelmäßig mit seinem kleingildischen Kollegen und beide Tribuni übten einen so terroristischen, auf die ungebildeten Elemente der Bürgerschaft gestützten Einfluß aus, daß der verständige, aber ängstliche Ratsherr U. um des lieben Friedens willen häufig zu ihnen übertrat und den Bürgermeister samt dem redlichen Bürger-Vertreter J. in der Minderheit ließ. So lange dieser Zustand andauerte, blieb alles auf dem alten Fleck und bildete das Kassa-Kollegium den Tummelplatz widerwärtiger und verderblicher Händel, die das Gemeinwohl erschütterten und geradezu desorganisierend wirkten.

Nach Jahresfrist waren die Dinge indessen so unerträglich geworden, daß Ratsherr U. sein Amt niederlegte, der Rat den Stadtsekretär zum Syndikus machte und in das Kassa-Kollegium deputierte und dadurch der Partei der Bildung und Vernunft die Mehrheit sicherte. Der jugendliche Syndikus ging mit dem Feuer der ersten Liebe an die Sache und ließ sich den vieljährigen Kampf mit dem einflußreichen und störrischen Altermann der kleinen Gilde nicht verdrießen. Jahre vergingen, an denen die am Mittwoch-Nachmittag abgehaltenen Kollegiumssitzungen von den leidenschaftlichsten Kampfesszenen erfüllt wurden und der Syndikus (zum Schrecken seiner jungen, großstädtischen Frau) „grün vor Ärger" nach Hause kam, um für Tage und Stunden alle gute Laune zu verlieren. Sein Gegner besaß neben souveräner Grobheit die bornierten und ungebildeten Leuten eigentümliche Schlauheit und ein Talent zum Verschleppen, das durch den Mangel einer regelmäßigen Protokollführung außerordentlich begünstigt wurde. Erst als die Einrichtung einer regelmäßigen schriftlichen Aufzeichnung der gesamten Verhandlung und aller gestellten Anträge durchgesetzt worden war, wandte das Blatt sich; fortan konnten dem krakehlenden Ältermanne und dessen Anhang alle Unwahrheiten, Ungereimtheiten und Widersprüche, deren er sich schuldig gemacht hatte, schwarz auf weiß nachgewiesen, die Debatten folgerichtig geführt und zu wirklichem Abschluß gebracht werden.

Damit war dem Meister der Intrige und Verschleppung das beste Teil seines Spiels verdorben und das herkömmliche tumultuarische Verfahren unmöglich gemacht worden; Privatgespräche, die nicht in Betracht kommen sollten, Unterhaltungen über Wind und Wetter, die den Faden der Verhandlung zerrissen, sowie unanständige Ausfälle und Schmähungen kamen nicht vor, weil die Herren sich hüten mußten, aktenmäßig derartiger Ordnungswidrigkeiten überwiesen zu werden und weil die Drohung, das Protokoll werde erforderlichen Falls der höheren Obrigkeit eingesendet werden, unter Umständen Wunder tat. Immerhin war an rasche und ersprießliche Fortschritte nicht zu denken, so lange der geringfügigste Ratsantrag zu endlosen Reden, Gegenreden, Zwischenanträgen und Querelen Veranlassung gab und die beiden Parteien einander wie feindliche Mächte gegenüberstanden, die wohl Waffenstillstand, aber nicht Frieden schließen konnten. Der Herr Altermann behandelte den Syndikus als eingedrungenen, großstädtischen Volksfeind und dieser war jung und leidenschaftlich genug, um bei dem bloßen Anblick seines beständig „bis hinter die Ohren" lächelnden Gegners an seiner guten Laune Schaden zu nehmen.

Da trat ein Zwischenfall ein, der anfänglich zum Sturm im Glase, später indessen zu einem vernünftigen Friedensstande führte: inmitten eines ärgerlichen Handels, den der Herr kleingildische Altermann gegen den Rat angezettelt hatte, wurde dieser große Tribun überwiesen, einen schwunghaften und einträglichen Handel mit gestohlenem, von Bauern heimlich in die Stadt gebrachtem Holz getrieben zu haben. Der sonst so schlaue Herr war töricht genug, sich der wider ihn eingeleiteten Untersuchung entziehen und das Erscheinen vor der städtischen Gerichtsobrigkeit unter nichtigen Vorwänden verweigern zu wollen. Der Rat antwortete damit, daß es den Angeklagten und durch gehäufte Zeugnisse Überwiesenen von seinem Ehrenamte suspendierte und bis zu gefälltem Urteil einen provisorischen Altermann erwählen ließ.

Von dem Aufsehen, das diese Angelegenheit erregte und von dem Rattenkönig unsinniger Beschwerden, den der gestürzte Tribun gegen den Rat auf die Beine brachte, werden Kenner kleinstädtischer

Verhältnisse sich unschwer eine Vorstellung machen. Selbstverständlich trat die von beiden Seiten angerufene Gouvernements-Regierung aber auf die Seite des Rats, indem sie die ausgesprochene Suspension bestätigte und Fortführung der Untersuchung anordnete. Bis zum allendlichen Austrage der Sache vergingen noch Jahre, weil der Verurteilte den Handel durch sämtliche Instanzen trieb, Widerklagen einleitete usw. — in das Kassa-Kollegium durfte er indessen nicht wieder eintreten. Wiederholte Personenveränderungen innerhalb desselben begünstigten die Bildung einer verständigen Mehrheit — die Bürgerschaft lebte sich in die neue Einrichtung allmählich ein, lernte die Bedeutung derselben schätzen, fand an der Besserung der öffentlichen Zustände Gefallen und bewies dadurch, daß Herr v. Schwebs das Richtige getroffen hatte, als er auf den verfassungsmäßigen Boden zurückgekehrt war.

Noch bevor in Sachen der städtischen Finanzverwaltung volle Klärung eingetreten war, hatte sich eine andere Neuorganisation durchführen lassen. Während der Amtsführung des Bürgermeisters V. waren die verschiedenen Funktionen des Magistrats bunt durcheinander gelaufen, und hatte der würdige pater patriae zugleich den Polizeiherrn und den Vorsitzer des Stadtgerichts, d. h. den Präses der Appellations-Instanz gespielt, an welche Beschwerden über polizeiliche Verfügungen zunächst gingen. Bei dem Mangel an festen statutarischen Bestimmungen hatte sich gegen diese, durch die Willkürlichkeit und den Dünkel des alten Herrn auf die Spitze getriebene Widersinnigkeit nichts ausrichten lassen: es ging zu, wie in dem berüchtigten Kleinstaat des 18. Jahrhunderts, wo man (vergl. Wolfgang Menzels „Geschichte der Deutschen") „von der Entscheidung des Geheimen Hofrats Haase durch den Geheimen Hofrat Haase an die Entscheidung des Geh. Hofrats Haase" appellieren mußte. Nach dem Tode V.s bewirkte der Stadtsekretär indessen, daß die Polizeisachen ausschließlich in die Hände eines Ratsherrn gelegt, von den Ratssachen völlig getrennt, rücksichtlich der Protokollführung auch nicht durch den eigentlichen Richter der Ober-Instanz (den Sekretär), sondern den städtischen Registrator besorgt wurden, ein Verfahren, das später auch in anderen kleineren Städten des

Landes eingerichtet und durch das Provinzialgesetzbuch zu gesetzlicher Anerkennung gebracht worden ist. Daß diese Institution sich bewährte, war vornehmlich einem äußeren Umstande zuzuschreiben, der Erwählung des rechten Mannes zum rechten Amte.

Von diesem Mann, seiner ersten Bekanntschaft mit dem Erzähler und der vieljährigen engen Freundschaft, die beide in der Folge verband, soll ausführlicher die Rede sein, denn mit dem Tage der Erwählung des Herrn A. B. C. zum Ratsherrn und Polizeiherrn von W. begann ein neuer Abschnitt in der Geschichte des kleinen Gemeinwesens, von welchem hier die Rede ist.

Im ersten Jahre der Amtsführung des Erzählers war der Tischler und Baumeister A. B. C. eines unbedeutenden Rechtshandels wegen vor den Rat zitiert worden. Als die Verhandlung begann, sah der Erzähler einen baumlangen, jungen Mann mit blitzenden Augen und scharf geschnittenen Zügen vor sich stehen, der ziemlich nachlässig auf dem oberen Rand der kleinen, niedrigen, halb offen stehenden Tür der provisorischen Ratsstube lehnte und in solcher Position dem diesmal merkwürdig zahm auftretenden Bürgermeister Antworten gab, die eben so viel Selbstgefühl wie Witz und gute Laune verrieten. Um den feinen Mund zog sich dabei ein Zug überlegenen Humors, der vielleicht etwas respektwidrig aussah, indessen auf den ersten Blick verriet, daß man es mit einem ungewöhnlichen Menschen mit einem Kopfe zu tun habe, der über die Welt und über sich selbst nachgedacht habe, und zu einem bestimmten Ergebnis gelangt war.

Herr A. B. C., den der Erzähler anfangs in den Verdacht des Übermuts und der Autoritätslosigkeit genommen und mit einem gewissen Mißtrauen angesehen hatte, wurde einige Jahre später zum Ratsherrn und nach erfolgter Reorganisation der Verwaltung zum Polizeiherrn erwählt. Während einer Jahrzehnte überdauernden, unentgeltlichen Amtsführung hat er, in beiden Stellungen, eine Fülle von Redlichkeit, Verstand und praktischer Umsicht bewiesen, die ihn alsbald zu einer unvergleichlichen Stütze der Verwaltung machten. Ungewöhnliche Begabung, gute Vorbildung und männliche Strebsamkeit befähigten den trefflichen Mann zum Erwerb einer Bildung, die weit über die gegebenen Verhältnisse hinausging

und die ihn im Laufe der Zeit zum Liebling aller machte, die ihn näher kannten. Daß er ein geborenes Polizeigenie sei, bewies Herr A. B. C. bereits in der ersten Zeit seiner Amtsführung. Ihm waren die Durchführung der Neupflasterung, der neuen Marktordnung und die Handhabung einer öffentlichen Zucht zu danken, deren wohltätige Strenge zu dem früheren Gemenge von Willkür und Unordnung grell kontrastierte. Wegen seiner rücksichtslosen Strenge, seines scharfen Blicks und seiner noch schärferen Zunge gefürchtet, war Herr A. B. C. wegen seiner unvergleichlichen guten Laune und seiner werktätigen Humanität von groß und klein, arm und reich gern gesehen. Die aus seinem Wesen redende Mischung von Ernst und echtem Humor hat ihm das dauernde Gedächtnis eines weiten Kreises gesichert, sein polizeiliches Geschick aber war so bedeutend, daß ein während mehrerer Jahre mit ihm in nähere amtliche Berührung gekommener hoher Beamter aus Petersburg dem Generalgouverneur Baron Pahlen wiederholt versichert hat, wenn er das entscheidende Wort zu reden hätte, würde er unseren A. B. C. zum Oberpolizeimeister der Residenz machen und damit an die Stelle bringen, für welche er geboren zu sein scheine.

Die segensreichen Folgen dieser Neuwahl machten sich um so rascher fühlbar, als Herrn B.s Nachfolger im Bürgermeister-Amte ein kreuzbraver und wohlwollender Mann war, der nicht nur selbst seine Pflicht tat, sondern in selbstloser Weise den übrigen Ratsgliedern überall da freie Hand ließ, wo das städtische Interesse es erforderte. Auf solche Weise wurde eine Tätigkeit möglich, die den Teilnehmern Freude und Genugtuung bereitete, die besseren Elemente der Bevölkerung mehr und mehr an die Verwaltung heranzog und die ärmern Leute mit einem Vertrauen zu ihrer Obrigkeit erfüllte, das früher vollständig gefehlt hatte. Wo es not tat, wurde „Moses Zuchtrute" nicht gespart und von Herrn C.s großen und starken Händen derb und fest eingegriffen, — weil die Strenge sich aber mit Gerechtigkeit und Unparteilichkeit paarte, schreckte sie nicht ab.

Auf die Umgestaltung der Polizei-Verwaltung folgte zunächst die Einrichtung eines zweckentsprechenden Marktwesens. Da die Landleute, altem Herkommen gemäß, täglich zu Markte zu kommen

pflegten, existierte eine Beaufsichtigung von Handel und Wandel viele Jahre lang nur auf dem Papier, ließen die beiden Marktvögte sich die schlimmsten Willkürlichkeiten gegen Bauern und Kleinbürger zuschulden kommen und stand die Vorkäuferei in ärgster Blüte. Dieses „Gespenst" aller kleinen Städte, über dessen Unbeschwörbarkeit bereits vor hundert Jahren in Gadebuschs „Livländischen Jahrbüchern" geklagt wurde, konnte nur dadurch gebannt werden, daß man (nach eingeholter Zustimmung der Gouvernements-Regierung) den Stadtmarkt auf zwei Tage in der Woche beschränkte, an diesen Tagen die Polizei scharf aufpassen und für den Rest der Woche die unnützen Zufuhren und Feilhaltungen unter Strafe stellen ließ. Daß es damit nicht glatt abging, daß die professionellen Vorkäufer anfänglich laut jammerten und Heimlichkeiten aller Art trieben, verstand sich von selbst. Glücklicherweise aber war der damalige Ordnungsrichter des Kreises, Baron —o—, ein verständiger und wohlmeinender Herr, der mit den städtischen Beamten auf freundschaftlichem Fuße verkehrte und dieselben gern unterstützte. Unser A. B. C. wußte sich mit dem Baron vortrefflich zu stellen, und da auf solche Weise beide Polizei-Autoritäten an dem nämlichen Strang zogen, wurde es unmöglich, der neuen Ordnung Opposition zu machen und der Wahl zwischen landpolizeilichem Regen und städtischer Traufe zu entrinnen. In der Folge hat dieses gute Einvernehmen sich auch in anderer Beziehung wohltuend erwiesen, namentlich in Sachen des Straßenbau-, Brücken-, Rekrutierungs- und Einquartierungswesens, das in einem zweckmäßigen und von der höheren Obrigkeit wiederholt lobend anerkannten Stande gehalten werden konnte.

Es würde zu weit führen, wenn die Wirkungen der Neuorganisation des Polizeiwesens im einzelnen aufgeführt werden sollten. Die bloße Tatsache, daß ein für die äußere Ordnung der Stadt verantwortlicher, mit bestimmt umschriebenen Befugnissen versehener, jedermann bekannter Beamter jederzeit zur Stelle war, bildete einen großen und greifbaren Vorteil. In früherer Zeit hatte der mit allen erdenklichen Buch- und Registerführungen beauftragte einzige Kanzleibeamte der Stadtverwaltung seinen Verpflichtungen

kaum nachkommen können, weil alle Welt sich anhielt und weil der mit besonderer Vorliebe als Polizeiherr fungierende alte Bürgermeister wohl die Macht, aber nicht die Last seines Amtes tragen und „mit Schreibereien" grundsätzlich nichts zu tun haben wollte: der bloße Anspruch an andere schriftliche Funktionen als diejenigen des Unterschreibens war aus guten Gründen von Herrn V. als persönliche Beleidigung angesehen und mit Grobheiten unverfälschtester Art beantwortet worden. Was der Marktvogt und die übrigen Lieblingswürdenträger des alten Herrn taten und für nötig hielten, erhielt dessen Billigung; von Untersuchungen war nur in Ausnahmefällen die Rede gewesen und das damals noch landesübliche „Kuhlehn" stand als einziges Mittel zur Wahrung städtischer Autorität dem Landvolk gegenüber in üppigster Blüte. Der neue Polizeiherr war in allen Stücken das Gegenteil seines Vorgängers; er wußte mit der Feder umzugehen, dadurch seinen Schriftführer zu entlasten, in Person für gehörige Registrierung der Pässe, Aufenthaltsscheine, Quartierbillets usw. zu sorgen und außerdem dem verderblichen, tiefeingewurzelten Wahne zu steuern, als sei die städtische Polizei nicht sowohl zur Wahrung von Zucht und Ordnung als „zur Beschützung der Bürger", d. h. zu parteiischer Wahrnehmung des Interesses einer bestimmten Menschenklasse da. Vor ihm galt kein Ansehen der Person und die überlegene Ironie, mit welcher er unberechtigte Ansprüche abzufertigen wußte, sorgte alsbald dafür, daß die Bürger sichs zweimal überlegten, bevor sie Lärm darüber schlugen, daß Herr A. B. C. Okladisten, Arbeiter und Bauern für den gildischen Bürgern in bürgerlichen Dingen gleichberechtigte Menschen ansah und demgemäß schützte, wo sie Schutz verdienten. Der gute Ruf, in welchem die W.sche Polizei stand, füllte allmählich auch die Gegner der neuen Ordnung mit einem gewissen Selbstgefühl, verhinderte aber freilich nicht, daß namentlich während der ersten Jahre im einzelnen unendlich viel geschimpft und geklagt wurde. „Viel Geschrei und wenig Wolle, sagte der Teufel, als er das Schwein schor" — war die beliebte Antwort unseres A. B. C., wenn man ihm von den Beschwerden und Drohungen des widersetzlichen Teils seiner schätzbaren Mitbürger erzählte. Nach vieljähriger Wirksamkeit ist der treffliche Mann

als der beliebteste Sohn seiner Vaterstadt in hohem Alter und Ansehen gestorben.

„Ausgeben und immer wieder Ausgeben", jammerten die Vertreter der guten alten Zeit, als nach erfolgter Einrichtung des Stadt-Kassa-Kollegiums zur Inventur, Reparatur und Meliorierung des städtischen Eigentums geschritten wurde. „Acht Rubel für die Neupflasterung einer Strecke, die niemals gepflastert gewesen ist und gar nicht gepflastert zu werden braucht, weil unsere Bürger nicht fahren, sondern auf dem Bretterstег entlang den Häusern gehen — 1000 Rbl. für die Wiedereinrichtung und Besserung der beiden Stadthäuser! Und dabei reden der Syndikus und die Ratsherrn noch von Straßenbeleuchtung, Versicherung der öffentlichen Gebäude gegen Feuersgefahr, Anschaffung einer neuen Spritze, einer neuen Kaserne, einem neuen Krankenhause, von Besserung des Abfuhrwesens, Reorganisation der Akzise und anderen Torheiten! Wissen denn die Herren nicht, daß es bei uns fast niemals brennt, daß unsere Handspritzen ganz vortrefflich sind, und daß Mond und Sterne für die gehörige Helligkeit der Stadt sorgen! So wird das schöne Geld vergeudet, das unser guter V. mühsam durch viele Jahre angesammelt hatte! Ja! wenn unser alter Altermann nicht da wäre und wenn er nicht das Maul auf dem rechten Fleck hätte, müßte unsere gute Stadt Bankerott machen und schmählich zugrunde gehn! In den übrigen W.-Städten, die doch auch Bescheid wissen, denkt niemand an die neumodischen Narreteien, mit denen man uns an den Bettelstab bringen wird!"

Während der letzten dreißiger und der ersten vierziger Jahre bildeten diese und ähnliche Klagen das tägliche Brot unserer Bürgerschaft, die durch vieljährige Stagnation daran gewöhnt worden war, jede Neuerung für eine Torheit, jede Ausgabe für eine Verschwendung anzusehen und den Wohlstand ihres Gemeinwesens allein nach der Zahl der in den Stadtkassen aufgespeicherten harten Rubel zu beurteilen. Um sich zunächst eine feste materielle Basis zu sichern und die Mittel zu den schlechterdings unvermeidlich gewordenen wirtschaftlichen Neueinrichtungen zu sichern, schritt das Kassa-Kollegium auf Antrag des Rats zunächst zu einer Umgestaltung des (oben

eingehender erörterten) Akziſeweſens. Unter Zuſtimmung der Gouvernements-Regierung wurde beſchloſſen, die Krons- und Stadtakziſe, ſowie das Schankrecht meiſtbietlich an einen leiſtungsfähigen Übernehmer zu verpachten, die lächerlich geringen Erträge der ſtädtiſchen Akziſe auf ſolche Weiſe zu erhöhen, die auf 6—10 Rubel bezifferte Quote der ſchankberechtigten Witwen zu verdreifachen, beziehungsweiſe zu verfünffachen, dem Schmuggel und dem Schankunweſen in Läden und Buden ein Ende zu machen und zu feſten, klaren Verhältniſſen zu gelangen. Die Vorteile dieſer Neueinrichtung waren ſo einleuchtend, daß die Sache anfangs auf keinerlei Widerſtand zu ſtoßen ſchien. Da ein benachbarter Gutsbeſitzer für das Schank- und Akziſerecht ſofort 2000 Rubel bot und außerdem die Sicherung gegen Schmuggel und heimlichen Schank auf eigene Rechnung übernahm, wuchs der Stadtkaſſe eine Mehreinnahme von 700 Rubel jährlich, den berechtigten Witwen ein Plus von je 20 Rubel zu, konnte das auf den Hausbeſitzern ruhende Akziſegeld (5 Rubel B. A. per Gebäude) aufgehoben und außerdem der Fälſchung des Bieres und der Schnapsvöllerei geſteuert werden.

Anfangs, d. h. ſo lange die Sache auf dem Papier ſtand, ging alles vortrefflich — noch vor dem Tage aber, an welchem mit dem ausſchließlichen Einfuhr- und Schankrecht des Pächters Ernſt gemacht und zu Sicherungsmaßregeln gegen heimliche Schankbetriebe, ſowie gegen Schmuggler der Grund gelegt werden ſollte, erhob ſich ein furchtbarer Lärm, fielen die meiſten Anhänger der neuen Inſtitutionen wieder ab und wurde der Magiſtrat mit ſo heftigen Drohungen überſchwemmt, daß der Bürgermeiſter erkrankte und der Syndikus den Vorſitz im Kaſſa-Kollegium übernehmen mußte. Zunächſt verſuchten die Anhänger der alten Ordnung eine freiwillige Wiederherſtellung derſelben durchzuſetzen. Mann für Mann rückten die Intereſſenten des bisherigen Schankweſens den Mitgliedern des Kollegiums ins Haus, um dieſelben bei allen Heiligen um Abwendung ihres ſicheren Ruins und Erhaltung des Beſtehenden zu bitten.

Als das nicht fruchtete, ging man zu Einſchüchterungsverſuchen über. Ein berühmter Stadtdemokrat gab das Loſungswort aus: „Lieber laſſen wir vom Leben, als von unſerem guten Rechte“, und

schlug die Entsendung einer Sturmdeputation nach Riga vor, die namens der Bürgerschaft bei der Gouvernementsregierung Beschwerde und Protest einlegen sollte; ein anderer Patriot meinte, man sollte lieber sofort „am Senat" gehen und dadurch den Gegnern zuvorkommen. Da diese indessen auf dem einmal gefaßten Beschlusse bestanden und die Rückgängigmachung einer beschlossenen und von der höheren Obrigkeit bestätigten Maßregel für unmöglich erklärten, blieb der Opposition nichts übrig, als auch ihrerseits von Worten zu Taten überzugehen, die für die beabsichtigte Deputation erforderlichen Mittel aufzubringen, ihre Beweisstücke zu sammeln und einen Sprecher ausfindig zu machen. Ein solcher wäre bei unserem Reichtum an oratorischen Talenten unschwer zu beschaffen gewesen, zur Aufbringung von Geldern zeigte dagegen niemand Lust und Bereitschaft. Da das gesamte Raisonnement der Herren darauf hinauslief, „sie" (d. h. einzelne wohlhabende Bürger, die die schankberechtigten Witwen mit einem Bettelpfennig abgefunden hatten) würden verlieren, und da nicht einmal der Versuch zu dem Beweise einer der Stadtkasse drohenden Schädigung gemacht worden war, entsank ihnen im entscheidenden Augenblick der Mut und löste die Patriotenverschwörung gegen den größten Nutzen, der dem öffentlichen Säckel überhaupt erwiesen werden konnte, sich alsbald in ein leeres Gerede auf, das von Monat zu Monat leiser wurde und bereits nach wenigen Jahren so vollständig verstummt war, als habe man nie andere als die bestehenden Akziseeinrichtungen gekannt. Von wesentlichem Einfluß war dabei, daß der Akzisepächter ein höchst gebildeter, einsichtiger und praktischer Landwirt war, dessen Brennerei- und Brauereiprodukte jede Kritik aushielten und der sein Geschäft zu gut verstand, um auch nur den Versuch zu einer Steigerung der ortsüblichen Bier- und Branntweinpreise anzustellen.

Als die erste (im Jahre 1843 begonnene) Pachtperiode zu Ende war, wurde die Erneuerung des geschlossenen Vertrages für selbstverständlich angesehen und nicht der leiseste Versuch zur Wiederherstellung der Zustände der „guten alten Zeit" angestellt. Im Gegenteil tat alle Welt, als handle es sich um eine selbstverständliche

Einrichtung, deren Vorteile niemals zweifelhaft oder auch nur bestritten gewesen wären.

Eine jährliche Mehreinnahme im Betrage von 700 Rubel will für einen kleinen Ort etwas bedeuten. Im Besitz derselben vermochte das Kassa-Kollegium an weitere Neuerungen zu denken, z. B. für die „ungeheure" Summe von 50 Rubel jährlich die Stadtgebäude gegen Feuersgefahr zu versichern und dadurch ein Beispiel zu geben, das im Laufe des folgenden Jahrzehnts von sämtlichen Bürgern (einschließlich der Gegner dieser „Neuerung") nachgeahmt wurde. Das Beispiel dazu gaben natürlich die Ratsglieder des Kassa-Kollegiums, an deren Häusern die von aller Welt verwundert betrachteten roten Versicherungstafeln der Petersburger Feuerversicherungs-Gesellschaft feierlich angeschlagen wurden. Den Ratsverwandten schloß sich der Stadtarzt an, der von jeher im Rufe bedenklicher Neuerungsgelüste gestanden hatte und für einen ausgemachten Freigeist galt. Nachdem die Wohltat der Versicherung das erste Mal praktisch erprobt worden war, machten auch die Gegner die Entdeckung, daß die zu zahlende Prämie außerordentlich gering sei, und daß es das geringe Opfer am Ende verlohne. In aller Stille folgte eine rote Tafel der anderen, bis alle Welt den Eindruck hatte, es sei immer so gewesen, habe nie anders sein können und werde alle Zeit so bleiben.

Wie es der Fluch böser Taten ist, „fortzeugend Böses zu gebären", so ist es der Segen vernünftiger Einrichtungen, daß sie sich von einem Gebiet auf das andere fortpflanzen und nicht nur die äußeren Verhältnisse, sondern alsbald auch die Köpfe umgestalten und erweitern. Mit diesem Segen hat die W.-Stadt im Laufe der folgenden Jahre noch manche bemerkenswerte Erfahrung gemacht.

Ein ins einzelne gehender Bericht über die Umgestaltungen, die nach glücklich durchgeführter Reform des Akziseweseńs in Angriff genommen werden konnten, würde die Geduld des Lesers ermüden. Wesentlich handelte es sich um Dinge, die heutzutage für selbstverständlich und unentbehrlich angesehen werden, ihrerzeit aber für unerhörte, überflüssige und waghalsige Neuerungen galten. Jahraus und jahrein hatte man es z. B. geschehen lassen, daß jedes-

mal, wenn ein Armer, ein Arbeiter, Fremder, Okladist usw. erkrankte, ad hoc ein Krankenzimmer gemietet und ein kostspieliges Pflegeverfahren eingerichtet, außerdem aber ein jährlicher Betrag von 50 Rubel für die Erhaltung des Militärlazaretts an die Kronskasse abgeführt worden war. Nichtsdestoweniger aber schlugen die Leute die Hände über dem Kopf zusammen, als dem Kassa-Kollegium der Vorschlag gemacht wurde, eine Summe von 1100 Rubel an die Erbauung eines allen Ansprüchen genügenden Stadt- und Militärkrankenhauses zu wenden und dadurch eine erhebliche Verminderung der jährlichen und regelmäßigen Ausgaben zu ermöglichen.

Aus derselben Scheu vor Kapitalaufwendungen sah man es für ein Stück aus dem Tollhause an, daß zum Behuf der Entwässerung der Stadtweide und der Urbarmachung eines fruchtbaren, aber von altersher wüst liegenden städtischen Grundstücks ein mäßiger Betrag hergegeben und daß zum Behuf der Fortführung dieser Meliorationsarbeiten eine „erdrückende und höchst ungerechte" Steuer für die Benutzung der Weide (es handelte sich um 1, sage einen Rubel jährlich von jeder Kuh) erhoben wurde! Nichtsdestoweniger ließ man sichs aber außerordentlich gern gefallen, daß diese Aufwendungen bereits nach wenigen Jahren eine nicht ganz unerhebliche Vermehrung der städtischen Einkünfte zur Folge hatten und daß die beständige Vermehrung der öffentlichen Ausgaben an dem guten Bestande des städtischen Vermögens ebenso wenig änderte, wie an der Niedrigkeit der Steuern!

Die Gewohnheit des Oppositionsmachens gegen jede Neuerung blieb indessen noch viele Jahre in unveränderter Übung. Die Einrichtung des städtischen Grundbuchs, die Erbauung einer neuen Kaserne, der Kampf um die Art der Bedachung dieses vielbesprochenen Gebäudes, vor allem aber die Einführung einer Straßenbeleuchtung, zu welcher jeder Hausbesitzer 75 Kop. jährlich hergeben sollte, bildeten Episoden unseres Kommunallebens, deren Schilderung der Feder eines Kotzebue oder Dickens würdig gewesen wäre. Denjenigen, die diese mehr als bescheidenen Forderungen durchzuführen und gegen die Einwendungen des altväterischen Spießbürgertums zu verteidigen hatten, ging dabei allerdings häufig der Humor aus.

In kleinen Verhältnissen nehmen sogen. öffentliche Angelegenheiten regelmäßig einen persönlichen Charakter an und gehören Verdächtigungen der Ehrenhaftigkeit und Ehrlichkeit der maßgebenden Beamten sozusagen zum täglichen Brod des Lebens. An die Uneigennützigkeit der Inhaber unbezahlter Ehrenämter und mäßig honorierter Beamteter zu glauben, hielt für gewisse Leute der „alten Schule" so außerordentlich schwer, daß die Würdenträger unserer Kommune Jahre lang der übelsten Nachrede ausgesetzt waren und daß sie sich selbst derjenigen Einnahmen, die durch mühsame Privatarbeit erworben wurden, förmlich schämen mußten!

Einer städtischen Angelegenheit weiß der Erzähler sich indessen zu erinnern, die keinen Widerspruch fand, sondern im Gegenteil von Hause aus günstig beurteilt wurde. Es handelte sich dabei um die Beseitigung eines Stücks Mittelalters, dessen Hineinragen in das 19. Jahrhundert heutzutage kaum glaublich erscheinen mag und das aus diesem Grunde eingehender erörtert zu werden verdient.

Während der Wirren des 17. Jahrhunderts waren mehrere unserer kleinen Städte in eine Abhängigkeit von benachbarten Rittergütern geraten, die in einzelnen Fällen bis tief in die Mitte des vorigen Säkulums fortdauerte. Der flagranteste Fall dieser Art, der vor etwa 120 Jahren erhobene Anspruch eines Besitzers von Schloß Wenden, die gleichnamige Stadt als seine Domäne behandeln und in den Straßen derselben Kornbau treiben zu dürfen, ist aus den Aufzeichnungen Gadebuschs, Müllers und anderer Zeitgenossen ebenso allgemein bekannt, wie der schließliche Ausgang des betreffenden, der beteiligten Stadt anfänglich höchst kritisch gewordenen Rechtsstreits. — Soweit war es in unserer W.-Stadt (die immerdar für eine Königliche, später Kaiserliche gegolten) allerdings nicht gekommen — völlig war dieselbe von dem Druck der Zeiten aber nicht unberührt geblieben. Altem Brauch und Herkommen nach erhob das benachbarte große und reiche Xhof von den Felderträgen der städtischen Schnurländereien „die zehnte Garbe". Xhof war zu schwedischer Zeit Eigentum eines der mächtigsten und berühmtesten Staatsmänner dieses Reichs gewesen[1]) und von demselben

[1]) Wolmarshof (= Xhof) nebst dem ganzen Wolmarschen Schloßgebiet

als Rechtsnachfolger des alten Ordensschlosses behandelt worden, dessen Ruinen noch gegenwärtig vor den Toren des Städtchens zu sehen sind und dessen Beherrscher in der Tat einstmals die Oberherren des Ortes gewesen waren. „Der Graf" galt der Sage nach für den Erneuerer der Stadt, die ihm dafür tributär geworden und auf seinem Grund und Boden neuerbaut worden sein sollte.

Tatsächlich lagen die Dinge ganz anders. Die Stadt war viele Hundert Jahre älter als Xhof und diesem Gute niemals verpflichtet gewesen. Im Gegenteil hatte Xhof wegen der hohen Stellung seiner einstmaligen Inhaber die Stadt wiederholt straflos schädigen, Ländereien derselben an sich nehmen, auf städtischem Grund und Boden eine Wassermühle anlegen können usw. Im übrigen existierte nur die Abschrift eines alten schwedischen Privilegiums, welches aussprach, daß Xhof, gegen Lieferung von Brennholz an die Stadt, Stellung von Arbeitern bei städtischen Bauunternehmungen und dergl. mehr, die zehnte Garbe erhalten sollte. Diese Xhoffschen Verpflichtungen waren längst in abusum gekommen, die Originalurkunde aber von einem ungetreuen Stadtbeamten einem Besitzer von Xhof verkauft worden; ob sie noch existiert, konnte nicht festgestellt werden. Daß die Auslieferung der zehnten Garbe trotz des Wegfalls der stipulierten Gegenleistungen in Übung geblieben war, ließ sich lediglich aus dem vieljährigen Mangel jeder selbständigen Ortsobrigkeit und (was die spätere Zeit anlangt) aus der Indolenz und Furchtsamkeit der kleinbürgerlichen Vertreter W.s erklären, die es mit dem benachbarten großen Herrn nicht hatten verderben wollen. Nachdem das Verhältnis aber einmal 100 Jahre lang bestanden hatte, galt es für unabänderlich.

Daß schließlich dennoch eine Änderung herbeigeführt werden konnte, war lediglich einem äußeren, zufälligen Umstande zu danken. Die Stadt verkaufte einen Teil ihrer Schnurländer zum Behuf

---

waren von König Gustav Adolf von Schweden dem Reichskanzler Grafen Axel Oxenstierna doniert worden. Das Gut fiel durch die Reduktion an die Krone und wurde 1762 dem Prinzen von Holstein-Beck geschenkt, der es dann an den Landrat v. Loewenstern verkaufte, dessen Nachkommen es noch heute besitzen.

der Bildung eines Diakonats an die Krone — die Kirchenvorsteher verweigerten die Auslieferung der zehnten Garbe wegen mangelnden Rechtsgrundes. Die Provinzialbehörden, die sich in dieser Angelegenheit stets auf die Seite Xhofs gestellt hatten, entschieden gegen die Kirchenvorsteher, diese aber ließen sich bestimmen, an den Senat zu gehen. Der Senat entschied, daß Xhof seinen Anspruch dokumentarisch nachzuweisen habe und da solcher Beweis nicht geführt werden konnte, blieb die Sache im Jahre 1839 liegen. Da die Lage der städtischen Schnurländer von derjenigen des Diakonats in nichts verschieden war, kam die Senatsentscheidung auch ihnen zugute und kam die Auslieferung der zehnten Garbe von diesem Zeitpunkte ab in Wegfall. Für die Stadt war das von höchster Bedeutung, da erst nach Beseitigung des Zehnten an eine lohnende Urbarmachung und Verpachtung des Schnurlandes gedacht werden konnte, mit welchem bis zum Jahre 1839 niemand etwas hatte zu tun haben wollen.

Von einem geistreichen französischen Geschichtsschreiber ist neulich der Satz aufgestellt worden, Bestand und Wohlfahrt menschlicher Gemeinschaften hingen im letzten Grunde nur von einem Umstande ab, nämlich davon „daß unter den Mitgliedern solcher Gemeinschaften gegenseitige Achtung und daß zwischen Regierten und Regierenden Vertrauen bestehe".

Für kleine und kleinstädtische Gemeinwesen gilt das gerade so wie für große Staaten und Reiche. In dem kleinen Kreise, von welchem diese Blätter handeln, glaubt der Erzähler die Erfahrung gemacht zu haben, daß eigentliche Fortschritte der Verwaltung und des Gemeindelebens erst erzielt werden konnten, als die Verwaltenden verstehen lernten, daß an dem Vertrauen ihrer Mitbürger ungleich mehr gelegen sei als an dem Gehorsam oder der Fügsamkeit derselben. Das Hauptgebrechen des früheren Zustandes hatte darin bestanden, daß es an jeder eigentlichen Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Klassen und Gruppen der Bevölkerung fehlte. Dieser Mangel erklärte sich zum einen Teil aus dem Abstand der Bildung, die vor fünfzig Jahren bei den Mittelklassen eine außerordentlich dürftige war, dem erst kurz zuvor von der Leibeigenschaft befreiten Volke aber fast vollständig fehlte.

Ein anderes Moment kam indessen noch hinzu: die Bildung der sogen. Gebildeten war in dem Livland der zwanziger und dreißiger Jahre im Durchschnitt unvollständig und durchaus einseitig, weil sie sich vornehmlich auf Verstandesentwicklung und auf den Erwerb praktisch verwertbarer Kenntnisse richtete. Als echte Kinder einer rationalistischen, auf der sogen. Aufklärungsphilosophie des 18. Jahrhunderts fußenden, um das Wohl und Wehe der Massen wenig bekümmerten Zeit, hielten sie an dem Wahn fest, alles Übel komme von unvollständiger Einsicht, vom „Irrtum" her. Damit hing zusammen, daß man in „verständiger" Wahrnehmung des eigenen Interesses die Summen aller Weisheit sah — Amt und Beruf vornehmlich nach ihrer Nutzbarkeit beurteilte und von der notwendigen Unterordnung des einzelnen unter die Gesamtwohlfahrt nur höchst unklare Vorstellungen besaß. Um die Privatmoral ist es vor fünfzig Jahren wahrscheinlich nicht schlechter, in mancher Hinsicht am Ende gar besser bestellt gewesen, als heutzutage — der Begriff der öffentlichen Sittlichkeit war dagegen so unbekannt, daß das „Jeder für sich und Gott für uns alle" ein Lieblingswort bildete, was man heut „Sozialethik" nennt, war bis auf den Namen unbekannt.

Daß es in Rücksicht der öffentlichen und politischen Moral seitdem bei uns anders und besser geworden ist, muß zunächst und vor allem auf die Umwälzung der religiösen Anschauungen zurückgeführt werden, die sich um die Mitte des Jahrhunderts in Livland durchsetzte.

In der kleinen Stadt, von welcher hier die Rede ist, vollzog der Bruch mit den Anschauungen des altväterischen Rationalismus sich früher, als an den meisten übrigen Orten, weil der Ortsprediger[1]) an der Spitze der neuen Bewegung stand und mit der Wucht und dem Ernste seiner Persönlichkeit auf die bildungsfähigen Elemente unseres W. bestimmend einwirkte. Dem Einflusse dieses Mannes und dem Segen des durch ihn geweckten kirchlichen Gemeinschafts-

[1]) Oberpastor in Wolmar war 1833—57 der bekannte spätere Bischof Ferdinand Walter. Gest. 1869. Diakonus war gleichzeitig Karl Wilh. Häcker 1831—1850. Gest. 1850.

lebens hatte der Erzähler es zu danken, daß er zu einer neuen, geläuterten Auffassung des Lebens und der ihm zugefallenen Lebensaufgaben gelangte. Wie so gänzlich verändert nahmen die engen Verhältnisse der Umgebung — die Beschränktheiten des Wirkungskreises, die Kleinlichkeiten des täglich zu führenden Kampfes — die Schmucklosigkeiten der äußeren Lebensgestaltung sich aus, wenn man sie unter den Gesichtspunkt des Ewigen rückte, und wenn man die Einsicht gewann, daß es auch bei Erfüllung der kleinsten Pflicht eine für die gesamte Menschheit zu leistende Arbeit gelte?

Daß nicht der Tummelplatz des Lebens, sondern sein Gehalt ihm den Wert gibt, daß die einzelne Leistung an einem anderen Maßstabe als demjenigen des Ertrages oder des erhöhten Ansehens zu bemessen ist — daß der einzelne sich nur soweit genug zu tun vermag, als er den ihm von Gott angewiesenen Platz in der Gemeinschaft ausfüllt, das lernten der Erzähler und viele seiner Mitbürger erst verstehen, als ihnen die neue Welt des Glaubens aufgegangen war, der im Verlauf der folgenden Jahrzehnte nicht nur das kirchliche, sondern das gesamte Leben unseres Landes erneuert und auf eine veränderte Grundlage gestellt hat.

Die Wirkungen solcher Erneuerung teilten sich langsam und allmählich, aber stetig und fühlbar immer weiteren Kreisen des Orts mit, der zu den vorliegenden Bemerkungen die Veranlassung gegeben hat. Die besseren und bildungsfähigeren Elemente schlossen sich naturgemäß enger zusammen, nachdem sie die Einsicht in die Gemeinsamkeit ihrer Aufgabe gewonnen hatten. Allgemach machten sich die Segnungen der tieferen und mannigfaltigeren Bildung geltend, welche die Erwachsenen der ihnen von dem Prediger gegebenen Anregung, die Heranwachsenden den Fortschritten des Schulwesens zu danken hatten. Ein günstiges Geschick wollte, daß die Männer, denen die Pflege des geistigen Lebens berufsmäßig oblag, in engen, persönlichen Beziehungen standen, auf die nämlichen Ziele lossteuerten und in verwandtem Geiste wirkten. Der größere Spielraum, den enge Verhältnisse dem einzelnen darbieten und der demselben unter Umständen gefährlich werden kann, wird zum Vorzug, wenn einzelne da sind, die den Willen und die Fähigkeit zu

richtiger Benutzung ihres Einflusses besitzen und wenn sie mit einander, nicht gegeneinander arbeiten. Das traf im vorliegenden Fall zu und ermöglichte eine Bereicherung des Lebens und der Interessen, an welcher schließlich alle Schichten der Bevölkerung einen gewissen Anteil gewannen oder doch gewinnen konnten. Das Niveau der gesamten kleinstädtischen Existenz hob sich von Jahr zu Jahr und ermöglichte Verbesserungen und Fortschritte, die noch ein halbes Menschenalter zuvor unmöglich gewesen waren, weil es an dem gehörigen Zusammenhang und dem gegenseitigen Vertrauen der leistungsfähigen Kräfte gefehlt hatte. Rückschläge und Enttäuschungen blieben auch jetzt nicht aus, sie ließen sich indessen leichter ertragen, weil sie gemeinsam erlebt und empfunden wurden und weil man sich sagen durfte, daß sie nicht mehr die Regel bildeten.

Zieht man in Betracht, daß die hier besprochenen Verhältnisse wenigstens zum großen Teil in eine Zeit fielen, die zu den schwersten und verhängnisvollsten Abschnitten der Landesgeschichte gehört und daß der mächtige Hebel, welchen heutzutage der sichtlich zunehmende, alle Erwartungen übertreffende Wohlstand des Landvolks bildet, damals nicht bestand, so wird man die Erklärung dafür finden, daß der Erzähler den eng geschlossenen Kreis, in welchen er im Jahre 1834 getreten war, mit schwerem Herzen verließ und daß er demselben Zeit seines Lebens ein dankbares Gedächtnis erhalten hat.

Vieles hat sich seitdem verändert, manches, ja das meiste ein bis zur Unkenntlichkeit verändertes Gesicht angenommen. Dinge, die vor fünfzig Jahren ausführbar waren, sind es heute nicht mehr — Ziele, welche die Väter anstrebten, gelten den Söhnen und Enkeln für nicht mehr erreichenswert — Errungenschaften, die damals unzweifelhaften Wert besaßen, hat man seitdem an den Schuhen abgetreten. Nützlich dürfte aber immerhin sein, wenn die eine Generation erfährt, was die andere gewollt und getrieben hat, mag dieses Wollen und Treiben sich nun auf große oder kleine Verhältnisse bezogen haben. —

VIII.

Reminiszenzen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.

(1840—1860).

Die nachstehenden Erinnerungen eines leider ungenannten Verfassers an das alte Livland etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden zuerst im Jahre 1883 unter dem Titel „Aus einem livländischen Erinnerungsbuche" in der „Rigaschen Zeitung" (Nr. 274 ff.) veröffentlicht.

* * *

Von einer Anzahl nebelverhüllter und doch goldbeglänzter Bilder abgesehen, die aus den ersten Kindheitstagen hinüberleuchten, — beginnt meine Erinnerung an das, was ich auf dieser Welt des Atmens erlebte, mit dem Jahre 1844. Ich bilde mir ein, noch den Tag zu wissen, der das erste Glied dieser seitdem nicht mehr zerrissenen Kette bewußter Lebenseindrücke bildete.

An einem jener unvergleichlichen Frühlingstage, die nirgends so schön sind, wie in unserem kargen Norden, an einem der Tage, „wo dies Land voll Seen und gewaltiger Flüsse seine Auferstehung feierte, wo ein feuchter Dunst die milde Luft verdickte und aus unübersehbaren Schneetriften die schwarzen Felder wieder sichtbar

wurden —" am Nachmittage eines solchen Tages stand ich hinter meines Vaters Stuhl und sah, wie er auf ein Blatt Papier die Worte „März 44" schrieb.

Nachdem mir die Bedeutung dieser abgekürzten Datumsangabe erklärt worden war, hatte ich die Empfindung, ein Stück im Leben vorwärts gekommen und mindestens darüber belehrt zu sein, wann ich lebte. Wo ich lebte, hatte ich begreiflicherweise schon früher gewußt, soweit ein Kind und zwar ein Kind des alten Livland das überhaupt wissen konnte. Bescheiden genug sah es um diese Kunde aus — bei den Kindern, wie bei den Erwachsenen.

Wohl hatte der Ernst der neuen Zeit wiederholt an die Türen geklopft, hinter denen wir in glücklicher Beschränktheit dahinlebten, aber wer hätte glauben können und glauben wollen, daß es jemals anders werden werde, als es seit unvordenklicher Zeit gewesen war! Hatte es doch seit einem Menschenalter den Anschein, gehabt als seien wir in einen Zauberkreis gebannt, an welchem das an tausend andern Orten rastlos dahinstürmende Leben vorüberziehen werde, ohne andere Spuren zurückzulassen, als diejenigen des Alterns einer und des Emporkommens einer anderen, ihrer Vorgängerin täuschend ähnlich sehenden Generation.

Von der Abgeschlossenheit, Stille und Bewegungslosigkeit des livländischen Zeitalters, das zwischen dem Jahre 1812 und der Epoche der Silteſemme-Bewegung lag, kann die heutige Jugend sich schwerlich eine auch nur annähernde Vorstellung machen. Vielleicht hängt es damit zusammen, daß Junge und Alte sich heutzutage noch schwerer verstehen, wie zu anderen Zeiten. Weil damals „Alles nach innen wirkte" und die einzelnen sich frei neben einander entwickelten, hatte man die Fähigkeit zum Verständnis dessen, was äußerlich an das Land herantrat, nur sehr schwach, um so stärker aber die Fähigkeit entwickelt, unliebsame Erscheinungen zu ignorieren und sich in dem, was Gemütlichkeit hieß, unter keinen Umständen stören zu lassen. Während der seit dem Franzosenkriege und der Aufhebung der Leibeigenschaft vergangenen Dezennien war man eben nur älter geworden, nichts sonst. Es war, als sei es überhaupt nicht mehr möglich, daß irgend welche Ereignisse eintreten, welche die Entwicklung

beschleunigten. Es schien immer so gewesen zu sein und immer so dauern zu sollen. Von der einen bekannten Ausnahme abgesehen, gab es „keine Vertretung der Interessen, keine berechtigten Debatten, keine Parteien im heutigen Sinne des Wortes, nicht einmal öffentliche Wünsche. Jede Stadt für sich, jedes Haus für sich, jeder Bewohner für sich."

Wesentlich aus diesem Zustande war zu erklären, daß die meisten Leute jener Zeit die Empfindung hatten, seit den Jahren 1812—1848 überhaupt nichts mehr erlebt zu haben. Von dem großen Kriegsjahre war die damalige Generation zeitlich ebenso weit entfernt, als wir von den Ereignissen des Orientkrieges und des epochemachenden Thronwechsels von 1855 entfernt sind. Welche Fülle von Ereignissen drängt sich in diese letzten dreißig Jahre zusammen und wie öde sah es in der Zeitchronik der zwanziger, der dreißiger und der ersten vierziger Jahre aus! Der Tod des alten Sonntag († 1827), Marquis Pauluccis Rücktritt (5. Januar 1830), die Einordnung unserer kirchlichen Einrichtungen in das System des „Gesetzes für die evangelisch-lutherische Kirche" (1832), die Begründung eines Rigaschen Vikariats der griechisch-orthodoxen Eparchie von Pleskau (29. Juni 1836), die Beschränkung des bürgerlichen Pfandrechts von zehn auf dreimal drei Jahre (1841) und die bekannten Dorpater Universitätsvorgänge von 1842 bildeten die Summe dessen, was am heimischen Herde vorüber passiert. Und wie gering war die Zahl derjenigen, die auch nur das erlebt, d. h. bewußt und anteilsvoll durchgemacht hatten!

Im Grunde genommen hatte die Feier des Rigaer Musikfestes von 1836 in der öffentlichen Erinnerung stärkere Spuren zurückgelassen, als irgend eines der übrigen zeitgenössischen Ereignisse. Vorgänge, die sich auf Dorpat bezogen, kamen für Riga ja nur beiläufig in Betracht, Veränderungen, die die Stellung der Kirche betrafen, bezogen sich ja zunächst nur auf die Geistlichkeit, was den Edelmann und Bauern berührte, kümmerte den Bürger nichts und von der Notwendigkeit einer Rechenschaftsablegung über Dinge, die außerhalb des nächsten Gesichtskreises, ließ man sich so wenig träumen, daß die beiden einzigen, mit inländischen Angelegenheiten

befaßten Zeitschriften damaliger Zeit, das 1836 begründete „Inland" und die zwei Jahre später erschienenen „Mitteilungen für die evangelisch-lutherische Kirche" der großen Mehrheit unserer Landsleute kaum dem Namen nach bekannt waren. Eifrige und anteilsvolle Leser besaßen eigentlich nur die Theater- und Konzertkritiken der „Rigaschen Zeitung" und die von den „Stadtblättern" allwöchentlich publizierten Übersichten über „Getaufte, Getraute und Begrabene". Das war „etwas für das Herz" und mit dem Herzen allein lebte man.

Für die retrospektive Betrachtung nehmen Zustände solcher Art sich unbegreiflich, beinahe unglaublich aus, den Mitlebenden erscheinen sie selbstverständlich allein berechtigt — und unvergleichlich behaglich. Nicht ganz mit Unrecht. Hat es damit seine Richtigkeit, daß alle Meisterschaft in der Beschränkung besteht, so ist noch richtiger, daß alles Glück in der Beschränktheit liegt. Je weiter der Blick reicht, desto größer ist die Summe des Elends, dessen man gewahr wird. Wer sich in jedem Augenblick des Daseins von der Beschaffenheit der gesamten übrigen Welt eine Vorstellung zu machen vermöchte, wer sich deutlich sagen wollte, daß in jeder Stunde Tausende das Leben qualvoll aushauchen, andere Tausende in Not, Hunger, Elend, erdrückender Sorge dahinsiechen, wieder andere in Laster und Verbrechen verstrickt oder durch die Masse auf sie gehäufter Beschwerden zum Selbstmorde getrieben werden — dem wäre das Lachen für immer vergällt. Und wer wollte auf dieses Lachen völlig verzichten? „Leben wir, weil andere leben?" Um zu Glück und Behagen zu gelangen, muß man sich selbst zu leben, im gehörigen Augenblick die Augen zu schließen, oder, was noch sicherer ist, Scheidewände aufzurichten wissen, die uns von der Umgebung (der näheren oder der entfernteren) absperren.

In dieser Kunst hatten wir es vor vierzig Jahren außerordentlich weit gebracht, so weit wie das heutige Geschlecht es niemals bringen wird. Darum hat es in unserem Lande vielleicht niemals so viele glückliche Kinder — und glückliche alte Leute gegeben, wie in jenen längst vergangenen, heute so viel gescholtenen Tagen.

* * *

Über Wert und Berechtigung der sie umgebenden Verhältnisse kommen die meisten Menschen erst durch Vergleichungen ins klare. Zu solchen Vergleichungen war in dem alten Livland, dem Livland der dreißiger und der vierziger Jahre, nur sehr spärliche Veranlassung geboten, weil wir in einer Isolierung lebten, wie sie weder vorher noch nachher in gleichem Umfange vorhanden gewesen ist.

Der Zug auf die deutschen Universitäten, an welchem freilich immer nur eine begünstigte Minderheit unserer Gebildeten hatte teilnehmen können, war seit Eröffnung der Dorpater Hochschule in Wegfall gekommen und die während der drei ersten auf das Jahr 1802 folgenden Jahrzehnte noch ziemlich zahlreichen Auslandsreisenden hatten in den Tagen meiner Kindheit mehr und mehr aufgehört. Die meisten älteren Männer damaliger Zeit waren noch „draußen" gewesen, von den jüngeren nur einzelne. Es lag dies zum einen Teil an Paß- und Verkehrsschwierigkeiten, zum anderen an ökonomischer Beschränktheit und mangelndem Bedürfnis nach Erweiterung des Gesichtskreises. Von der Naivität unserer älteren, nicht selten „mit eigenen Pferden" über die Grenze gelangten Reisenden macht man sich heute kaum noch eine Vorstellung. Bei dem Arzte meiner Vaterstadt fuhr eines Tages ein benachbarter Gutsbesitzer vor, der den Herrn Doktor nach dem „Wege ins Ausland" fragte, nach erhaltenem Bescheide „füttern" ließ und dann die Reise fortsetzte, die ihn wirklich bis nach Berlin und Dresden (man nannte das damals die kleine Tour) geführt haben soll. Manche unserer Reisenden, die kaum ein Wort russisch konnten, gefielen sich darin, die Vettern der Kosaken von Anno dreizehn und Anno vierzehn zu spielen und sich den deutschen Philistern als Slavophilen vorzustellen, welche bojarisch-aristokratische Gewohnheiten mitbrachten — je fremder, desto vornehmer, war ja in dem damaligen Deutschland leitender Grundsatz. Von einem Pastor, auf den ich mich noch deutlich besinnen kann, wurde erzählt, er sei als Student in demselben Kostüm nach Göttingen gekommen, das die Constantin Aksakow und Peter Kirejewsky zwanzig Jahre später in Moskau modisch zu machen versuchten. Herr v. G., der der Sage nach Heines Reisegefährte auf der Reise durch Oberitalien war, redete dem Verfasser

der Reisebilder so unaufhörlich von seinem großen Landsmann, dem Feldmarschall Suworow, vor, daß der witzige Dichter unseren guten Landsmann schließlich fragte, ob der Hering denn wirklich das Recht besitze, sich einen Landsmann des Wallfisches zu nennen!

Seit der Mitte der dreißiger Jahre wurden dergleichen Reisen immer seltener, bis sie — aus bekannten Gründen — für eine Weile vollständig aufhörten und die Leute, welche weiter als bis Mitau, Reval oder Petersburg gekommen waren, mit Namen hätten genannt werden können. Selbst zu Besuchen des nahe benachbarten Finnland gehörte ein gewisser Unternehmungsgeist und als einer unserer Nachbaren im Jahre 1845 nach Süd-Kurland übersiedelte, nahmen wir einen Abschied fürs Leben. Die Wirkungen dieser Isolierung kann man sich nicht tief greifend genug denken. Von anderem abgesehen, trugen sie zu einer Erlahmung wissenschaftlicher und geistiger Tätigkeit bei, die bei der damaligen Bequemlichkeit der Verhältnisse und unserem angeborenen Hange zu Trägheit, Wohlleben und sogenannter Gemütlichkeit außerordentlich gefährlich war. Wie gering war die Zahl der Leute, die auch nur Zeitungen lasen und das Bedürfnis empfanden, mit den Zeitereignissen auf dem Laufenden zu bleiben. Heute, wo die zersplitternde, die Gedankenlosigkeit befördernde Zeitungsleserei zu einer Art Zeitkrankheit geworden ist, nimmt es sich wie ein Märchen aus, daß noch vor 25 Jahren Dorpater Studenten, die bei Luchsinger zur „Allgemeinen Zeitung" griffen, den Neckereien der Burschen von echtem Schrot und Korn ausgesetzt waren, und daß Ereignisse von der Tragweite des österreichisch-französischen Krieges an der akademischen Jugend beinahe spurlos vorübergingen. Einmal im Leben zur Feder gegriffen und eine Arbeit von mäßigem Umfange unter die Presse gebracht zu haben, genügte bereits zur Begründung einer Reputation.

Nächst der Inhaltlosigkeit der damaligen inländischen Preßerzeugnisse trug die Unbekanntschaft mit Verhältnissen, die eine Teilnahme des einzelnen am öffentlichen Leben erheischen, das meiste dazu bei, daß man sich des Anteils an dem, was hinter dem Berge passierte, entwöhnte. Jede in dieser Rücksicht vorkommende Ausnahme erschien als Freigeisterei. Die einzelnen, von Lands-

leuten unternommenen größeren Reisen, bildeten regelmäßig das Landesgespräch. Ältere Personen werden sich noch des Aufsehens erinnern, welches es erregte, daß Herr Paul Dyrssen im Jahre 1849 nach Amerika ging, daß Herr Gustav Pfeil diesem Beispiele folgte und daß einige Zeit später zwei Söhne einer bekannten livländischen Adelsfamilie die Zustände der großen Union rekognoszierten. Um die Mitte der fünfziger Jahre gab es meines Wissens — nur einen Dorpater Studenten, der als erwachsener Mensch im „Auslande" gewesen war und andere als einheimische oder russisch-polnische Zustände aus eigener Anschauung kannte. Die gesamte Universitätsjugend wußte um diesen merkwürdigen Kommilitonen, der freilich außerdem ein hervorragender Mann war und dessen Kenntnis fremder Sprachen — er konnte nicht nur englisch und französisch, sondern auch spanisch — von unserer Unwissenheit mit scheuer Ehrfurcht angestaunt wurde.

Einzelne Einschnitte in diesen Zustand beglückender und doch nicht glücklicher Naivität und Abgeschlossenheit hatten allerdings stattgefunden. Völlig spurlos war z. B. die Kunde von den Ereignissen der Jahre 1848 und 1849 nicht an uns vorübergegangen. Ihr Einfluß auf die damaligen Dorpater Studentenverhältnisse, auf die von den Gegnern der korporativen Ausschließlichkeit verfolgten Reformbestrebungen und auf die Geschicke des baltischen Buchhandels ist bekannt, im großen und ganzen aber lag nicht mehr als eine rasch vorübergehende Aufmerksamkeit für unverstandene und in ihren Einzelheiten unbekannt gebliebene Dinge vor. Die fabelhaftesten, durch durchreisende Berliner Kouriere kolportierten Gerüchte fanden bei der Masse Glauben, weil diese nur ausnahmsweise in die Lage kam, über das wirklich Vorgefallene ins Klare gesetzt zu werden und weil den meisten die zur Beurteilung des Vorgefallenen erforderliche Vorbildung vollständig fehlte. Glücklich, wer es auch nur dazu gebracht hatte, rücksichtlich der einheimischen Zustände über die Punkte Bescheid zu wissen, auf welche es ankam oder (herrschender Meinung nach) ankommen sollte. Und auch darüber herrschten höchst einseitige Vorstellungen, weil man über die Verhältnisse des großen Reichs, dessen Geschicke für uns maßgebend sind, nur höchst

unvollständig unterrichtet war und weil jede Kunde von der großen geistigen Umwälzung, die sich seit Mitte der vierziger Jahre in den höchstgebildeten Schichten der russischen Gesellschaft vorbereitete, bei uns fehlte, — die gesamte seit dem Jahre 1857 in Fluß gekommene Reformbewegung den meisten von uns eine plötzliche, durchaus unvermittelte Überraschung zu sein dünkte.

* * *

Iwan Turgenjews „Lebens- und Literaturerinnerungen" enthalten eine kurze aber meisterhafte Charakteristik des Pertersburger Lebens der 40er Jahre und der dasselbe beherrschenden Einflüsse. Unwillkürlich bin ich beim Lesen des genannten Buches daran erinnert worden, wie grundfalsch es ist, wenn die moderne russische Presse die Unbekanntschaft unseres Landes mit russischer Literatur und russischem Leben auf tendenziöse Absichtlichkeit zurückführt. Wie weit man in dem harmlosen alten Livland von einer solchen entfernt war, weiß Jedermann, der das Land damals gekannt und den „Urzustand" miterlebt hat, aus welchem wir uns nur langsam emporgearbeitet haben. Die Sache hing ganz anders und viel einfacher zusammen.

In der Natur der geographischen wie der bureaukratischen Verhältnisse lag es, daß russische Einflüsse uns nur von und über Petersburg vermittelt werden konnten. Lag Moskau doch bis zur Eröffnung der Eisenbahn selbst für die Newa-Residenz so gut wie außerhalb der Welt. Nun bezeugt jede Seite des Turgenjewschen Erinnerungsbuches, was Kundige längst wußten: daß Petersburg bis tief in die 50er Jahre hinein an der russischen Literatur einen nur höchst lauen, vielfach gar keinen Anteil nahm, daß nationale Anschauungen und Interessen nur in einem eng abgeschlossenen, aus guten Gründen schwer zugänglichen Kreise gepflegt wurden und daß der Einfluß der französischen Literatur und Sitte damals auf seinem Höhepunkt stand. Paris war damals von einer Macht und Anziehungskraft, von der nur noch der Schatten übrig geblieben ist. Was aus dem damaligen Petersburg zu uns drang, trug fast regelmäßig ein französisches oder französiertes Gepräge an sich,

Balzac, George Sand und Eugène Sue, nicht die eben erst im Aufsteigen begriffenen Gogol und Lermontow beherrschten den Markt und den Geschmack. Diese französischen Tagesgrößen zählten auch bei uns ihre Verehrer, die Zahl derselben war indessen nur eine geringe, denn für Leute, die Shakespeare, Goethe, Schiller, Lessing usw. kannten und die von einem gewissen Heinrich Heine gehört hatten, mußte der Maßstab ein anderer sein, als für ein Publikum, dem die Mystères de Paris größeres Interesse einzuflößen schienen, als die „Toten Seelen", „Taras Bulba" und als selbst die geniale Gribojedowsche Komödie (Горе отъ ума). In meiner Kindheit und Jugend habe ich gebildete Russen und Petersburger in größerer Zahl gesehen, als das den meisten meiner Zeit- und Landesgenossen zu Teil wurde. Von einem anderen russischen Buche als dem genannten Lustspiel und etwa der verpönten Schrift „Vom anderen Ufer" habe ich nie reden hören. Der Vorwurf, daß wir fremden Literaturen absichtlich größere Teilnahme zugewendet hätten, als der russischen, läuft darum auf denselben Vorwurf heraus, den Gribojedow in den berühmten Vers zusammengefaßt hat

— Мы должны упреки несть
За то, что смѣли предпочесть
Оригиналы спискамъ.

In eine würdige deutsche Form vermöchte nur ein Dichter dieses treffende Wort zu bringen, die Übersetzung desselben muß darum dem Leser selbst überlassen bleiben.

Die Absicht der vorstehenden Ausführungen beschränkt sich auf den Nachweis dafür, daß es nicht ganz unsere Schuld war, wenn wir Livländer der 40er Jahre nicht wußten, was die Weltuhr geschlagen hatte. Unser Urteil über die Beschaffenheit der einheimischen Zustände mußte ein beschränktes, einseitiges und parteiisches sein, weil uns die Vergleichungspunkte fehlten. Die Vergleiche, welche angestellt werden konnten, waren nur wenig fruchtbar. Kamen wir im großen und ganzen doch selbst zur Zeit tiefster Verkommenheit rücksichtlich unserer Agrarverhältnisse nicht allzu schlecht weg, wenn wir mit den meisten Nachbaren in eine Reihe traten oder wenn wir (was wir freilich nicht taten) Turgenjews „Tagebuch eines Jägers"

lasen! (Russische Zeitungen gab es damals so wenig wie baltische). Von anderem gar nicht zu reden, denn über diese war keine Diskussion möglich. Die einzigen Dinge, die überhaupt in Betracht zu kommen schienen und allenfalls hätten geändert werden können, waren ja die agrarischen und die mit diesen eng zusammenhängenden kirchlichen Verhältnisse. Dann verging ein reichliches Jahrzehnt, innerhalb welchem ausschließlich von agrarischen und kirchlichen Sorgen die Rede war . . . .

Wohl erinnere ich mich aus dem Munde des „Pastors aller Pastoren" von Neckereien und Feindschaften zwischen einzelnen lettischen und deutschen Studenten der Jahre 1818—20 gehört zu haben, — daß dergleichen jemals ernsthaft werden könne, schien aber auch der Erzähler nicht zu glauben. Ein Radikalismus, der über denjenigen des alten Garlieb Merkel hinausging, war ein für allemal undenkbar und die Sorge, die der Tag brachte, groß und schwer genug, um Gedanken an die Möglichkeiten künftiger Jahre überflüssig erscheinen zu lassen.

Wie es in dem gleichzeitigen Kur- und Estland ausgesehen hat, weiß ich nicht und wußten in Alt-Livland überhaupt nicht zehn Leute. Es war ja die Zeit, zu welcher man bereits in eine andere Welt versetzt zu sein glaubte, wenn man aus dem Riga-Wolmarschen Kreise in das Rigasche Patrimonialgebiet hinübertrat, eine Zeit, in welcher wörtlich galt, was Theodor Boetticher noch vor 22 Jahren in der „Balt. Monatsschrift" (April 1861 S. 343) sagte: „Trotz der vielen Berührungen, die zwischen unsern Provinzen durch ihre Geschichte und ihre gleichmäßige Entwicklung in den wichtigsten Lebensbeziehungen gegeben sind, mögen sie dennoch mit einem von mehreren selbständigen Familien bewohnten Hause einer großen Stadt verglichen werden, welche trotz der Gleichheit ihrer Lebensstellung nicht über Höflichkeitsbesuche hinauskommen." . . .

Von den hervorragenden Männern, welche das Kurland der 40er Jahre zählte, habe ich zum ersten Mal aus einem in Deutschland erschienenen Buche („Halbrussisches" von A. Buddeus) Kunde erhalten, obgleich ich mir schon früher angelegen sein ließ, die Ohren offen zu halten.

Andern dürfte es kaum anders gegangen sein, denn die Abgeschlossenheit der provinziellen Verhältnisse war bis zum Ausgang der 50er Jahre allenthalben die gleiche. Wahrscheinlich war dem schon früher so gewesen. Es bleibt eine merkwürdige Tatsache, daß das beste altlivländische Landesbuch, das es überhaupt gibt, daß Hupels Topographische Nachrichten Kurlands kaum mit einer Silbe Erwähnung tun. Und die Hupels waren Anno 1845 längst ausgestorben.

* * *

Die Zeiten, zu denen die gelehrten Berufsstände unseres Landes sich zu drei Vierteilen aus Einwanderern rekrutierten, waren schon vor vierzig Jahren vorüber — von ihren Nachwirkungen war aber noch mancherlei zu verspüren. Unter der Geistlichkeit gab es noch eine Anzahl älterer Herren, die als Hofmeister nach Livland gekommen und dann Prediger geworden waren, trotz ihrer Akklimatisation aber nie ganz verleugneten, daß sie sich in einer zweiten, nicht in der ursprünglichen Heimat, wußten. Vertreter der lettischen und der estnischen Nationalität fehlten im geistlichen Amte dafür fast vollständig. Das hat ebenso aufgehört, wie das Vorwalten des „ausländischen" Elements in der Lehrerwelt. Während der ersten, auf die Begründung der Universität Dorpat folgenden Jahrzehnte, war man froh gewesen, wenn diejenigen Lehrstühle, die die Konkurrenz des Auslands ausschlossen, (praktische Theologie, Provinzialrecht, gerichtliche Medizin) in angemessener Weise durch Landeskinder besetzt werden konnten. Wer erinnerte sich nicht der Schwierigkeiten, die es s. Zt. machte, für den allverehrten „alten Ulmann" und für F. G. v. Bunge, den Begründer unserer Provinzialrechts-Wissenschaft, Nachfolger zu finden! Es lag das nicht sowohl an dem Mangel brauchbarer Kräfte, als an dem Umstande, daß die Landeseingeborenen es in der Regel auf die akademische Laufbahn gar nicht abgesehen hatten, und daß sie für dieselbe erst gewonnen werden mußten. Die Abwendung von dem Kultus der Wissenschaft war so tief in den Landesgewohnheiten begründet, daß es auf keinen Widerspruch stieß, als Victor Hehn im „Inlande" die Behauptung

aussprach, wissenschaftliche Vertiefung und Gelehrtenfleiß seien überhaupt nicht die Sache der Liv-, Est- und Kurländer, denen die Praxis einmal näher liege als die Theorie. Erst gegen das Ende der 40er Jahre nahm zufolge der dem ausländischen Zuzuge bereiteten äußeren Schwierigkeiten das Zeitalter jener Dorpater „Sachsen und Angelsachsen" ein Ende, die lange genug typisch gewesen waren; erst damals lernte man verstehen, daß die Landesuniversität der Landeskinder nicht vollständig entbehren könne, wenn sie ihrem Berufe nach allen Seiten hin entsprechen und ihre Stellung wahren wolle.

Ähnlich, wenn auch nicht ganz so, ging es in der Welt der wissenschaftlichen Lehrer zu. Der Lehrerberuf schien so wenig unsere Sache zu sein, daß die Zuhilfenahme in Deutschland gebildeter Philologen für die Gymnasien unentbehrlich erschien und daß auch für die Kreisschulen vielfach an die Unterstützung des Auslands appelliert werden mußte. Im großen und ganzen war das für die Leistungsfähigkeiten dieser Lehranstalten kein Verlust, denn in sehr zahlreichen Fällen gelang es, tüchtige und gediegene Kräfte heranzuziehen, die auch außerhalb ihrer Berufssphäre anregend und fördernd wirkten. Was hat nicht allein die Birkenruher Anstalt den gelehrten Schwaben zu danken gehabt, welche der unvergeßliche Hollander[1]) durch Vermittelung seines in Stuttgart lebenden Freundes Dr. Brutzer gewann?

Der Umschwung der Zeitverhältnisse machte sich indessen schon damals durch den Umstand geltend, daß die meisten dieser Männer und ebenso deren in Werro und Fellin tätige Kollegen nach einigen Jahren in die Heimat zurückkehrten. Livland hatte aufgehört das „Blievland" (Bleibeland) zu sein, das diejenigen nicht wieder losließ, die seinen Boden einmal betreten hatten. Seit dem 18. Jahrhundert waren bei uns ebenso tiefgreifende Umwälzungen vor sich gegangen, wie in Deutschland, das seinen Söhnen allmählich mehr und Besseres zu bieten vermochte, als in den Zeiten der Verarmung und Verkümmerung, die auf die großen deutschen Kriege gefolgt waren.

[1]) Albert Hollander, geb. 1797. Gründer und Leiter der Anstalt Birkenruh 1825—1861. Gest. 1868.

Bei uns machte sich — von anderem abgesehen — der Einfluß der Landesunifität von Jahr zu Jahr stärker geltend, indem er die Leistungsfähigkeit der Einheimischen hob, und dem Lande eine eigentümliche, nicht für jedermann schmackhafte Signatur gab. So lange unsere Gebildeten dieselben Universitäten besucht hatten, wie ihre eingewanderten Konkurrenten, waren die letzteren vielfach im Vorteil gewesen und hatten die Unterschiede zwischen hüben und drüben sich nicht in dem gleichen Maße geltend machen können. Auch damit ging es zu Ende, seit wir auf uns selbst angewiesen waren.

Von einer liv-, est- und kurländischen Auswanderung nach Deutschland ist bekanntlich bis in die allerneueste Zeit hinein nicht die Rede gewesen. Die Zahl der Landsleute, die es zu ansehnlichen Stellungen im Auslande gebracht hatten, ließ sich noch vor zwanzig und dreißig Jahren an den Fingern abzählen. Während die an deutschen Universitäten tätigen Liv-, Est- und Kurländer gegenwärtig nach Dutzenden zu berechnen sind, handelte es sich damals um ein paar allgemein bekannte Namen. Eduard Erdmann in Halle und Karl Ernst v. Baer in Königsberg — das war (von den Privatdozenten Dr. Ernst v. Rahden[1]) in Halle und Dr. Johann Reinhold Schmidt[2]) in Berlin abgesehen) meines Wissens alles. Nahm man zu diesen Männern noch den Direktor der polytechnischen Schule in Stuttgart Dr. Brutzer, den Direktor des Dresdener historischen Museums Karl Ernst Kraukling[3]) aus Kurland, den Romanschriftsteller A. v. Sternberg[4]) aus Estland und ein paar andere hinzu, so war man zu Ende. Es machte sich auch in dieser Rücksicht geltend, daß die ausländischen Reisen und die Wechselbeziehungen zwischen In- und Ausland in's Stocken geraten waren, daß wir eine isolierte,

[1]) Geb. 1809. Stud. in Dorpat Med. 1827—1833 und 1835—1838. Gest. in Halle 1876.

[2]) Vielmehr Reinhold Gottl. Schm., geb. 1809. Stud. in Dorpat Theol. und Phil. 1828—1832. Privatdozent in Berlin, dann in Heidelberg. Gest. in Landsberg bei Berlin 1886.

[3]) Er hieß Karl Konstantin Kr., geb. 1792. Stud. in Dorpat 1814 Med., dann in Berlin Phil. Wurde Sekretär der Kgl. Bibliothek in Dresden und seit 1839 Direktor des dortigen Museums. Gest. 1873.

[4]) Vergl. o. S. 116.

für Fremde nur schwer verständliche Existenz führten und daß unsere Gewohnheiten die Vorbereitung auf andere als die altgewohnten einheimischen Lebensstellungen erschwerten. Selbst mit dem nahe benachbarten Finnland hatten die immer nur spärlich gewesenen Beziehungen aufgehört, seit die Universität Helsingfors eröffnet worden war und keine Finnländer mehr nach Dorpat kamen. Langsam und allmählich erloschen wir im Gedächtnis der übrigen Welt, seit unser Land nicht mehr als Appendix eines fremden Kulturkreises angesehen werden konnte, mehr und mehr mußten wir uns an eine Existenz gewöhnen, die nur für uns selbst eine Bedeutung hatte und deren allgemeine Bedeutung sich nicht mehr definieren ließ. Jedes in damaliger Zeit über die Ostseeprovinzen geschriebene Wort bezeugte, daß das Mißverständnis unserer Verhältnisse zur Regel wurde und daß man mit uns nichts mehr anzufangen wußte, wenn man sich überhaupt noch auf uns besann.

War es da zu verwundern, wenn auch wir uns der Gedanken an das, was außerhalb der nächsten Sphäre lag, entwöhnten und wenn die meisten von uns Mühe hatten, sich über die nächsten Aufgaben des Landes Rechenschaft abzulegen?

* * *

Bis vor zwanzig Jahren war es eine ziemlich allgemeine Klage, daß der baltische Adel der Landesuniversität ferner stehe, als das bei den übrigen Ständen der Fall sei. Es hing das mit verschiedenen, traditionell begründeten Umständen zusammen, mit dem Jahrzehntelang fortdauernden Ärger Kurlands darüber, daß die Landesuniversität nicht nach Mitau, sondern nach Dorpat verlegt worden war, mit den tiefeingewurzelten militärischen Neigungen des estländischen Adels und mit den außerordentlichen Vorteilen, welche der Kriegsdienst, namentlich der Dienst in der Garde, damals überhaupt bot. Tüchtige und passionierte Soldaten waren die baltischen Edelleute von je gewesen und seit der Zeit der Universitätslosigkeit hatten sie sich daran gewöhnt, den Kriegsdienst für ihren Hauptberuf anzu sehen. Wer für voll gelten wollte, mußte wenigstens einige

Jahre unter der Fahne gestanden und das Recht erworben haben, zeitlebens eine Kavalleristenmütze zu tragen.

In einem Lande, das während des 18. Jahrhunderts nahezu allen größeren europäischen Armeen (der russischen, schwedischen, französischen, sardinischen, holländischen, preußischen und österreichischen) Generale von hervorragendem Talent geliefert hatte, und das sich rühmen durfte, Männer vom Range des österreichischen Feldmarschalls Gideon Ernst v. Loudon und der beiden fähigsten Taktiker des Jahres 1812 (Fürst Barclay de Tolly und Graf Toll) unter seinen Söhnen zu zählen, verstand sich das gleichsam von selbst. Aber die Zahl derjenigen, welche aus dem Kriegsdienste einen wirklichen Lebensberuf machten, bildete während der langen, auf die Napoleonischen Kriege folgenden Friedensjahre doch nur eine verschwindende Minderheit. Die Regel war, daß junge Herren, die sich in die unbequemen höheren Klassen der Lateinschule hinaufarbeiten sollten, plötzlich kriegerische Talente in sich entdeckten, als Junker in ein nicht allzufern von der heimischen Grenze garnisonierendes Regiment traten und wieder heimkehrten, wenn sie „mit dem Range" von Kapitäns oder Rittmeistern d. h. älteren Premier-Leutnants, verabschiedet werden konnten. Das galt damals auch für die zahlreichen Bürgerlichen, welche den jedem russischen Offizier zugänglichen Reichsadel erdienen wollten; noch lange, nachdem der alte Hupel tot war, behielt der von ihm aufgestellte Satz Geltung, daß jeder Deutsche bei der russischen Armee Hoffnung hat, bald Offizier zu werden.

Diese dilettantische, seitdem längst aus der Mode gekommene Art des Kriegsdienstes war für die russische Armee kein eigentlicher Gewinn, für das Land ein Schaden, weil sie Vorwand und Veranlassung dazu bot, daß ein großer Teil der liv-, est- und kurländischen Landesbeamten und Richter der gehörigen Vorbildung entbehrte. Die einen scheuten dieselbe, andere waren ihr geradezu abgeneigt, weil sie akademische Bildung als Quelle des „liberalen" Verderbens verabscheuten und weil sie den Landesuniversitäten nichts weniger als gewogen waren. So fabelhaft das heute klingen mag — Disputationen darüber, „ob man seinen Jungen überhaupt nach Dorpat

schicken solle", bildeten vor vierzig Jahren einen häufig benutzten Gesprächsstoff adeliger Kreise. Die Klagen darüber, daß der Adel nicht genug studiere und daß Justiz und Verwaltung der Provinzen darunter litten, kehrten darum ein Menschenalter lang wieder — ja sie drangen mitunter selbst in die sonst so verschwiegene Presse. In den Spalten des Dorpater Wochenblattes „Inland" stellte „—" ein natürlich aller Welt bekannter und von aller Welt bei Namen genannter Anonymus[1]) zu Ende des Jahres 1848 Berechnungen an, nach welchen die Zahl der in Dorpat Rechtswissenschaft studierenden immatrikulierten Edelleute nicht entfernt dazu ausreichte, die durch Ritterschaftswahlen zu besetzenden Richterämter mit Rechtskundigen zu besetzen. Dreizehn Jahre später (April 1861) griff Theodor Böttticher dasselbe Thema noch einmal auf, weil der frühere Übelstand fast unverändert fortbestand und weil das Fernbleiben des Adels (namentlich des kurländischen) von der Landesuniversität sich in den verschiedensten Rücksichten störend und hemmend geltend machte und zur Verschärfung der ohnehin überreichlich vorhandenen sozialen Gegensätze erheblich beitrug. — In dem Böttticherschen Aufsatze wurden sämtliche, ausschließlich Immatrikulierten zugängliche Ämter jeder einzelnen Provinz aufgezählt und daran die folgenden Bemerkungen geknüpft: „Wir zählen somit in diesen Provinzen etwa 200 der wichtigsten Richterämter, die eine juristische Vorbildung erfordern und nur von immatrikulierten Edelleuten bekleidet werden können; etwa 100 Ämter gleicher Art werden hiernächst durch Wahl des Indigenats-Adels besetzt. Sie sind zwar auch Personen anderer Stände zugänglich, werden indessen der großen Mehrzahl nach (mit Ausnahme der Kanzleiposten) von immatrikulierten Edelleuten bekleidet. Im Vergleich hiermit ist die Zahl der aus diesen Provinzen gebürtigen immatrikulierten Edelleute, welche auf der Universität Dorpat das juristische Studium absolviert haben, eine auffallend geringe. Im Dezennium 1840—50, das wir auf gut Glück herausgreifen, gehörten nur 45 immatrikulierte Edelleute der Juristischen Fakultät an, und von diesen erwarben nur 20 einen gelehrten Grad. Es ergibt sich aus diesen Daten, daß im Durchschnitt alljährlich nur

[1]) Professor Osenbrüggen in Dorpat.

ein Indigenats-Edelmann aus jeder der vier Provinzen (da hier Oesel selbständig mitzählt) in der Dorpater Juristenfakultät immatrikuliert worden ist und daß erst in je zwei Jahren ein Edelmann aus jeder Provinz einen akademischen Grad erlangt hat."

Diese Beschwerde hat heute wahrscheinlich nur noch geschichtliches Interesse, damals traf sie einen faulen Fleck, der als solcher von allen Wohlmeinenden ohne Unterschied des Standes anerkannt und empfunden wurde. Wie die bezüglichen Verhältnisse heutzutage liegen, weiß ich nicht, wenn es an Juristen fehlen sollte, so wird der Grund davon schwerlich in den ausschließlich militärischen Neigungen und Gewohnheiten des baltischen Adels zu suchen sein. Die Anschauungen und Gewohnheiten haben sich trotz der Kürze der inzwischen vergangenen Frist unkenntlich verändert. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht belehrt unsere jungen Leute darüber, daß die militärische Berufs-Laufbahn in erfolgreicher Weise nur begonnen werden könne, wenn man auf dieselbe gehörig vorbereitet und zu ihrer Fortsetzung entschlossen ist, das allgemeine Bildungs-Niveau aber hat sich gehoben, und die Bedeutung des Wortes „noblesse oblige" wird sehr viel besser und allgemeiner verstanden, als damals, wo unseren Landsleuten noch besonders auseinandergesetzt zu werden brauchte, „daß die Rechte, welche jemand ausübt," mit seinem Werte nichts zu schaffen hätten. Mag auch noch so viel fehlen, ehe ein normaler Zustand hergestellt ist, wesentlich hat das Verhältnis des Adels zur Landesuniversität sich im Laufe der letzten Decennien doch verändert.

* * *

Auf die Regeneration, welche sich während des letzten Menschenalters in unserem öffentlichen Leben vollzogen hat, ist es von außerordentlichem Einfluß gewesen, daß der erste Berufsstand, der aus der altväterischen Stagnation und Vergänglichkeit aufgerüttelt und in schwere, folgenreiche Kämpfe verwickelt wurde, der geistliche war. Wesentlich aus diesem Umstande dürfte zu erklären sein, daß die evangelische Geistlichkeit in unserem Lande (ich meine das gesamte baltische Land) an der Führung des geistigen Lebens ungleich stärkeren Anteil

behalten hat, als das Pastorentum des deutschen Volkes. — Die Ereignisse, welche zu der kirchlichen Krisis der 40er Jahre den äußeren Anstoß gaben, sind zu bekannt, als daß sie näher bezeichnet zu werden brauchten. Besondere Erwähnung dürfte es dagegen verdienen, daß der entscheidende Zeitpunkt Parteigegensätze innerhalb der Landesgeistlichkeit vorfand, die an und für sich eine Regsamkeit bedingten, wie sie auf anderen Gebieten nicht bestand. Die seit wenigstens einem Menschenalter bestehende Alleinherrschaft einer theologischen Richtung unter den Geistlichen der drei Provinzen ist erst das Ergebnis eines Kampfes verschiedener Richtungen gewesen, die bis zum Ausgang der 40er Jahre nebeneinander bestanden. Es dürften vier solcher Richtungen unterschieden werden können, unter denen die konfessionelle die größte war.

Was vor vierzig Jahren die ältere Pastoren-Generation hieß, war unter dem Einfluß zweier bedeutender Männer heraufgekommen. Auf die zu Herrnhut und dem Pietismus neigende Richtung hatte der Generalsuperintendent Christian David Lenz[1]) einen Einfluß geübt, der diesen geistreichen und bedeutenden Mann um viele Jahrzehnte überlebte und dem auch die Gegner ihre Anerkennung nicht versagten. Geistiger Leiter des livländischen und des Rigaschen Rationalismus ist bekanntlich der um die verschiedensten Gebiete unserer Entwicklung gleich verdiente Karl Gottlob Sonntag[2]) gewesen. Beide Richtungen haben tiefgehende Spuren hinterlassen — die erstere, indem sie die Herrnhutische Bewegung zu einer Großmacht unter dem livländischen Landvolke werden ließ, die letztere, indem sie an der Emanzipationsarbeit und der Erneuerung geistig-wissenschaftlichen Lebens unserer Großväter den Löwenanteil hatte. In gewissem Sinne aber waren beide Richtungen schon vor 40 Jahren überlebt, insbesondere die rationalistische, die seit dem Tode Sonntags, Graves usw. keinen einzigen hervorragenden Repräsentanten mehr besaß und in einem Geschlechte fortlebte, dem Selbstgenügsamkeit,

[1]) Geb. 1720 in Pommern. Kam 1740 nach Livland. Pastor in Serben und Seßwegen, 1759—1779 in Dorpat., dann Generalsuperintendent. Gest. 1798.

[2]) Geb. 1765. Kam 1788 nach Riga; 1791 Pastor an St. Jakob, 1803 Generalsuperintendent. Gest. 1827.

Indolenz und Gefügigkeit gegen die bestehenden Ordnungen und Mißbräuche zum Vorwurf gemacht werden durften. Während die Freunde Herrnhuts und des Pietismus zu allen Zeiten mit den Gemeinden in einem gewissen Zusammenhang geblieben und fähig gewesen waren, sich unter dem jüngeren Nachwuchs Anhänger zu erwerben, erschien der Rationalismus abgestorben, den Nationalen wie den jüngeren Amtsbrüdern vollständig entfremdet zu sein.

Die Unmöglichkeit, den Zeitgefahren mit Waffen der Aufklärungsweisheit zu begegnen, wurde von allen anerkannt, die überhaupt wußten, worum es sich handelte, — kein einziger nennenswerter jüngerer Mann zeigte Neigung, auf die Seite dieser Schule zu treten. Die Erbschaft des Rationalismus schien vielmehr den Anhängern der Schleiermacherschen Richtung zufallen zu sollen, die trotz ihrer relativ geringen Anzahl zunehmenden Ansehens genossen und den bedeutendsten livländischen Prediger der neueren Zeit, Ferdinand Walter („den Wolmarschen" wie man kurzweg sagte) in ihren Reihen zählte. Walter war in der „schweren Zeit" unbestritten der einflußreichste, weil energischste Mann des gesamten Landes. Daß er zugleich der einflußreichste Priester war, kam wesentlich auf die Rechnung der außerpastoralen Stellung, welche er einnahm. Da es sich zumeist um praktische — nach moderner Terminologie kirchenpolitische — Fragen handelte, fand er während der ersten Jahrzehnte seiner reichen Wirksamkeit auch da Unterstützung und Gefolgschaft, wo man seinen besonderen theologischen Standpunkt nicht teilte. In der Hauptsache waren ja alle guten Patrioten einig, und an Patriotismus wurden die Geistlichen jener Zeit von keinem anderen Stande übertroffen. Die theologische Strömung der 40er Jahre bewegte sich indessen in einem andern als den Walterschen Fahrwasser. Seit Philippi und Harnack auf dem Katheder saßen, gewann die konfessionelle (orthodoxe) Richtung mehr und mehr Boden und folgte die jüngere Generation wesentlich den von Dorpat ausgegebenen Impulsen. So lange die Wasser hochgingen, blieb dieser innere Gegensatz latent und für Außenstehende unbemerkbar, als ruhigere Zeiten kamen und Walter aus einem patriotischen Oppositionsführer zum Leiter des Kirchenregiments geworden war,

drang der moderne Konfessionalismus unaufhaltsam vor, bis er schließlich das gesamte Land unterworfen hatte.

Diese Kämpfe und Entwicklungen im einzelnen zu schildern, Gewinn und Verlust der durch sie bewirkten Umwälzung abzuwägen, muß Theologen überlassen bleiben. Hier sollte nur daran erinnert werden, daß zwischen den kirchlichen Verhältnissen von damals und heute ein tiefgehender Unterschied besteht und daß die schwere Übergangszeit, auf welche wir heute zurückblicken, eine inhaltsvolle und bedeutende gewesen ist. Es dürfte die Frage sein, ob die livländische Landeskirche jemals eine so große Zahl hervorragender Talente und Charaktere aufzuweisen gehabt hat, wie damals, wo die Mehrheit der Gebildeten zu lebhaftester Teilnahme an den Vorgängen im Schoße der Synode und des kirchlichen Lebens bestimmt wurde. Das wollte etwas bedeuten, wo es keine politische Presse gab, die auch nur die Kunde der hauptsächlichsten Tatsachen weiteren Kreisen vermittelt hätte! —

So weit meine Erinnerung reicht, ist nur einmal ein Widerhall des theologischen Waffenlärms in die „Rig. Ztg." gedrungen — Anno 1863 (oder 1864) als auf die in den „Mitteilungen und Nachrichten" aufgeworfene Frage „Wo hinaus?" (nämlich wo hinaus mit der Orthodoxie) von zwei nichttheologischen Mitarbeitern der „Rig. Ztg." (die sich hinter den Zeichen □ und W. D. verbargen) Antwort erteilt wurde. Die erwähnten Aufsätze machten ihrer Zeit viel von sich reden, weil die in ihnen ausgesprochene Meinung, daß ein „Wiedererwachen des metaphysischen Bedürfnisses" und damit eine Wendung in der theologischen Entwicklung bevorstehen sollten, vielfach geteilt wurde. Diese Erwartung hat sich nicht erfüllt. — —

* * *

Innerhalb des enggezogenen Kreises derjenigen, welche sich vor vierzig Jahren mit öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen begannen, standen drei Angelegenheiten auf der Tagesordnung. „Der Not gehorchend, nicht der eigenen Triebe" hatte der Landtag die Agrarreform in die Hand nehmen müssen, und mit dieser Reform stand die Notwendigkeit einer Erneuerung des kirchlich-religiösen

Lebens in so engem Zusammenhang, daß sich behaupten läßt, die kirchlich-religiösen und die agrarischen Schwierigkeiten hätten nur verschiedene Seiten einer und derselben Sache gebildet. In materieller wie in moralisch-intellektueller Rücksicht mußte dem Landvolke geholfen werden und das Landschulwesen war der Punkt, an welchem beide Reihen von Bestrebungen zusammentrafen.

Außerdem gab es noch eine dritte Angelegenheit, von welcher die Rede war, so weit diese, welche die Allgemeinheit angingen, überhaupt öffentlich verhandelt wurden, eine Angelegenheit, die auch demjenigen Teile des Bürgerrtums ans Herz ging, der an den Vorgängen auf kirchen- und agrarpolitischem Gebiete unmittelbaren Anteil nahm: der Streit um das Güterbesitzrecht und um das mit diesem eng verbundene Pfandrecht. Ob es die Nöte der Zeit oder andere Umstände waren, welche der bereits in den 40er Jahren entbrannten, in den Spalten des „Inland" zwischen W. Bandau, Wilpert und E. v. Tiesenhausen über diesen Punkt geführten Polemik eine Grenze setzten, weiß ich nicht, in der Stille ist dieser Streit noch zwanzig Jahre lang fortgeführt worden.

Für die gegenseitigen Beziehungen der deutschen Stände des Landes ist keine andere gesetzgeberische Veränderung des vorigen halben Jahrhunderts so verhängnisvoll gewesen, wie diejenige, welche durch das Pfandgesetz vom 24. Dezember 1841 herbeigeführt wurde. Heute, wo die Freigebung des Güterrechts nicht nur den Pfandrechtsstreit gegenstandslos gemacht, sondern den uralten livländischen status quo in zeitgemäßer Form wieder hergestellt hat, heute kann über diese weiland heikelste aller Materien unbefangen gesprochen werden. Die Behauptung, daß die von seiten der Ritterschaft nur allzu erfolgreich angestellten, Jahrzehnte lang fortgesetzten Versuche zur Ausschließung des Bürgertums vom ländlichen Grundbesitz nächst dem Aufgeben der agrargesetzlichen Basis von 1804 den gröbsten aller in diesem Lande jemals begangenen politischen Mißgriffe gebildet haben, wird im Jahre 1883 kaum mehr auf Widerspruch stoßen.

Rascher als sich erwarten ließ, ist über die Sache Gras gewachsen, ihrer Zeit ist dieselbe aber von geradezu blutvergiftendem Einfluß

gewesen. Das Unglück wollte, daß die Entscheidung länger als ein Menschenalter verschleppt wurde und daß sich kein Fölkersahm und kein Ferdinand Walter fand, der die Beseitigung dieses Ärgernisses zu seiner Lebensaufgabe machte. Ein halbes Menschenalter war über diesen Punkt, der in hundert wichtige Privatverhältnisse eingriff, publice geschwiegen worden, bis Theodor Böttticher im Aprilheft der „Baltischen Monatsschrift" von 1861 gerade heraussagte, der innere Frieden werde als wiederhergestellt erst anzusehen sein, wenn Recht wieder Recht geworden. Dieses zur rechten Zeit gesprochene rechte Wort wurde dann von der jungen Tagespresse aufgegriffen, ein neuer hartnäckiger Kampf entzündet und zu Ende des siebenten Jahrzehnts endlich der Sieg erstritten.

Doch das gehört nicht in den Zeitabschnitt, von welchem hier die Rede ist. Es sollte nur erwähnt werden, daß das Güterbesitz- und Pfandrecht der dritte Punkt war, welcher beim Übergang von der alten zur neuen Zeit die Gemüter beschäftigte. Waren die kirchlichen Verhältnisse wieder ins Geleise gebracht, Herrnhuts Einflüsse auf das religiöse Leben des Landvolkes gehörig beschränkt, die Bedingungen für einen gesicherten, den allmählichen Übergang zum freien Eigentum vermittelnden Pachtbesitz des Landmannes hergestellt und die Bürgerlichen in den Stand gesetzt, Rittergüter wieder „auf 99 Jahre" pfänden, am Ende gar kaufen zu können, dann war — herrschender Meinung nach — alles erreicht, dessen es bedurfte, damit in dem alten gemütlichen Hause mit der alten Gemütlichkeit weiter gelebt werden konnte, dann hatte der Dichter vollständig Recht behalten, der in einem der damals noch üblichen Almanache das berühmte Lied anstimmte:

„Ich danke Gott mit Harfenspiel,
Daß ich in Hapsal wohne
Und nicht am Ganges oder Nil
Noch einer andern Zone,
Denn wächst auch hier nicht Ananas,
So wächst doch hier noch Dies und Das
Und andre Gartenfrüchte!"

Ja wohl „andre Gartenfrüchte!" Und diese sind so rasch emporgewachsen, daß sich kaum mehr jemand darauf besinnt, daß das alte,

vorstehend bezeichnete Programm (dem das Verlangen nach Zulassung der Bürgerlichen zu den richterlichen Wahlämtern erst viele Jahre später zugestellt wurde) längst erfüllt ist. Unsere Landeskirche ist wirklich erneuert, der Bauerstand wirklich zu Unabhängigkeit, Wohlhabenheit und gesichertem Besitz gebracht, das Güterbesitzrecht der Bürgerlichen in der Tat wieder erobert worden, und das alles hat sich rascher und vollständiger erreichen lassen, als die Reformer der 40er Jahre zu hoffen gewagt hatten. Es gibt nicht viele Kirchenverbände, nicht viele Bauernschaften und nicht viele Landschuleinrichtungen in Europa, mit welchen die unsrigen zu tauschen versucht wären! „Die Baukrone auf dem livländischen Gesinde", deren Sicherheit Fölkersahm als Bedingung für die Sicherheit „aller übrigen Häuser im Lande" bezeichnete, steht fest — auf ihrem Platze. Nichtsdestoweniger —

Der Leser braucht dem Schreiber dieser Zeilen nicht ins Wort zu fallen. Wir stehen am Ausgang der 40er, nicht der 80er Jahre, und Ausblicke in die Zukunft haben mit Betrachtungen über die Vergangenheit nichts zu schaffen. Zu dieser zurückzukehren ist um so verlockender, als sie in der Morgenbeleuchtung der Jugend liegt, welche uns die „gemeine Deutlichkeit der Dinge" mit holdem Glanze verklärte und die Täuschungen möglich machte, mit denen wir alle längst gebrochen haben.

Wir wollen zu den 40er Jahren zurückkehren.

* * *

Unter den Städten des alten Livland bestand eine Rollenverteilung, von der ich gern wüßte, ob sie noch gegenwärtig vorhanden ist. Daß damals jede einzelne Stadt ihre bestimmte Stelle innerhalb des Landesorganismus einnahm, hing mit der Abgeschlossenheit unserer von einem festen Rahmen umgebenen Existenz so eng zusammen, daß nicht zu verwundern wäre, wenn es damit ein Ende genommen hätte. Vor dreißig und vor vierzig Jahren ließen sich drei Klassen livländischer Städte deutlich unterscheiden, — die großen, die bedeutenden und diejenigen, die nur klein waren.

Riga zählte eigentlich gar nicht mit, weil es ein durchaus eigenartiges Leben führte; der echte „Landsche" fühlte sich in eine andere Welt versetzt, wenn er die Jägelbrücke passiert hatte, auf welcher die Wappen Livlands und Rigas einander noch heute herausfordernd gegenüberstehen. Kaum zwanzig Jahre ist es her, daß ein Patriot der „Stadtblätter" es als beunruhigendes Zeichen der Zeit ansehen zu müssen glaubte, daß „Rigasche Verhältnisse" in der Tagespresse nach „livländischen Maßstäben" beurteilt zu werden begönnen. — Natürlich war dieser Partikularismus auf beiden Seiten gleich stark entwickelt und die Gewöhnung, über die Rigasche Sprechweise, die Rigasche Ausschließlichkeit und den Hochmut der „Stadtjunker" zu räsonieren, auf dem flachen Lande vielfach zur Unart geworden. Das hing ebenso mit den bereits erörterten ständischen Güterbesitzstreitigkeiten, wie mit den bekannten, damals in vollster Blüte stehenden Dorpater Korporationsgegensätzen und mit der Tatsache zusammen, daß der geschäftige Ernst der fleißigen Großstadt zu dem dolce far niente der Kleinstädte auf das Schärfste kontrastrierte. Passierte es dem auf das Rigasche Pflaster versetzten W.-Städter doch nur allzu leicht, daß er erst am Dünaufer darüber ins Klare kam, was eigentlich harte Arbeit hieß! Dem zwischen den Gebildeten bestehenden Antagonismus eiferten die Ungebildeten begreiflicherweise nach; lebhaft kann ich mich entsinnen, mit welch tiefer Verachtung die in eine kleine Stadt verpflanzten Rigaschen Dienstboten meiner Eltern auf ihre Umgebung herabsahen, — die „Dünakante" und den Wöhrmannschen Park für die einzigen menschenwürdigen Promenaden der Welt erklärten.

Die gesellschaftliche Hauptstadt der alten Zeit war Dorpat, der Stolz und das Lieblingskind des Landes, der Ort, zu welchem die gesamte gebildete Jugend mit romantischer Sehnsucht hinüberschaute.

„Kennst Du die Stadt, der Born der Wissenschaft
Fließt da in ew'ger, geistig junger Kraft,
Und lächelnd drückt die himmlische Kamöne
Den Lorbeer auf die Stirne ihrer Söhne!"

Der größte, nachhaltigste Eindruck meines Jugendlebens war die helle, warme Sommernacht des Jahres 1850, die den vierzehn-

jährigen Knaben über Walk, Kuikatz und Uddern durch endlose Wälder nach Dorpat führte. Was ließ sich den holden Nebeln vergleichen, die Ruhenthal, Novum und die übrigen klassischen Punkte unseres Embach-Athen dem jugendlichen Reisenden verhüllten, dem nach der ersten schlaflos verbrachten Nacht seines Lebens hinter dem neunwerstigen Kruge die Sonne aufgegangen war und der dann mit eigenen Augen zu der berühmten Domruine hinübersehen durfte, die sich auf dem ehemaligen Olymp des Estenvolkes ragend erhob! Wie stattlich nahmen sich der Markt, das Universitätsgebäude, die Brücke mit der gelehrten Inschrift „Otium reficit vires" und das steinerne Bauwerk, das die beiden Embachufer verband, für Augen aus, denen bereits der abscheuliche Walksche „Katzenschwanz" den Eindruck überraschender Neuheit gemacht hatte. Über Dorpat hinaus zu denken hatte für den Lettländer kaum einen Sinn, denn nach Pernau gelangte er doch nicht, weil dazu die Veranlassung fehlte. Niemals habe ich es dazu bringen können, diese durch Wohlstand und Lebenslust hervorragende zweite Stadt des eigentlichen Livland mit Augen zu sehen, und während meiner gesamten Kindheit ist mir nur ein „Pernauer" zu Gesichte gekommen, — ein freundlicher Herr, den alle Leute den „Vetter" nannten und der als gewaltiger Fußgänger im Rufe stand, winterliche Nachmittagsspaziergänge von Wenden nach Wolmar zu machen, um „zum Tee" wieder in seinem Hauptquartier einzutreffen. Konnten Dorpat und Pernau als die Großstädte Alt-Livlands angesehen werden, so nahmen die im Besitz von Landgerichten, Kreisgerichten und Kreisrenteien befindlichen Städte Wenden und Fellin den zweiten Rang ein. Den Vortritt von ihnen nahm indessen Wolmar in Anspruch, das damals nicht einmal ein Kreisgericht besaß und dessen Bewohner dennoch die Empfindung hatten, in der kleinen Welt, die uns die große bedeutete, ein außerordentlich gewichtiges Wort mitzureden.

Der Wolmarsche Typus war von demjenigen der übrigen Landstätte in der Tat völlig verschieden. Während in dem benachbarten, durch seine romantische Lage und die größere Zahl seiner Bewohner begünstigten Wenden der Adel dominierte, war das alte Wolmar eine durchaus bürgerliche Stadt. Wolmar bildete den Stammsitz

der Familie Walter, des angesehensten bürgerlichen Geschlechts der Zeit und der den Walters verwandten Familien Bandau und Erdmann; Wolmar hatte binnen verhältnismäßig kurzer Frist der Landesuniversität drei hervorragende Lehrer (die Brüder Julius und Piers Walter und den Dr. Wanka Erdmann) geliefert, ein Wolmaraner (Eduard Erdmann) hatte es in Deutschland zur Stellung eines angesehenen Gelehrten gebracht, ein anderer (der hochverdiente alte Dr. Leonhard Girgensohn) gar ein akademisches Lehramt ausgeschlagen; die städtische Verwaltung stand im Rufe besonderer Ordnung und Einsicht, und in Wolmar lebte Ferdinand Walter.

Was bedeuteten dem Rufe des Wolmarschen philosophischen Leseabends gegenüber die gepriesenen Wendenschen Fastnachtsbälle und zärtlichen Schlittenfahrten, welche die Blume des südlivländischen Adels alljährlich zur Feier der nordischen Saturnalien versammelten? Tanzen konnte jedermann, der dazu Lust hatte, — zu philosophieren lernte man — von Carlblom in Dorpat abgesehen — nur in Wolmar! Die Bürgerlichkeit Wolmars war eine ausgesprochene und bewußte; ohne adelsfeindlich zu sein, war man doch von dem Adel unabhängig, und das bedeutete eine Ausnahme, die (mit Recht oder Unrecht) auf den hohen Stand der geistigen Bildung dieser Stadt und auf die große Anzahl ihrer „bedeutenden Persönlichkeiten" zurückgeführt wurde. Ungleich stärker als in anderen Kleinstädten glaubte man hier den Herzschlag des Landes pulsieren zu hören, denn manche der entscheidendsten Anregungen der Zeit waren von dem bescheidenen Orte ausgegangen, der mit Dorpat um die Führung des kirchlichen Lebens die Wettbewerbung aufgenommen hatte.

Wenden besaß dafür andere Vorzüge. Es durfte sich größerer Vergnüglichkeit, stattlicherer Steingebäude, der Ruine, des gräflich Sieversschen Parks und der Nachbarschaft Birkenruhs rühmen, dem Albert Hollander das Gepräge seines mächtigen Willens aufzudrücken und zu einer ansehnlichen Position zu verhelfen gewußt hatte. Für noch anziehender galt freilich Fellin, das einen rühmlich bekannten Kanzelredner (Valentin Holst), eine frisch aufstrebende höhere Lehranstalt und eine Anzahl größerer, zur „Gesellschaft"

gehöriger Kaufleute besaß und dem außerdem nachgerühmt wurde, daß es die verschiedenen Stände in eine glückliche Harmonie zu bringen gewußt habe. Dieser letztere Vorzug fiel in den Tagen ständischer Zerklüftung besonders schwer ins Gewicht, denn an anderen Orten sah es in dieser Rücksicht bedauerlicher Weise ganz anders aus.

* * *

Das landesübliche Sprichwort „wer nicht wagt, kommt nicht nach Werro" hat wahrscheinlich niemals rechten Sinn gehabt, denn Werro besitzt den manchen anderen Städten versagt gebliebenen Vorteil einer Postverbindung. Die Stationen Karrilatz und Tilli-Orro vermitteln seit einem Menschenalter den Verkehr der Außenwelt mit der Stadt, die einst der Sitz der Lehranstalten Genges und Krümmers war, und bei dem letzten Stadium des Übermuts angelangte Studenten pflegen von altersher ihre Fahrten in diesen merkwürdigen Ort zu richten. Hat nicht der „Eremit von Gauting[1])" bei seinem europäischen Spaziergange Werro aufzusuchen und mit dem letzten Löwenwolde an den Ufern des berühmten Sees zu diskutieren für notwendig gehalten? Ist nicht der staunenden Welt seiner Zeit berichtet worden, daß einmal drei spätere Dorpater Professoren nebeneinander auf Werroschen Schulbänken gesessen haben?

Eine Kleinstadt zweiten Ranges ist Werro trotz Krümmer, Mortimer und Genge freilich immer geblieben und ganz unrecht hat der Witzbold nicht gehabt, der die Behauptung aufstellte „Werro habe kein Schicksal, aber eine Allee." Das war durch die isolierte Lage dieser jüngsten livländischen Stadt bedingt, die nicht einer geschichtlichen Notwendigkeit, sondern einer bureaukratischen Laune ihre Entstehung verdankte und die zu dicht an die östliche Landesgrenze gerückt war, um sich den Anteil am Provinzialleben anders als mühsam erwerben zu können.

Mit Werro teilte Lemsal das Schicksal, abseit der Heerstraße an einem See zu liegen — mit Schlock das Los, in den Schatten

[1]) Th. Freiherr von Hollberg-Broich, Reisender, 1798—1862. Seine Reisebeschreibung durch „Deutschland, Rußland" usw. erschien 1844.

des gewaltigen Riga gefallen zu sein. Da das Land sich einmal in der Periode materiellen und äußeren Umschwungs befindet, werden wohl auch diese Städte in aller Stille Fortschritte gemacht haben, über welche das übrige Europa noch nicht unterrichtet ist. Vor vierzig Jahren war von äußerem Wachstum in keiner livländischen Landstadt die Rede, selbst in Dorpat nicht. Ein Ausländer, der viele Jahre lang am Embach gelebt und im Jahre 1854 nach 20jähriger Abwesenheit Dorpat wieder aufgesucht hatte, schrieb damals seinen Freunden: es sei, wie ihm scheine, binnen 20 Jahren kein einziges Gebäude von Bedeutung hinzugekommen, vielmehr alles auf dem alten Fleck geblieben.

Schlüsse auf die übrigen, noch heute vom Eisenbahnverkehr ausgeschlossen gebliebenen Städte ergeben sich daraus selbst und werden zur Rechtfertigung der hier aufgestellten Behauptung dienen. Lemsal war vor vierzig Jahren nur dadurch merkwürdig, daß einer seiner Bürger, der Gastwirt R., Inhaber des letzten Zopfs in Europa war. Den alten Ur- und Originalzopf hatten Gassenbuben dem am Gestade des Sees ahnungslos schlummernden Greise bereits um die Mitte der 40er Jahre abgeschnitten, — der Ersatzzopf, der die Kontinuität, wenn nicht der Lemsalschen, so doch der Rigaschen Entwicklung repräsentieren sollte, pflegte noch im Jahre 1847 von wißbegierigen Reisenden, die nach Neubad fuhren, in Augenschein genommen zu werden. Requiescat in pace! Daß dem Inhaber dieser ehrwürdigen Reliquie der Schmerz erspart geblieben ist, seine Vaterstadt auch noch des (nach Wolmar verlegten) Kreisgerichts beraubt zu sehen, wird als Liebenswürdigkeit des Geschicks angesehen werden dürfen.

Auf der Grenzlinie zwischen der zweiten und der dritten Klasse livländischer Städte stand damals der lettisch-estnische Grenzort Walk. Das Bürgertum desselben galt zur Zeit, als der Teufel noch ein kleiner Junge war, für so unbändig und genußsüchtig, daß weder die Pastoren Hellmann und Emil Sokolowski, noch der willensstarke und gescheite Syndikus Falk mit demselben fertig geworden sein sollen und daß in Dorpat ein Heldengedicht kursierte, welches des heiteren Weingottes Bacchus Herrschaft über die Stadt mit

dem Katzenschwanz zum Gegenstande hatte. So schlimm, wie die Leute es machten, wird es damit wohl nicht gewesen sein, in Alt-Livland liebte man es, die Farben dick aufzutragen, denn nur wenn das geschah, sahen die Dinge überhaupt nach etwas aus. Belege pflegte Frau Fama für ihre Behauptungen niemals beizubringen, und äußerlich sah Walk den übrigen W.-Städten immer täuschend ähnlich, und Leute, die daselbst nach längerem Reiseleben Jahre lang ansässig geworden waren, haben versichert, daß es sich in Walk vortrefflich leben lasse. War es ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit oder eine Laune des blinden Zufalls, daß das ursprünglich in Wolmar beheimatet gewesene, von Walter begründete, von dem Lettländer Zimse geleitete Volksschullehrer-Seminar um die Mitte der fünfziger Jahre vor die Tore Walks verlegt wurde? Vielleicht datiert davon eine veränderte Verteilung des Gewichtes unter unseren Städten. Arensberg konnte denselben kaum zugezählt werden, denn es lag vor Ausbreitung des Dampfschiffahrts-Fortschritts auf die baltische Küste im eigentlichsten Sinne des Wortes „aus der Welt".

Mit den vorstehenden Bemerkungen über die einstmalige Rollenverteilung unter den livländischen Städten sollte nicht nur der Versuch zur Feststellung einer kulturgeschichtlichen Tatsache gemacht, sondern zugleich auf einige außerordentlich folgenreiche Veränderungen der Neuzeit hingewiesen werden. Ob die Beobachtung richtig ist, daß die südlivländischen Städte um ihre Unterscheidungsmerkmale gekommen sind, weil sie einen sehr viel lettischeren Eindruck machen, wie in der guten alten Zeit — das mögen den Verhältnissen näherstehende Sachkenner entscheiden — unbestreitbar aber hat die eigentümliche Entwicklung unseres baltischen Eisenbahnwesens die frühere Struktur des Landes-Organismus verrenkt und die Gewichte neu verteilt. Daß Dorpat mit Reval, Pleskau und Petersburg enger und näher verbunden ist, als mit Riga, und daß weitaus die meisten Reisenden die Landesgrenze überschreiten, um sich von der einen in die andere Hauptstadt Livlands zu begeben, muß auf die Dauer in das innere Leben und die Entwicklung tief eingreifen.

Veränderte Verkehrswege und Verschiebungen der natürlichen Beziehungen wirken auf die Anschauungen der Menschen naturgemäß ein, lösen alte und schließen neue Bande. Von ihren natürlichen Hauptzentren abgeschnitten, werden die Kleinstädte das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit denselben allmählich verlieren und in eine Isolierung geraten, die unter den heutigen Verhältnissen doppelt bedenklich erscheint; Riga und Dorpat aber laufen Gefahr, einander entfremdet zu werden und allen Anteil an den Geschicken der W.-Städte zu verlieren. Bliebe es dauernd bei der Eisenbahnlosigkeit des inneren Landes, so wäre nicht zu verwundern, wenn der alte livländische Organismus sich allmählich in einen bloßen Mechanismus verwandelte. Möchte dem Lande eine solche Wandlung erspart bleiben!

* * *

„Er hält sich jetzt zum kalten Zirkel." Dieses Wort fiel 1846 in einer altrigaschen Gesellschaft, als auf einen jungen Mann die Rede kam, der sich dem Berens-Fölkersahmschen Kreise angeschlossen hatte. Man nannte diesen „Zirkel" den kalten, weil man annahm, eine Gesellschaft, in welcher hauptsächlich geistige Interessen verhandelt wurden und die außerdem mit aristokratischen Elementen versetzt war, müsse es an der Gemütlichkeit und Herzenswärme fehlen lassen, die den Hauptreiz der altgewohnten Lebens- und Verkehrsformen bildete.

Die Rolle, welche der kalte Zirkel in Riga spielte, war keine unwichtige, denn die Mitglieder desselben trugen zur Vermittelung zwischen Riga und dem übrigen Livland erheblich bei. Über Wolmar, wo die dem Berensschen Hause befreundeten Walters und Bandaus lebten, spannen die Fäden sich bis nach Dorpat hinüber, das mit Riga sonst wenig zu schaffen hatte. An diesen Fäden aber hing ein Stück Bildungseinfluß, das unter den damaligen Verhältnissen schwer zu ersetzen gewesen wäre. Was in dem alten Livland Kurs haben wollte, mußte von sog. Autoritäten abgestempelt sein; die einzelnen Personen, die für Autoritäten galten, bestimmten die Interessen, die man pflegte, die Meinungen, die man vertrat, ja die Bücher,

die man las und weiter empfahl. Der Himmel mag wissen, was von den vielen Leuten damaliger Zeit gelesen wurde, welche sich gegen die Tonangeber abwehrend verhielten und es „affektiert" nannten, wenn man andere als nützliche Bücher auf seinem Tische liegen hatte, — in den Händen der Anspruchsvolleren und Gebildeten fand man Jahre lang fast regelmäßig dieselben Bücher vor. Die Auswahl war im großen und ganzen keine üble, denn von den wichtigsten Zeiterscheinungen wurde man via Riga und Dorpat unterrichtet. Geschichte, Politik, Populärphilosophie und Theologie stellten die stärksten Kontingente, in der Ästhetik blieb dem individuellen Geschmack ein gewisser Spielraum gewahrt, weil man darin einige Auswahl hatte.

Wie reich erscheint die damalige Literatur, wenn man sie mit der heutigen vergleicht; Dichter wie Heine und Geibel, Romanschriftsteller wie Dickens, Immermann und Auerbach gibt es eben nicht zu allen Zeiten und, mit den bedenklichen Schriftstellern von heute verglichen, dürften auch George Sand und Eugen Sue höheren Rang und dauernde Bedeutung in Anspruch nehmen. Von nahezu jedem dieser Lieblingsautoren damaliger Zeit ließe sich angeben, wer sie für Livland in Umlauf gesetzt hatte, denn die Zahl der Personen von selbständigem Geschmack und anerkannter Geltung war eine außerordentlich geringe und das Anlehnungsbedürfnis ein weitverbreitetes. Wer im einzelnen nachfragen wollte, könnte noch heute erfahren, wer die ersten Propheten Jung-Deutschlands bei uns waren, wer zuerst Dickens in die Mode gebracht hat und wie es zugegangen ist, daß Humboldts „Kosmos" durch ganz Livland die Runde machte. Von einzelnen heute längst vergessenen Büchern kann angegeben werden, wann sie bei uns im Zenit ihrer Beliebtheit standen, 1849 war Auerbachs „Frau Professorin" in der Leute Händen, 1851 entdeckte man die „Juniuslieder", 1852 las alle Welt Redwitz' „Amaranth", 1853 kam „Onkel Toms Hütte" in die Mode, 1854 wurde Freytags „Soll und Haben" verschlungen usw.

Die großen Autoritäten des Landes mögen an der Verbreitung dieser Bücher keinen Anteil gehabt haben, denn auf die schönen Künste ließen dieselben sich nur ausnahmsweise ein — neben ihnen

gab es aber eine Anzahl kleiner Propheten, die nicht minder tätig und einflußreich waren und denen die Bestimmbarkeit der weiteren Kreise zu gute kam. Gegen die einheimische literarische Produktion verhielten sich die Leute, auf welche es ankam, wesendlich ablehnend. Wohl machte es ein gewisses Aufsehen, als Karl Alt die Theater-Kritik der vormärzlichen „Rigaschen Zeitung" in einem vielbesprochenen Artikel des „Inland" zu Fall brachte, um für einige Jahre der maßgebende Rezensent des Theaters zu werden, wohl kam auf andere, in den Spalten des „Inland" ausgefochtene literarische Fehden gelegentlich die Rede.

Im großen und ganzen behauptete die „ausländische" Literatur das Übergewicht. Am meisten mögen das die damals noch ziemlich zahlreichen Lyriker und Dramatiker der Heimat empfunden haben, die niemals recht auf den grünen Zweig zu kommen vermochten. C. v. Stern, R. Grosewski, A. v. Wittorf, „Livonias ältester Dichter" R. v. Mengden — sie alle sind nie recht populär geworden. Wer besänne sich noch auf das „baltische Album", das den merkwürdigen Dramen „Die Hütte vor Moskwa", „Dolores oder Herzlos" und einer zur Verherrlichung Ludwig XI. bestimmten furchtbar blutigen Tragödie zum Dasein verhalf, — wer auf Camerers „Jungfrau von Treyden", oder auf die lange Reihe historischer Trauerspiele, in denen E. Reinthal die ersten russischen Großfürsten abhandelte? Selbst der talentvolle Roman Budberg und die Dichter der „Schneeglöckchen" sind rascher, als sie es verdienten, vergessen worden, und wenn Harald v. Brackel und Jegor v. Sivers dieses Los nicht geteilt haben, so liegt das daran, daß diese Männer auch noch andere als dichterische Qualitäten besaßen. An poetischem Sinn hat es niemals bei uns gefehlt, zu Dichtern und Musikern von allgemein anerkannter Geltung sind wir aber nicht gediehen. Auf anderen Gebieten hat es dagegen manche Überraschung gegeben, die vor vierzig Jahren niemand zu hoffen gewagt hätte. Estland hat einen Maler hervorgebracht, der in der vordersten Reihe der Lebenden steht, Livland darf sich mehrerer Maler und Bildhauer von Verdienst rühmen und auf dem Gebiete streng wissenschaftlicher Forschung, das damals nur einen berühmten baltischen Namen (K. E. v. Baer) kannte,

gibt es eine Reihe in der ganzen Welt ehrenvoll bekannt gewordener Landsleute.

Minder verwunderlich, aber immerhin bemerkenswert ist der rasche Aufschwung unserer periodischen Presse gewesen. In dem Vaterlande Lindners[1]), Garlieb Merkels und Jochmanns[2]), dreier Publizisten von entschiedener und eigentümlicher Begabung, gab es vor dreißig Jahren keinen einzigen Publizisten, der auch nur den einheimischen Ansprüchen genügt hätte. Die einzelnen Talente hielten sich vorsichtig zurück, und bei den übrigen war die Scheu vor den gedruckten Buchstaben so groß, daß die Redaktionen der wenigen im Lande vorhandenen Zeitungen und Zeitschriften nur mit äußerster Mühe besetzt werden konnten. Seit die „Baltische Monatsschrift" zur Regeneration der baltischen Presse den Anstoß gab, hat sich das völlig verändert. Es traten mehr Journalisten auf den Plan als das kleine Land brauchen konnte und darunter solche, für die es leicht hielt, in der längst überfüllten deutschen Presse ansehnliche Stellungen zu erlangen, der zahlreichen lettischen und estnischen Schriftsteller zu geschweigen, die an die Stelle der deutschen Begründer des lettisch-estnischen Schrifttums getreten sind. Ist es die Zeit oder die Macht des Beispiels gewesen, die einen so totalen Umschlag binnen so kurzer Frist hervorgebracht und den öffentlichen Zustand unkenntlich verändert hat? Vergessen darf freilich nicht werden, daß die literarische Regsamkeit bis zum Ausgang der dreißiger Jahre ungleich größer gewesen war, als während des hier besprochenen Zeitraums, und daß das kleine Riga der ersten Hälfte des Jahrhunderts dezennienlang zwei größere politische Zeitungen und zeitweise ein politisches Wochenblatt, das von Sonntag begründete, von G. Merkel fortgesetzte und mit einem „Literarischen Begleiter" versehene „Provinzialblatt" gegeben hatte.

* * *

[1]) Fr. Georg Ludw. Lindner, geb. 1772 in Mitau. Stud. Med. 1792—1797 in Jena, Würzburg, Göttingen. Dann im Ausland schriftstellerisch tätig. Verf. des „Manuskripts aus Süddeutschland". Gest. 1845.

[2]) Karl Gustav J., geb. 1789 in Pernau. Stud. Jur. 1806—1809 in Leipzig, Göttingen, Heidelberg. 1810—1819 Advokat in Riga. Lebte dann im Ausland. Gest. 1830.

Für Aufschwung und Weiterentwicklung der baltischen Geschichtsforschung sind die vierziger Jahre bekanntlich von großer Wichtigkeit gewesen. F. G. v. Bunge stand damals auf der Höhe seiner bahnbrechenden Tätigkeit, Napierskys Arbeiten trugen zur Bereicherung der Quellenliteratur erheblich bei, die altertumsforschende Gesellschaft bildete einen Mittelpunkt aller geschichtlichen Bestrebungen und der Buchhändler Frantzen erwarb sich eben damals durch die Publikation der Scriptores rerum Livonicarum unvergängliche Verdienste um die Vaterlandskunde. Außerdem fiel in jene Zeit die Ausarbeitung der immerhin lehrreichen geschichtlichen Einleitung in das Provinzialgesetzbuch, zu welcher zwei Beamte der Kaiserlichen Kanzlei, Oskar Baron Rahden und Emanuel Graf Sievers sich verbunden hatten. Das größere Publikum stand den historischen Interessen nichtsdestoweniger in jenen vergangenen Tagen noch ungleich ferner als heute.

Von anderem abgesehen hing das wesentlich damit zusammen, daß diejenigen Abschnitte unserer Vergangenheit, auf welche die Aufmerksamkeit der Forschung sich vornehmlich richtete und über welche es populär gewordene Handbücher gab, zu der Gegenwart in keiner Beziehung zu stehen schienen. Über die Geschichte des 18. Jahrhunderts waren auch Personen, die einige Rechenschaft über die Periode der Ordensherrschaft, des polnischen und des schwedischen Regiments hätten ablegen können, in der Regel nur höchst mangelhaft unterrichtet, weil die bezüglichen Hilfsmittel fehlten. Was es mit der für Liv- und Estland so außerordentlich wichtigen Moskauer Gesetzgebungskommission von 1769, mit der Einführung und der Wiederaufhebung der Statthalterschafts-Verfassung und mit den verschiedenen Phasen der livländischen Agrargesetzgebung auf sich gehabt, war der weiteren baltischen Lesewelt niemals gesagt worden. Die einzelnen, auf diese Materien bezüglichen neueren Publikationen blieben unberücksichtigt, die wertvollen, freilich nur bis zur Zeit der eigentlichen Krisis reichenden älteren Arbeiten (Gadebuschs Jahrbücher, Hupels topographische Nachrichten und Miszellaneen usw.) moderten ihrer schwerfälligen Form wegen in Bücherssammlungen, die nur höchst selten geöffnet wurden.

Einiger Verbreitung erfreuten sich höchstens die bekannten Schriften Thiels und Jannaus, aus denen sich für das Verständnis unserer geschichtlichen Entwicklung aber kaum etwas entnehmen ließ. Beschränkte der von Jannau in Anspruch genommene historische Pragmatismus sich doch auf eine Feindseligkeit gegen den Adel, die alle Merkmale der rationalistischen Auffassung des Aufklärungszeitalters an sich trug und genau in den von Merkel angeschlagenen Ton einstimmte. Für Historiker, die in unserer Vorzeit lediglich Ausgeburten des „Ritter- und Pfaffengeistes" zu entdecken vermochten, die die schwedische Reduktion für eine dem Lande zugedachte Wohltat ansahen und die für so wichtige Dinge wie die Katasterarbeit des 17. Jahrhunderts und die Kapitulationen von 1710 kaum ein Wort übrig hatten, solche Historiker wußten mit der livest-kurländischen Provinzialgeschichte in der Tat nichts anzufangen. Statt das historische Verständnis ihrer Leser zu fördern, stimmten sie dasselbe herab, indem sie die Leute daran gewöhnten, alles nach Gesichtspunkten von vorgestern zu beurteilen.

Man glaubte von livländischer Geschichte etwas zu wissen, wenn man den endlosen Streit zwischen Orden und Bischöfen verfolgte, das unaufhörlich wiederholte und gelegentlich auch novellistisch verarbeitete Kapitel der Rigaer Kalenderstreitigkeiten studiert und den Eindruck gewonnen hatte, daß die Jahre der Isolierung Rigas von dem der Krone Polen unterworfenen übrigen Livland einen Glanzpunkt der Stadthistorie gebildet hätten. Über den föderalen Charakter des alten Livland, das Verhältnis zwischen Orden und Ritterschaften und die bäuerlichen Zustände der Ordensperiode waren die gröbsten Irrtümer im Schwange. Kam es doch vor, daß die Kreuz- und Deutsch-Ordensritter für die Ahnen unserer ritterschaftlichen Familien angesehen wurden und daß man die Entstehung des Landratskollegiums in die Tage der Plettenberg und Fürstenberg zurückverlegte! Aus der gesamten neueren Geschichte des Landes aber war wenig mehr als ein Schatz zweifelhafter Anekdoten übrig geblieben, deren Wert gewöhnlich nach ihrer Ungeheuerlichkeit abgeschätzt wurde.

Kenntnis der geschichtlichen Grundlagen des bestehenden Rechts-

und Verfassungszustandes wurde höchstens in den engeren Kreisen höchstgebildeter Juristen und Geschichtsfreunde gefunden und die Jugend über die wichtigsten und entscheidensten Punkte der heimischen Vergangenheit in einer Unkenntnis gelassen, die sich bei jeder Gelegenheit deutlich verriet. In die Zeiten livländischer Unabhängigkeit reichten aus der Gegenwart nur einzelne Fäden zurück und doch waren diese die einzigen, über welche weitere Kreise eine gewisse Kenntnis besaßen; der für die Zeitgenossen wichtigste Teil der Landesgeschichte schien eine Geheimkunde werden zu sollen.

Feststellungen über das Maß der seitdem gemachten Fortschritte mögen denjenigen überlassen bleiben, welche inmitten der heutigen Zustände stehen. Das ältere Geschlecht wird bezeugen, daß die vorstehend gemachten Andeutungen über das Maß der geschichtlichen Unwissenheit, dessen wir uns erfreuten, nicht übertrieben sind. Wunderbarer Kontrast! Zeiten einer notgedrungenen Beschränkung auf die nächstliegenden Interessen pflegen sonst den historischen Sinn zu wecken und zu liebevoller Vertiefung in die eigene Vergangenheit zu führen und bei uns erlahmte der Anteil an der Vorgeschichte des Bodens, auf welchem wir uns bewegten! Man schloß sich gegen die Vergangenheit ab, um ausschließlich der Gegenwart zu leben. Man war wirklich naiv und mit dem, was der Tag brachte, so vollauf ausgefüllt, daß man sich auf das Fernliegende wirklich nur in Ausnahmefällen besann. Die glückliche Fähigkeit der Bescheidung und das Talent, aus bescheidenem Kapital eine unverhältnismäßig hohe Glücksrente herauszumachen, waren zu jener Zeit bis zur Virtuosität ausgebildet und die Formen des geselligen Verkehrs so unvergleichlich bequem und liebenswürdig gestaltet worden, daß behaglich angelegte Menschen in der Tat weder beschränkt noch indifferent zu sein brauchten, um sich in dem vergessenen Erdwinkel am Rigaschen und finnischen Meerbusen trotz alledem wohler zu fühlen, als irgendwo sonst auf der Welt.

Allerdings galt das nur für einen oder einige Kreise der Bevölkerung, die gesamte Zeit war aber noch so aristokratisch angelegt, daß das Befinden der begünstigten Minderheit fast allenthalben den Maßstab für die Beurteilung der öffentlichen Zustände bildete.

* * *

„Der jetzigen Rage für Toilette, welche im Begriff ist, die Mittelklassen in Europa zu demoralisieren, und der Tendenz aller Klassen, die Verschwendung der höheren nachzuahmen, kann man nicht ohne Besorgnis zusehen. — Wir wollen alle zur Aristokratie gehören. Wenn wir auch nicht im eigenen Wagen fahren können, so können wir doch Kleider tragen, die eigentlich nur im Wagen getragen werden sollten. Können wir unseren Freunden auch nicht einbilden, daß wir reich sind, so tun wir doch das Mögliche, die Fremden auf der Straße darüber zu täuschen. Wenn wir auch keine Herzoginnen sind, so wollen wir uns doch ihnen so ähnlich machen, als unsere Mittel und unsere Nachahmungskunst es gestatten. Die Frau eines Angestellten, dessen Gehalt 40 Mark beträgt, fegt den Straßenkot mit einer seidenen Schleppe, und ist weder entsetzt über diese Unreinlichkeit noch verschämt über diese Verschwendung. Und wenn man ihr über diese nichtswürdige Vergeudung Vorstellung macht, so gibt sie ruhig zur Antwort: Das wird jetzt so getragen".

G. H. Lewes,
Über Schauspiele und Schauspielkunst.

Klagen über Zunahme des Luxus, Abnahme der wahren Geselligkeit und Veräußerlichung des gesellschaftlichen Verkehrs begegnet man heutzutage allenthalben. Selbst der eingefleischteste der modernen Optimisten, Heinrich v. Treitschke, kann in dem zweiten Bande seiner „Deutschen Geschichte" die Bemerkung nicht unterdrücken, daß von der Fülle geistiger Genüsse der früheren Zeit in der „Langeweile und dem Prunk der heutigen Gesellschaft" nur die Musik übrig geblieben sei.

Nach allem, was aus dem heutigen Livland verlautet, läßt man sich auch dort nach Kräften angelegen sein, diese zeitgenössischen „Fortschritte" mitzumachen. Wer über vierzig und dreißig Jahre zurückzudenken weiß, dem wird das doppelt bedauerlich erscheinen in einem Lande, das seinerzeit für die Heimat wahrer Gastlichkeit galt und dessen Söhne und Töchter selbst den strengsten ausländischen Richtern das Zeugnis abnötigten, daß sie in der Kunst, Einfachheit mit Anstand und gutem Ton zu verbinden, unter den bescheidensten Formen einen reichen geselligen Inhalt zu bieten und ihre Gäste bei sich heimisch zu machen, unübertroffen seien. So verbreitet waren damals die Tugenden edler Geselligkeit, daß es kaum einen Unterschied machte, ob man in ein Rigasches Patrizierhaus, ein landsches Pastorat, einen Edelhof alten Zuschnittes oder in ein Dorpater

gebildetes „Philisterium" trat: gewisse Unterschiede der äußeren Ausstattungen ließen sich nachweisen, der Ton war bei den Gebildeten des Landes derselbe, weil man allenthalben zu viel Selbstgefühl und gesunden Sinn besaß um etwas „vorstellen" und den Verkehr zu einer Gala-Komödie herabwürdigen zu wollen. Bequemlichkeit vertrat die Stelle dessen, was sich heute als Stil spreizt, Reichlichkeit entschädigte für die Abwesenheit alles eigentlichen Luxus und die durch diese Einfachheit ermöglichte Häufigkeit geselliger Vereinigungen machte Beziehungen möglich, die für Leute, die einander alle Jahre einmal einladen, ausgeschlossen sind.

Was konnte einladender sein, als der für Freunde und für Freunde dieser Freunde allabendlich gedeckte Teetisch der alten Zeit, was gastlicher, als der Gebrauch wohlhabenderer Häuser, am Sonntag mittag ein halbes Dutzend „Gedecke" für alle Fälle bereit zu halten? Wo wäre man je vergnügter gewesen, als auf landschen Hochzeiten, die ohne Champagner, ohne Gänseleberpastete und ohne Havanna-Zigarren gefeiert wurden, dafür aber drei, und unter besonders günstigen Umständen fünf Tage lang dauerten! Noch heute bin ich der Meinung, daß von formlosem Jugendgenuß nur mitreden kann, wer als Gymnasiast auf alt-rigaschen Sonntag-Abendkränzchen eine in ein schlichtes, weißes Musselin gekleidete Tänzerin schwenken gelernt oder als Student an den Bällen der Dorpater Jahrmarktszeit Teil genommen hat. Wie unendlich mesquin kamen Teilnehmern dieser Freuden die anspruchsvoll geputzten Bälle und Gesellschaften vor, die sie auf ausländischen Reisen kennen lernten und wie mancher Livländer mußte sich von seinen für die neue Herrlichkeit begeisterten Kameraden dafür ausschelten lassen, daß er sich unter Leuten nicht zurechtzufinden vermochte, die die Gesellschaftsminen nur zu tragen verstünden, wenn sie den Frack angezogen, die Flammen der unausstehlichen Gaskrone angesteckt und sich pflichtmäßig vorgesetzt hatten, einige Stunden lang im Schweiße des Angesichts „Salon" zu spielen!

Unleugbar hing die Liebenswürdigkeit des alt-livländischen Gesellschaftslebens damit zusammen, daß im großen und ganzen nur wenig gearbeitet wurde, daß es viele Personen gab, deren Hauptbeschäftigung der gesellige Verkehr bildete, und daß die Gewohn-

heiten einer Naturalwirtschaft, die anscheinend „Nichts", d. h. kein bares Geld kostete, das flache Land und die kleinen Städte zu beherrschen fortfuhren, als sie die eigentliche Berechtigung längst verloren hatten. Unzweifelhaft führten viele „durchaus einfache" Familien ein Leben, das über ihre Kräfte ging, weil die Aufwendungen an Naturalien nicht gezählt und nicht gewogen wurden und weil die aristokratischen Gewohnheiten des „offenen Hauses" nur allzuhäufig von Unbemittelten nachgeahmt wurden. Die Hauptsache war und blieb aber doch die Bescheidenheit des landesüblichen Zuschnitts.

Die Zahl der Familien, die auf vornehmem Fuß lebten und wirklichen Aufwand trieben, war damals so gering, daß man die einzelnen kannte; viele, vielleicht die meisten von ihnen, waren klug und liebenswürdig genug, an den beschränkten Verhältnissen ihrer Nachbarn keinen Anstoß zu nehmen und mit denselben auf dem Fuße völliger Gleichheit zu verkehren. Wo sich alle Welt kennt und über die gegenseitigen Finanzen Bescheid weiß, hat das „Etwas vorstellen wollen" keinen Sinn und weil das in unserem Lande damals die Regel bildete, bestand eine Gleichartigkeit der gesellschaftlichen Formen und Ansprüche, die in ihrer Weite unvergleichlich genannt werden konnte. Namentlich da, wo die Gebildeten aufeinander angewiesen waren, wie auf dem Lande und in den kleinen Städten, spielten im regelmäßigen Laufe der Dinge selbst die sonst so wichtig genommenen ständischen Gegensätze eine ungleich geringere Rolle, als man hätte annehmen sollen. Titulaturen wurden in nur sehr beschränktem Umfange gebraucht, politische Gegensätze waren nicht vorhanden, das Aufklärungszeitalter hatte die früher üblich gewesenen Lächerlichkeiten des Vortritts und des Ehrenplatzes glücklich aus der Welt geschafft und die Erblichkeit der Familienbeziehungen dafür gesorgt, daß man einander mit einer Vertraulichkeit begegnete, welche Feierlichkeit und Ziererei überflüssig erscheinen ließ. Mit gutem Grunde rühmen die aus jener Zeit stammenden Aufzeichnungen deutscher Gäste unseres Landes (beispielsweise seien Kohl, Holtei und Buddeus genannt), daß ein so reichliches Maß geselligen Behagens, wie es unser Erdenwinkel besessen, kaum irgendwo in der Welt zu finden gewesen sei.

Über die rücksichtlich des geselligen Lebens stattgehabten Veränderungen werden die Beteiligten die beste Auskunft zu geben vermögen. Von ihnen mag entschieden werden, in welchem Umfange die Klage, daß es anders geworden, berechtigt ist und ob es damit seine Richtigkeit hat, daß die alte Einfachheit und Gemütlichkeit höchstens in den kleinen Städten angetroffen werde. Die Wandlungen, die sich in der äußeren Erscheinung des baltischen Lebens vollzogen haben, sind mit Händen zu greifen. In den großen Städten, wie auf dem Lande macht sich eine Zunahme des Wohlstandes geltend, welche das Wachstum der Ansprüche zur natürlichen Folge gehabt hat. Binnen eines halben Menschenalters ist Riga zu einer großen eleganten Stadt, Dorpat zu einer Mittelstadt geworden, die den alten landstädtischen Typus von Tag zu Tag abstreift.

Die einfachen Landhäuser des Adels, denen man auf den ersten Blick ansah, daß sie in Zeiten der Armut und Stagnation erbaut worden, haben sich in Schlösser und Villen verwandelt, — der Steinbau verdrängt die alten Holzkonstruktionen, die nächstens nur noch in dem Brotzeschen Sammelwerke zu finden sein werden, — und der früher unbekannt gewesene Begriff des „Stils" setzt sich auf den verschiedensten Gebieten durch. Vollends unkenntlich hat sich der Unterbau des Landesorganismus verwandelt; das lettisch-estnische Bauerntum hat in bezug auf Zunahme des Wohlstandes größere Fortschritte aufzuweisen, als irgendein anderer Stand und das ist wichtiger und folgenreicher gewesen, als die volle Summe dessen, was im Laufe der letzten Jahrzehnte sonst neu und anders geworden.

Von der Zunahme des Luxus und der Ansprüche an das äußere Leben sind alle Stände, alle Altersstufen, alle Verhältnisse unseres Landes berührt worden. Da diese Erscheinung eine allgemeine, in dem Geiste der Zeit und in der Steigerung des Wohlstandes begründet ist, stellt jede nicht schlechthin zustimmende Kritik derselben sich dem jüngeren Geschlechte in der Regel als bloße Donquixoterie und sentimentale Lobrednerei der alten Zeit vor.

Eines wird dabei übersehen: daß die Zunahme des Luxus in ungeselligen streng rechnenden Ländern, wie z. B. Deutschland und

England, eine ganz andere Bedeutung hat, wie bei uns, wo man das eine tun und das andere nicht lassen, d. h. im alten Stile gastfrei unberechnend und auf breiter Basis weiter leben, und zugleich „zeitgemäß" die Freuden des Komforts und einer stilvollen äußeren Existenz genießen will. Die damit verbundenen Gefahren einer irrationellen Wirtschaft liegen zu direkt auf der Hand, als daß weitere Worte über die Sache verloren zu werden brauchten. Zu den deutschen Gewohnheiten des Wirtshauslebens der Alltagsknauserei und der Beschränkung der Geselligkeit auf ein paar elegante Abfütterungen wird man es bei uns schwerlich jemals bringen.

Ist das unseren Landsleuten klar geworden, so werden sie nicht umhin können, mutatis mutandis auf den einfacheren Fuß zurückzukehren, der die althergebrachte landesübliche Art des Verkehrs allein möglich machte.

Um Äußerlichkeiten allein handelt es sich freilich nicht. Trotzdem die alten Landhäuser in Schlösser und Villen, die Brett- und Stadtdroschken in Kutschen und Kabriolets verwandelt worden, nachdem der ehemals jugendlichen Gästen gebotene „Braß" verschwunden und der Gebrauch von Polsterstühlen und Federbetten obligatorisch geworden ist, hat nicht ausbleiben können, daß auch die Menschen andere geworden sind. Erfahrene sagten schon vor dreißig Jahren voraus, daß die damals erfolgte Annahme des Baronstitels seitens sämtlicher kurischer und vieler livländischer Adelsfamilien nicht ohne Folgen bleiben und daß der baltische Landadel sich allmählich den anspruchsvollen Gewohnheiten seiner norddeutschen Standesgenossenschaft hingeben, dadurch aber von seiner aristokratischen Einfachheit und Sicherheit verlieren werde.

Wenn das bis zu einem gewissen Grade eingetroffen ist, so wird man den Grund davon in dem Zusammentreffen verschiedener Umstände zu suchen haben. Obgleich die Freigebung des Güterbesitzes und die Zulassung der Bürgerlichen zu gewissen Richterämtern nicht entfernt die umwälzenden Wirkungen gehabt haben, die von ihnen gefürchtet, beziehungsweise gehofft wurden, und obgleich die neue Städteverordnung dem Adel eine Sphäre der Tätigkeit und des Einflusses erschlossen hat, die für etwa erlittene Einbußen

reichliche Entschädigung bietet, läßt sich nicht verkennen, daß der demokratische Zug der Zeit an dem Aristokratismus unserer Provinzen nicht ganz spurlos vorübergegangen ist. Man fühlt sich anders als vor dreißig Jahren und weil man sich nicht mehr so sicher und unangreifbar fühlt, wie ehemals, sucht man den Mangel an innerer Sicherheit durch gesteigerte äußere Ansprüche auszugleichen. Das ist immer und überall so gewesen und wird immer und überall so bleiben. Mindestens ebenso wichtig erscheint aber ein anderer Umstand. Von dem Ausgang der vierziger bis zur Mitte der sechziger Jahre bewegten sich die „liberalen Ideen" (richtiger: die Ideen, deren Bekenntnis in den Ostseeprovinzen zur Begründung liberaler Reputationen ausreichte) in aufsteigender Linie und war der Liberalismus sozusagen Mode. Wer seinen Universitäts- und Reisekursus mit Erfolg absolviert haben wollte, mußte „freiere Anschauungen" erworben haben und mindestens in thesi einer Art von Fortschritt huldigen. Die geringere Zahl adeliger Studierender, die relative Seltenheit der Reisen und das unverkennbare Bedürfnis des Landes nach Sprengung gewisser überlebter Formen brachten das von selbst mit sich. In Livland, dem damaligen Mittelpunkte aller politischen Kämpfe, ging die allgemeine Strömung unzweifelhaft viele Jahre lang mit den Liberalen, denen zeitweise die große Mehrheit der besseren Köpfe angehörte und deren Sache an der Popularität des Namens Fölkersahm ein weites Hinterland besaß. (In Kur- und Estland lagen die Dinge allerdings anders, namentlich in Kurland, wo ein großer Teil des Adels der Landesuniversität fern blieb und wo die im Frühjahr 1856 erfolgte Auflösung der Korporation „Baltica" eine fühlbare Verschärfung der ständischen Gegensätze zur Folge hatte.)

Nach allem, was man hört, ist ein Rückschlag gegen diese weiland herrschend gewesene Bewegung auch in Livland nicht ausgeblieben, der Liberalismus seines Glanzes und seiner Anziehungskraft beraubt und das Bekenntnis zu Reservationen, mehr oder minder exklusiven Anschauungen, für eine Weile modisch geworden. Seit die Agrarfrage aus der Welt geschafft ist, hat der konservative Gedanke allerdings auch in Livland einen veränderten Inhalt erhalten, der Ein-

fluß, den seine Vorherrschaft auf sozialem Gebiete übt, dürfte indessen ein ziemlich disputabler sein. Weniger wie je sind die Zeitverhältnisse danach angetan, Scheidungen unter den Gebildeten des Landes ungefährlich erscheinen zu lassen; treten solche Scheidungen dennoch ein, so wird die Schuld daran sicher nicht bei den Bürgerlichen des Landes zu suchen sein, die in Beziehung auf Vorurteilsfreiheit, Verständnis der wahren Aufgaben des Landes und richtige Beurteilung des Wertes der alten Lebensformen unerwartet große und rasche Fortschritte gemacht haben.

Jeder Vergleich zwischen der Lage, welche die Reform-Epoche der ersten 60er Jahre vorfand und den heute herrschenden Anschauungen lehrt evident, daß weite bürgerliche Kreise sich von dem Indifferentismus, der kleinlichen Scheelsucht und dem bornierten Nachbeten demokratischer Phrasen frei gemacht haben, die ihrer Zeit nur allzu verbreitet waren. Nie haben ständische Exklusivität und konservativ aufgeputzte Vornehmtuerei weniger Sinn und weniger Berechtigung gehabt, wie in dem Livland dieser letzten Tage.

Zur Steuer der Wahrheit muß freilich bemerkt werden, daß die heutigen Söhne es ungleich schwerer haben, als ihre Väter. Die häßlichen Schatten der Armut, Rohheit und Unfreiheit, die über dem alten Livland lagen und jede gesunde Empfindung abstießen, sind längst verschwunden und Zeiten des Aufschwungs und der begeisterten Hingabe an neue Ideen, wie das Geschlecht der heutigen Väter sie erlebte, kommen überhaupt so leicht nicht vor.

Wer an der Bewegung teil gehabt hat, welche zu Anfang der 60er Jahre auf ihrem Höhepunkte stand, vergißt dieselbe nicht wieder. Die zu überwindenden Hindernisse lagen fast ausschließlich in den einheimischen Verhältnissen, die zu lösenden Aufgaben waren verhältnismäßig einfach, die Sache selbst war neu und von dem vollen Reize der Neuheit umgeben, die Autorität der Männer aber, mit denen die Jugend sich eines Sinnes wußte, so groß, daß die Entscheidung streitiger Fragen höchstens in Ausnahmefällen Schwierigkeiten machte.

Seit jenem Zeitalter der livländischen Aufklärung, dem die Sonntag, Mellin, Hupel, Merkel, C. Graß usw. die Signatur auf-

gedrückt hatten, war es bei uns nicht wieder vorgekommen, daß der aufstrebenden Jugend die Einschlagung des richtigen Weges und die Nachfolge der besten und einsichtigsten Männer so leicht gemacht wurde, wie bei dem Übergange aus der alten in die neue Zeit, die nächstens freilich auch schon fünfundzwanzig Jahre alt sein wird. Vor dem heraufkommenden Geschlecht lagen Ziele, deren Erreichbarkeit sich noch wenige Jahre zuvor niemand hatte träumen lassen, — hinter demselben aber stand die mächtige Tradition einer Partei, die dem Lande unter den schwierigsten Verhältnissen die größten Dienste erworben hatte. Die aus jener Zeit stammenden Jahrgänge der „Baltischen Monatsschrift", des „Dorpater Tageblatts", der „Revalschen" und „Rigaschen Zeitung" atmen einen Idealismus, eine Frische und Zuversicht, die heutigen Lesern unbegreiflich erscheinen mag; dem Zeitgenossen rufen sie die „Bilder schöner Tage" und manche „liebe Schatten" in die Erinnerung, denen wir es heute kaum als Verlust anrechnen, daß sie hingeschwunden sind. — —

IX.

Die Generation um 1850.

Rückschauende Betrachtungen eines Ungenannten.

Die nachstehenden Reminiszenzen eines ungenannten Verfassers sind zuerst im Jahre 1888 unter dem Titel „Die Generation vor uns" in der „Balt. Monatsschrift" (Bd. 34) erschienen. Sie suchen aus eigener Erinnerung und eigener Anschauung heraus die charakteristischen Wesenszüge jener Generation zu ergründen und darzulegen, Wesenszüge, deren leise Spuren der aufmerksame Beobachter auch noch in unserer Zeit tiefgreifendster Umgestaltungen hie und da wohl erkennen mag. So manche Parallele zwischen dem Ehegestern und dem Heut drängt sich da gleichsam von selbst auf, und so wird diese Rückschau wohl auch den richtigen Abschluß dieser Sammlung altlivländischer Erinnerungen bilden.

* * *

Die baltische Provinzial- und Landesgeschichte hat eine nicht ganz unbedeutende Zahl von Männern aufzuweisen, die über das Mittelmaß hervorragten und ihren Namen ein bleibendes Gedächtnis erwarben. Während der beiden letzten Jahrhunderte ist die Reihe dieser Begünstigten besonders ansehnlich gewesen. Die Namen Patkul, Biron, G. E. Loudon, J. J. Sievers, Barclay de

Tolly, Todleben, M. R. Lenz, K. E. von Baer gehören einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum an, haben innerhalb desselben aber so vollen Klang gehabt, wie diejenigen der meist genannten Staatsmänner, Generale und Gelehrten ihrer Zeitgenossenschaft.

Sieht man näher zu, so findet man indessen, daß — den einzigen Patkul ausgenommen — die berühmteren unserer Landsleute für ihre spezielle Heimat von ungleich geringerer Bedeutung gewesen sind, als gewisse Männer, deren Namen kaum jemals über den Narew und den Njemen hinausdrangen. Es hat das einesteils daran gelegen, daß für gewisse Tätigkeiten innerhalb des Rahmens unserer Provinzialentwicklung kein Spielraum vorhanden war, anderenteils an der Anziehungskraft, welche größer und reicher entwickelte Verhältnisse für bedeutend angelegte Menschen zu haben pflegen.

Über die Tatsache selbst ist eine Verschiedenheit der Meinungen nicht möglich. Den bekanntesten der oben genannten Namen begegnet man auf den Blättern der Provinzialgeschichte überhaupt nicht oder nur beiläufig, während unter den Urhebern der größten innerhalb des Landes gemachten Fortschritte kein einziger zählt, der es auch nur zum Schatten europäischer Berühmtheit gebracht hätte. Indessen Loudon die Welt mit seinem Ruhm erfüllte, Graf Sievers die Geschicke Polens in Händen hielt, hieß am heimischen Herde C. F. Schoultz von Ascheraden „der Mann des Landes", Ratsherr Berens „der Mann der Stadt". In den Annalen zweiten, geschweige denn ersten Ranges wird man diese Namen ebenso vergeblich suchen, wie diejenigen der Vorkämpfer unseres Aufklärungszeitalters. Karl Gottlob Sonntag, Sivers-Ranzen, Graf Mellin sind der Weltgeschichte ebenso unbekannt geblieben, wie J. E. Schwartz und A. W. Hupel; nicht ihren Verdiensten um die Förderung unserer Bildung und Kultur, sondern den Diensten, welche sie Herder erweisen durften, haben Berens und Hartknoch ihre beiläufige Nennung in der Literaturgeschichte zu danken, und wenn in dieser von Lenz die Rede ist, wird nicht der livländische Generalsuperintendent, sondern der unglücklichste von dessen Söhnen gemeint; Herr Garlieb Merkel aber heißt niemals „Verfasser der Letten", sondern höchstens „der Mann, der gegen Goethe geschrieben."

Aber nicht das allein; dank der Enge und Festigkeit der um das Provinzialleben jener Zeit gezogenen Schranken blieben manche in der halben Welt bekannt gewordene Liv-, Est- und Kurländer ihrem Heimatlande homines obscuri. Daß einer der hervorragendsten Marschälle Ludwigs XIV. aus Roop[1]), der berühmteste österreichische Feldherr des späteren 18. Jahrhunderts aus Tootzen[2]) stammte, ging an der Mehrzahl ihrer Landsleute so spurlos vorüber, daß noch in den achtziger Jahren Urteile, wie „aus einem ausländischen Feldmarschall machen wir uns nichts," möglich waren und daß Goethes genialer Jugendfreund der eigenen Familie Zeit seines Lebens für den verlorenen Sohn eines ausgezeichneten Vaters galt. Und selbst später, als die Berührungen zwischen unserer kleinen und der großen Welt häufiger und lebhafter zu werden begannen, kam es vor, daß so viel genannte Männer, wie die Publizisten Lindner und Jochmann[3]) und der Archäologe Stackelberg, nirgend unbekannter waren, als in der eigenen Heimat.

In dieser wie in anderer Rücksicht machte sich geltend, daß unsere Gewohnheit, Separatkonten zu führen, nicht nur mit Vorteilen, sondern auch mit Nachteilen verbunden war. Die über den Rahmen unseres Provinziallebens hinausgewachsenen Figuren haben beinahe ausnahmslos ihre Maler gefunden. Anders diejenigen, die ausschließlich die unsrigen geblieben sind.

Wie allenthalben, haben auch bei uns Zeiten der Reichlichkeit mit denen der Armut gewechselt, und die Zahl hervorragender Söhne des Landes ist bald größer, bald geringer gewesen. Auf das Zeitalter der ausgezeichneten Persönlichkeiten, welche den Entwicklungsgang der Pauluccischen Periode bestimmten, folgte während der nächsten beiden Jahrzehnte ein Regiment von Mittelmäßigkeiten, die den schwierigen an sie gestellten Aufgaben nicht gewachsen waren und deren Schwäche mit der Stärke ihrer Vorgänger in verhängnisvollem Zusammenhang stand. Die Gunst der Zeiten Kaiser Alexanders I. und seines Rigaer Vertrauensmannes hatte einen

[1]) Reinhold Baron Rosen, gest. 1667.
[2]) Gideon Ernst Freiherr v. Loudon.
[3]) Vergl. o. S. 333.

Optimismus groß gezogen, der an den durch die Mängel des Emanzipationsgesetzes von 1819 hervorgerufenen Schwierigkeiten arglos vorüberging, einen Umschlag der Verhältnisse für ausgeschlossen hielt und der schließlich kaum mehr von Teilnahmlosigkeit zu unterscheiden war. Die Vertrauensseligkeit und Selbstzufriedenheit der Väter waren auf Söhne übergegangen, denen im übrigen die entscheidenden Tugenden des früheren Geschlechtes fehlten.

So war man um die Mitte des Jahrhunderts einem Bankerott nahegekommen, dessen tatsächlicher Eintritt allein dadurch abgewendet werden konnte, daß im letzten entscheidenden Augenblick die rechten Männer plötzlich da waren und in die Bresche sprangen. Genannt brauchen diese auch heute nicht zu werden. Wenn auch vielfach ins Schwanken geraten, ist die Tradition des Landes immer noch fest genug geblieben, um den Namen derer, die die provinzielle, städtische und kirchliche Hauptarbeit der letzten vierziger und ersten fünfziger Jahre besorgten, bei den Nachfahren ein Gedächtnis zu sichern.

Um den Verdiensten der leitenden Männer unserer vierziger und fünfziger Jahre gerecht werden zu können, muß man die Verhältnisse, unter denen sie emporkamen, bis ins einzelne kennen. Kaum jemals früher haben zwischen zwei aufeinander folgenden Generationen so tiefgehende Verschiedenheiten bestanden, wie zwischen der unsrigen (d. h. der von 1888) und der vorigen. Das beste Teil dessen, was wir als Besitz und Errungenschaft der letzten fünfundzwanzig Jahre rühmen dürfen, fehlte jenen, während *ihre* entscheidenden Vorzüge uns versagt geblieben sind.

Beruhte die öffentliche Leistungsfähigkeit allein oder vornehmlich auf rationeller Teilung der Arbeit, fachmäßiger Abgrenzung der von den einzelnen übernommenen Aufgaben, auf systematischer Vorbildung und schulgerechter Fähigkeit zu planmäßigem Zusammenwirken, so müßte jeder Vergleich zwischen Sonst und Jetzt ausgeschlossen erscheinen. Auf *einen* leidlichen Arbeiter von damals kommt deren gegenwärtig ein Dutzend, auf ein Dutzend Männer von geschlossener akademischer Bildung die zehnfach stärkere Zahl. Wer theoretische Vorbereitung auf die öffentliche Tätigkeit über-

haupt für notwendig hielt, glaubte zu damaliger Zeit durch Absolvierung des Kursus der Dorpater Juristenfakultät das Seinige getan zu haben. Wie gering die Zahl derer war, die auch nur dieser Pflicht genügten, ist aus Osenbrüggens viel zitierter Abhandlung (Inland, Jahrg. 1848, Nr. 42) ebenso bekannt, wie daß verschiedene, heute für unentbehrlich gehaltene Disziplinen vor dreißig Jahren überhaupt nicht getrieben wurden. Volkswirtschaftslehre und Statistik galten für brotlose Künste, deren Erlernung man den sogen. Cameralisten überließ und von deren Bedeutung für das Staats-, Provinzial- und Kommunalleben nur wenige eine Vorstellung besaßen.

Geschichtliche Studien wurden alle Zeit mit einer gewissen Vorliebe, zumeist indessen unmethodisch und in belletristischer Absicht getrieben; bei Napiersky und Bunge sind eigentlich erst die Enkel ihrer Zeitgenossen in die Schule gegangen. Unter den Berufenen aber bildete die Zahl der Halbstudierten immer noch eine begünstigte Minderheit — die Mehrheit hatte bereits mit der Schulbank von allem Studium Abschied genommen und die entscheidenden Lebensjahre auf dem Husaren- oder dem Jagdsattel verbracht und öffentlichen Dingen erst in reiferen Jahren eine gewisse Aufmerksamkeit zuzuwenden begonnen.

Aus der Unfertigkeit des damaligen Bildungszustandes erklärt sich, warum der Zusammenhang zwischen den Strebsamen, Gebildeten und Gleichgesinnten der verschiedenen Landschaften und Gesellschaftsklassen ein höchst loser war. Adel, Geistlichkeit, rigasches und außerrigasches Bürgertum gingen getrennte Wege, die nur selten aufeinander trafen und deren Zusammentreffen noch seltener fruchtbar genannt werden konnte. Im einzelnen wußten die einzelnen allenfalls, was sie sollten und wollten — von einer Zusammenfassung dieser Einzelaufgaben zu einem Gesamtbilde war nicht die Rede. In dem Streben nach behaglicher und anstrengungsloser Gestaltung der Privatexistenz ging für die große Mehrzahl auch der Gebildeten das gesamte Leben auf. Nicht Gemeinsamkeit der Pflichten und der Interessen, sondern Gewohnheit und Gleichartigkeit der Neigungen, Sym- und Antipathien bestimmten die gesellschaftlichen Zusammenhänge und die Berührungen.

Mit der Bescheidenheit des herkömmlichen Zuschnitts ging eine Genußsucht Hand in Hand, die gerade ihrer Harmlosigkeit wegen ansteckend und verderbend wirkte, für den höchsten aller Genüsse aber sah man das gesellige Behagen an, dessen Kultus mit Meisterschaft getrieben wurde. Von dem Drang modernen Wettbewerbes war man so weit entfernt, daß die Nachfrage nach gebildeten Arbeitskräften das Angebot häufig überwog. Im ersten Anlauf Lebensstellungen zu gewinnen, bei denen bis an das Ende der Tage beharrt werden konnte, kostete leidlich brauchbaren Juristen, Theologen und Medizinern kaum Mühe — bei Besetzung wichtigerer Lehrämter aber mußte in der Regel die Beihilfe des Auslandes angegangen werden. Mit der Begründung eines eigenen Herdes, die heutzutage ein Lebensziel bildet, wurde damals der Anfang gemacht, und das Drücken, Bücken und Drängen, in welchem die Jugend der „Ausländer" verging, wurde für einen unleidlichen und unmöglichen Zustand gehalten. Von Ausnahmen abgesehen war jedermann, dem es darauf ankam, vor Erreichung des dreißigsten Lebensjahres unter Dach und Fach gebracht und auskömmlich, wenngleich bescheiden versorgt.

Diese auf die Pflege privater und gesellschaftlicher Interessen gerichtete Tendenz war von weitgreifendstem Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten und deren Behandlung. Einfluß und erfolgreiche Wirksamkeit erschienen nicht sowohl durch Herrschaft über die Rede und den schriftlichen Ausdruck, als durch den Besitz geselliger Tugenden bedingt.

Während die Zahl erträglicher Redner und leidlich geübter Publizisten eine so geringe war, daß ein einziger öffentlicher Vortrag oder eine druckbar geschriebene Abhandlung zu lokaler Berühmtheit, mindestens zum Ruf besonderer Befähigung verhelfen konnten, gab es einen Überfluß an Meistern feiner und geistreicher Unterhaltung. Die heute fast verloren gegangene Kunst, anziehend zu erzählen und durch ein paar glücklich eingestreute Bemerkungen einen ganzen Kreis zu wecken und zu beleben, hat kaum irgendwo in üppigerer Blüte gestanden als im alten Livland. Nahezu alle bedeutenden und einflußreichen Männer jener Zeit waren liebens-

würdige Gesellschafter, manche von ihnen unerreichte „Virtuosen der Persönlichkeit", die vermittelst ihrer gesellschaftlichen Talente Wirkungen erzielten, die wohleinstudierten Reden oder glänzend geschriebenen Aufsätzen versagt geblieben wären.

Damit hing zusammen, daß die wichtigsten Entscheidungen nicht sowohl in öffentlichen als in privaten Versammlungen getroffen und in eng geschlossenen Kreisen vorbereitet wurden. Auf eigentliche Reden waren in der Regel nur Theologen, auf größere schriftliche Auseinandersetzungen höchstens einzelne Juristen eingerichtet — die einen wie die anderen aber mußten sich gesellschaftlich geltend zu machen verstehen, wenn sie Bleibendes ausrichten wollten. Die wirksamste Art der Propaganda für Gedanken, welche in Taten umgesetzt werden sollten, bestand in Rundreisen durch das Land, die nicht zum Zweck öffentlicher Ansprachen, sondern behufs freundschaftlicher, an der Tafel oder auf dem Jagdausfluge gepflogener, zumeist gelegentlicher Unterredungen unternommen wurden. Durch das Einsetzen der eigenen Persönlichkeit, nicht durch gesprochene oder geschriebene Worte gewannen die damaligen Beherrscher der öffentlichen Meinung ihre Leute — als Menschen, nicht als Führer und Leiter mußten sie die Anhänglichkeit der Gesinnungs- und Parteigenossen erwerben und festhalten. Was auf Landtagen, Synoden usw. Gegenstand der Beratungen bilden sollte, mußte in einer Anzahl kleinerer Kreise durchsprochen und durchlebt worden sein, wenn es entsprechende Würdigung finden sollte.

Mit den Licht- und Schattenseiten des vorstehend geschilderten Zustandes hingen die Vorzüge und Mängel der maßgebenden Personen aufs engste zusammen. Prüft man diese auf die Gründlichkeit ihrer Vorbildung und das Maß ihres technischen Könnens, so wird die Mehrzahl schlecht bestehen. Mit gutem Grunde haben die Mängel, Lücken und Inkonsequenzen des wichtigsten Werkes der vierziger Jahre, der livländischen Agrar- und Bauerverordnung von 1849, sowie ihrer Nachträge und Ausführungsverordnungen den Gegenstand der Verwunderung neuerer Beurteiler gebildet. Um wie viel strenger würden diese Kritiker noch urteilen, wenn sie wüßten, daß der geistreiche Urheber des genannten Gesetzbuches

gute Gründe hatte, der eigentlich redaktionellen Arbeit überhaupt fern zu bleiben, daß sein schriftstellerisches Können sich wesentlich auf die Abfassung von Briefen und flüchtig skizzierten Denkschriften beschränkte und daß die Männer, die für ihn eintraten, zu den fähigsten und tüchtigsten ihrer Zeit zählten, die ihrer eigentlichen Berufssphäre abliegende Mühewaltung aber lediglich aus Patriotismus übernahmen.

Von Ausnahmen abgesehen, waren die das öffentliche Leben der vierziger und fünfziger Jahre beherrschenden Männer samt und sonders Naturalisten oder (wie man heute zu sagen pflegt) Dilettanten, Nichtfachleute, denen Drang und Not der Zeit Arbeiten aufnötigten, auf welche sie sich niemals vorbereitet hatten, weil es für die einen an der Gelegenheit, für die anderen an der Veranlassung zu solcher Vorbereitung gebrach. Vergegenwärtigt man sich die Schwierigkeiten, mit welchen die Besetzung gewisser Ausländern nicht zugänglicher Dorpater akademischer Lehrstühle noch vor dreißig Jahren zu kämpfen hatte, so wird man für die Mängel gleichzeitiger provinzial-politischer Leistungen die richtige Erklärung besitzen.

Den unbestreitbaren Mängeln und Unvollkommenheiten des Geschlechts, auf dessen Schultern wir stehen, waren indessen große und entscheidende Vorzüge gepaart.

Zunächst Vorzüge des Charakters. Die Breite der damaligen Verhältnisse brachte mit sich, daß auch den mittleren Gesellschaftsschichten entstammende Männer, sobald sie eine gewisse Leistungsfähigkeit bewiesen, verhältnismäßig rasch emporkamen. Sorge und Entbehrung hatten manche von ihnen kennen gelernt, Druck und Demütigung der Armut waren ihnen dagegen fast ausnahmslos erspart geblieben. Von Jugend auf gewöhnt aufrecht zu stehen, andere als mit ihrer Würde verträgliche Arbeit nicht zu tun und nicht Unterordnung *unter* sondern Herrschaft *über* die Verhältnisse als Aufgabe des Mannes anzusehen, waren bürgerliche und adelige Genossen jener merkwürdigen Zeit geborene Aristokraten.

Souveräner, als zu den Zeiten der Foelkersahm, Walter, O. Mueller usw. seitens der maßgebenden Personen und Kreise geschah, sind die Unterschiede des Vermögens, des Ranges und der

äußeren Lebensstellung schwerlich irgendwo in der Welt behandelt worden. Was bei den einen angeborene innere Vornehmheit war, mochte bei anderen auf Leichtsinn, Unwirtschaftlichkeit und Nachahmungssucht zurückzuführen sein. Allesamt huldigten sie einem Idealismus, der von moderner Glücks- und Erwerbsjagd nicht einmal die Namen kannte. Jeder andere Kultus schien ernster genommen, eifriger verfolgt zu werden, als derjenige der mitunter arg vernachlässigten materiellen Interessen.

Wo es die Verfolgung gewisser Ziele galt, schien die Frage nach den damit verknüpften Opfern ein für alle Male ausgeschlossen zu sein. Weil man es in mehr wie einem Falle mit unlösbar erscheinenden und dennoch unabweisbaren Aufgaben zu tun hatte, war man gewohnt, die Methode des „Draufgehens" auf Dinge zu übertragen, bei welchen eine andere Art der Behandlung ebensogut, wenn nicht besser angebracht gewesen wäre. Der fröhliche Übermut, mit welchem private Verhältnisse behandelt wurden, übertrug sich nicht selten auf öffentliche Angelegenheiten; zwischen diesen und jenen eine scharfe Grenze zu ziehen, war man ohnehin nicht gewöhnt. Dafür wurden die Dinge, welche den Besseren am Herzen lagen, aber auch mit einem Feuer und einer Hingebung getrieben, welche für den Mangel an sorgfältiger und methodischer Vorbereitung entschädigte.

Dieses Geschlecht zumeist ungeschulter Naturalisten zählte außerdem eine Anzahl von Talenten, wie sie auf gleich engem Boden nur selten nebeneinander gefunden worden sein mögen. Der führende Geistliche[1]) war ein Mann, der allenthalben, wo er erschien, durch die Wucht seiner Persönlichkeit, die Gewalt seines sittlichen Ernstes, die Tiefe seiner Bildung und seines Geistes imponierte, der überall und unter allen Verhältnissen eine bedeutende Rolle gespielt haben würde. Ihm stand eine Schaar von Seelsorgern und Kanzelrednern zur Seite, welche das kirchliche Leben des Landes binnen eines Menschenalters unkenntlich veränderte und das Niveau der sittlichen und intellektuellen Bildung um eine ganze Stufe hob.

[1]) Ferdinand Walter in Wolmar.

Im Bunde mit diesen Geistlichen, welche zu verschiedene theologische und philosophische Richtungen vertraten, als daß von pastoralen Einseitigkeiten hätte die Rede sein können, befanden sich Schulmänner, deren Einfluß auf unsere öffentliche und private Moral noch heute nachgewiesen werden kann.

Unter den städtischen Juristen, welche innerhalb ihres besonderen Berufskreises auf Erfüllung der Zeitforderungen, außerhalb desselben auf Beseitigung der alten ständischen Schranken und auf Zusammenfassung aller gesunden Kräfte des Landes hinzuwirken versuchten, war der Verfasser der „Livländischen Landesprivilegien" der hervorragendste[1]), aber keineswegs der einzige, und erst während der letzten Periode seines Lebens der einflußreichste und bekannteste. Unter seinen Zeitgenossen nahm Otto Müller auch dadurch eine Ausnahmestellung ein, daß er die charakteristischen Vorzüge unserer Landesart teilte, ohne mit ihren Mängeln behaftet zu sein. An Festigkeit der Gesinnung, innerer Unabhängigkeit und gesellschaftlicher Liebenswürdigkeit den Besten ebenbürtig, verband er mit umfassender allgemeiner Bildung gründliches juristisches und staatsmännisches Wissen und echt bürgerliche Gewissenhaftigkeit. Während die Ursprünglichkeit und Frische seines Wesens auf einen tüchtigen Naturalisten und Praktiker hätten schließen lassen können, besaß er alle Eigenschaften eines streng geschulten Kopfes und durchgebildeten Geschäftsmannes. Unter den Genossen seines Berufs kam er darum ebenso zur Geltung, wie in dem Kreise, den der universellste und genialste Livländer der vorigen Generation, Hamilkar Foelkersahm, um sich gesammelt hatte.

Daß Foelkersahm weder Jurist noch Volkswirt war und daß sein staatsmännisches Wissen ebenso bestimmte Grenzen hatte wie sein technisches Können, ist bekannt. Eben darum war er der typische Repräsentant und der einflußreichste Agitator seiner Zeit. Die Herrschaft, welche Foelkersahm durch eine Reihe von Jahren über Menschen der verschiedensten Bildungsstufen und Lebenstendenzen übte, war nur zur Hälfte auf seine außerordentliche Beredsamkeit

[1]) Otto Müller in Riga.

zurückzuführen, eine Beredsamkeit, für deren Würdigung übrigens wenige seiner Zuhörer den gehörigen Maßstab besessen haben. Mindestens eben so hoch müssen die Anziehungskraft seiner Persönlichkeit und die hohe Kunst angeschlagen werden, mit welcher er starke wie schwache Seiten unserer Landsleute in den Dienst seiner Ideen zu zwingen wußte.

An Begabung und Bildung drei Vierteile seiner Umgebung weit überragend, landes- und standesüblichen Vorurteilen längst entwachsen und in mancher Rücksicht zum einsamen Menschen geworden, war er dem Kreise, welchem seine Wirksamkeit zunächst galt, dennoch durch hundert Fäden verbunden. Wenn Foelkersahm „mit jedem Kesselflicker in seiner Sprache zu reden wußte", so lag das nicht nur an der Beweglichkeit seines Geistes, sondern vornehmlich daran, daß er die anscheinend heterogenen Eigenschaften des Idealisten und des Lebemannes, des liberalen Theoretikers und des selbstbewußten Aristokraten, des allenthalben heimischen Gesellschaftsmenschen und des in sich selbst versenkten Denkers verband — daß er im Salon, an der Tafel und auf dem Jagdsattel mindestens ebenso heimisch, wenn nicht heimischer war, denn am Studiertisch und auf der Tribüne. Daß er vom geistreichen und vornehmen Dilettanten ungleich mehr hatte als vom Gelehrten oder technisch geschulten Beamten, wurde von der aus Naturalisten und Praktikern zusammengesetzten Gesellschaft seiner Zeit nicht als Mangel, sondern als Vorzug angesehen. Mit dem Abstande, der ihn von anderen trennte, versöhnte es, daß er den Durchschnittsmenschen gewohnten Schlages in mehr als einer Beziehung ähnlich sah und daß er ihre Gewohnheiten, ihre Rede- und Denkweise so genau kannte, als sei sie seine eigene. Lessings „Weniger wäre mehr" konnte auf Foelkersahm in der Umkehrung angewendet werden: Mehr wäre weniger gewesen.

Zu den Eigentümlichkeiten der Menschen, von denen hier die Rede ist, gehörte ein Zug unverwüstlichen Humors, der dem heutigen Geschlechte verloren gegangen zu sein scheint. Inmitten der schwierigsten Umstände, angesichts der unübersteiglichsten Hemmnisse wußten sich die Männer der vierziger und fünfziger Jahre ein Stück

schier studentischer Freude am Leben und insbesondere am Verkehr zu erhalten, um das man sie herzlich beneiden könnte. Es mag das mit der größeren Bequemlichkeit des damaligen äußeren Zuschnitts und mit den bescheidenen Ansprüchen zusammengehangen haben, die an die Arbeitsleistung gestellt wurden.

Daß nach der Arbeit gut ruhen ist und daß Tätigkeit die Genußfähigkeit erhöht, ist ein vortrefflich klingender, bedauerlicherweise aber nur innerhalb gewisser Grenzen wahrer und zutreffender Moralsatz. Über ein gewisses Maß getrieben und durch gebieterische Umstände erzwungen, führt die auf die Berufsarbeit gewendete Anstrengung zu Trübsinn, Einseitigkeit und Genußunfähigkeit. Arbeit kann ebenso blasiert machen wie Genuß, — dem Druck beständigen Zwanges unterliegt schließlich die beste natürliche Laune, und was der Arbeit allenfalls widersteht, bricht schließlich unter der Sorge zusammen. Von solchem Drucke war vor dreißig und vierzig Jahren nur ausnahmsweise die Rede. Auf einzelne, welche dank der Ungleichheit der Arbeitsverteilung für zehn andere zu tun hatten, kamen viele, die im gehörigen Gleichgewicht blieben und in jede gesellschaftliche Vereinigung ungebrochene Lebenskraft und frischen Humor mitbringen konnten. Dieser Eigenschaften aber bedurfte es, weil die Geselligkeit selber ein Stück Arbeit, eine Gelegenheit zur Klärung und Erörterung zahlreicher wichtiger Fragen war, bei welcher seine Gedanken zusammennehmen mußte, wer mit einigem Anstande bestehen wollte.

Den Untergrund der heftigsten und ermüdendsten Diskussionen bildete indessen ein die Gegensätze bändigendes Zusammengehörigkeitsgefühl, die Empfindung, daß das Leben selbst wichtiger sei als seine einzelnen Probleme und daß, wenn man über diese Probleme streite, man es eben wolle und nicht müsse. In der Regel war es ein an rechter Stelle eingeworfenes Scherzwort, das dem Streit die Spitze abbrach und die Streitenden daran erinnerte, daß eine Welt von Dingen übrig bleibe, über welche man ebenso einig sei, wie darüber, daß „unter uns" wohl über die zum Ziele führenden Wege, nicht aber über das ein für alle Male feststehende Ziel verschiedene Meinungen bestehen könnten!

Der zwischen damals und heute bestehenden Verschiedenheiten sind so zahlreiche, tiefgehende und handgreifliche, daß es eines Nachweises derselben nicht bedürfen wird. Einige besonders bemerkenswerte Punkte verdienen indessen besonderer Erwähnung. Allen Klagen über zunehmende Lauheit und Gleichgültigkeit zum Trotz darf behauptet werden, daß die Zahl derjenigen, die an öffentlichen Angelegenheiten teilnehmen, seit den letzten zwanzig Jahren (also zwischen 1868 und 1888) beständig und erheblich zugenommen hat. Was damals Privilegium einzelner eng geschlossener Kreise war, ist mindestens so weit Gemeingut geworden, daß Beteiligung an allgemeinen Interessen niemand verwehrt, den meisten sogar nahe gelegt worden ist. Was während der vierziger und fünfziger Jahre geflüstert und allenfalls geschrieben zu werden pflegte, durfte während der folgenden Jahrzehnte gesagt und gedruckt werden. Begreiflicherweise ist das nicht ohne Wirkung geblieben.

Hat an der im Verlauf der letzten fünfundzwanzig Jahre erfolgten Klärung der Ansichten auch eine an und für sich bedauerliche Verschärfung der Gegensätze den Hauptanteil gehabt, so ist diese Klärung immerhin ein Gewinn gewesen. Die unvermeidliche Periode der allgemeinen Phrasen und Redensarten ist verhältnismäßig rasch zurückgelegt und durch notgedrungene Gewöhnung an nüchterne und genaue Formulierungen ersetzt worden. Wie anderswo, weiß man auch bei uns, daß Teilung der Arbeit, technische und methodische Schulung der Arbeitskräfte und Beschränkung auf erreichbare Ziele unveräußerliche Bedingungen jedes Erfolges sind und daß der Vogel in der Hand mehr bedeutet als die Taube auf dem Dache. Für den Mangel an hervorragenden und anerkannten Führern bildet die gesteigerte Leistungsfähigkeit der Durchschnittsarbeiter einen wenigstens annähernden Ersatz.

Als schlechthin ungünstiges Zeichen darf das Zurücktreten von einzelnen geübter Einflüsse überhaupt nicht angesehen werden. Sich über das Mittelmaß zu erheben, hält eben nicht mehr so leicht wie früher, wo (um ein bekanntes Wort Goethes anzuführen) „die Tafel noch unbeschrieben" und die Zahl der Schriftkundigen eine beschränkte

war. Als Fortschritt darf weiter angesehen werden, daß der Vermischung privater und öffentlicher Interessen gesteuert und daß mit der Gewohnheit gebrochen worden ist, die letzteren wie Unterhaltungsgegenstände zu behandeln. Mag die Methode, nach welcher das Gemeinwohl betreffende Angelegenheiten heutzutage erörtert werden, auch sehr viel unliebenswürdiger als die ehemals beliebte sein — an Männlichkeit und Reife haben unsere öffentlichen Sitten unzweifelhaft gewonnen. Das nämliche läßt sich von der Beschaffenheit der modernen Bildung sagen, die an Reichtum, Mannigfaltigkeit und Reiz hinter derjenigen der vorigen Generation erheblich zurücksteht, dieselbe in bezug auf praktische Ergiebigkeit und Anwendbarkeit auf das Leben dagegen weit übertrifft.

Rücksichtlich dessen, was gewöhnlich als „allgemeine Bildung" bezeichnet wird, dürfte die Sache allerdings so liegen, daß die Zunahme der Zahl ihrer Teilhaber auf Unkosten ihrer Qualität erfolgt und die Bildungs*substanz* dünner und immer dünner geworden ist. Zu der *Höhe* philosophischer, ästhetischer und geschichtlicher und damit allgemein menschlicher Bildung, auf welcher die ausgezeichneten Männer der „vormärzlichen" Zeit standen, ragen nur wenige Zeitgenossen empor. Rückgang der philosophischen Studien und Entwöhnung von den Klassikern der älteren und neueren Literatur haben zusamt gesteigertem Anspruch an das Spezialwissen eine Bildungsunfertigkeit der Gebildeten möglich gemacht, die von Unbildung sehr häufig nicht zu unterscheiden ist.

Wohl kamen sogenannte Gebildete, die überhaupt nicht lasen und kaum jemals gelesen hatten, in älterer Zeit sehr viel häufiger vor, als in unseren „gebildeten" und zivilisierten Tagen: dafür wurde an diejenigen, die für *voll* gebildet gelten wollten, der Anspruch gestellt, über *alle* literarischen Erscheinungen ersten und möglichst auch zweiten Ranges einigen Bescheid zu besitzen. Wohlbestellte und im Rufe der Fachtüchtigkeit stehende Kandidaten der Theologie, die Schleiermacher und Hegel nur dem Namen nach gekannt und niemals ein Shakespearesches Stück gelesen hatten, waren damals ebenso unerhört wie „anerkannt tüchtige" Juristen und Staats

wissenschaftler, denen zur Lektüre des Rousseauschen Contrat social und des Ganssschen „Erbrecht" die Zeit gefehlt haben sollte, oder wie Gymnasiallehrer, denen Voltaire einen Atheisten und Ernst Theodor Amadeus Hoffmann einen Jugendschriftsteller bedeuten konnte.

Das hat sich geändert, aber nicht nur zum Schlechteren. Was der allgemeinen Bildung verloren gegangen (und dieser Verlust wird in anderen Ländern, z. B. in Deutschland, noch stärker empfunden als bei uns), wird aufgewogen durch das Wachstum der Zahl derjenigen, die an Bildungsinteressen überhaupt teilnehmen und durch die großen in Sachen des Fachstudiums gemachten Fortschritte der letzten Jahrzehnte. Mit Zunahme der Konkurrenz um höhere Ämter und gesicherte Lebensstellungen hat der an die Leistungsfähigkeit der Bewerber gestellte Durchschnittsanspruch sich beträchtlich gehoben. Trägt der Arbeitseifer der neueren auch nicht selten ein zünftiges, auf die Erreichung bestimmter und greifbarer Ziele gerichtetes Gepräge, so bedeutet derselbe doch einen Gewinn für die Allgemeinheit. Nach dem Schwung und der idealen, um äußere Rücksichten und Erfolge unbekümmerten Begeisterung der vorigen Generation wird man sich dabei wohl vergeblich umsehen, vielleicht auch die nüchterne Lebensklugheit und lebenskluge Nüchternheit der von metaphysischem Bedürfnis unberührt gebliebenen allerneuesten unjugendlich schelten: daß sie durchschnittlich reichlicheres und sorgfältiger gearbeitetes Rüstzeug für den Lebenskampf mitbringen, als die Streiter der vierziger und fünfziger Jahre, bleibt darum nicht weniger wahr.

Der demokratische Zug der Zeit hat mit sich gebracht, daß die aristokratischen Bildungsmomente des ästhetischen Geschmacks, der harmonisch abgerundeten Menschlichkeit und der Fähigkeit zur Abstraktion von kleinlichen Interessen in der allgemeinen Schätzung verloren haben; durch Beseitigung der früheren Schranken unseres Provinziallebens ist dem Zeitgeist weiterer Einfluß und Spielraum eröffnet worden, als damals vorhanden war, wo wir wesentlich auf uns selbst angewiesen zu sein schienen. Starke Strömungen haben enge und hohe Ufer zur Bedingung, wo diese fehlen, geht es ins

Breite, Weite und Flache. Wer wenige äußere Dinge zu sehen bekommen hat, denkt und empfindet bei Betrachtung derselben mehr und stärker, als wer früh an wechselnden Gestalten vorübergegangen und mit der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen vertraut geworden ist. Um die großen Eindrücke, welche ein mühsam erlangtes neues Buch, ein bedeutender Mann, eine nach Überwindung von hundert Schwierigkeiten errungene Reise über die Grenze zurückließen, ist es geschehen, wenn man sich neue Bücher und neue Menschen förmlich vom Leibe halten muß, wenn man bereits als Student ein Stück Welt gesehen und Vergleichungen anzustellen gelernt hat. Was der Kopf dabei gewinnt, verliert nicht selten das Herz: „aus dem Herzen aber kommen die großen belebenden Gedanken des Menschen".

Wichtiger noch erscheint freilich eine andere Frage: diejenige nach dem Einfluß, den die stattgehabte Veränderung auf die Charakterentwicklung übt. Kein Zweifel, daß „die einzigen Tugenden, deren der Mensch sich zu rühmen das Recht hat", daß Fleiß und Ausdauer heutzutage anstrengungsloser und wohl auch häufiger erworben werden als damals, wo der Kampf ums Dasein leichter erschien und die Zahl der Unfleißigen größer war. Läßt dasselbe sich aber auch von den übrigen, namentlich von eigentlich männlichen Charaktertugenden sagen?

Über das oft beklagte Verschwinden der originellen Figuren und Denker „auf eigene Hand" könnte man sich trösten, wenn man nicht wüßte, daß zwischen Eigenart des Kopfes und Unabhängigkeit des Charakters ein verhängnisvoller Zusammenhang besteht. Die Kunst, auf eigenen Füßen zu stehen, läßt sich weder in der Schule, noch auf der Universität erlernen, und die am meisten gelernt haben, verstehen sie zuweilen am schlechtesten. In dieser Kunst waren die im übrigen naturalistisch geschulten älteren Söhne unseres Landes und ganz besonders diejenigen der vierziger und fünfziger Jahre vielfach Meister. Auf sich selbst ruhend gingen sie ihre Wege, weil sie andere nicht kannten und weil die Unterordnung unter vorgeschrittene Etappen sie um die Freude und Freudigkeit des Lebens gebracht hätte. Erfüllt von idealen Bedürfnissen, gingen sie diesen

mit einer Leidenschaftlichkeit nach, die ihnen über tausend Lebensschwierigkeiten hinweghalf.

Kein Zweifel, daß man dabei vielfach in Illusionen lebte, daß man Erfolge zu sehen glaubte, wo keine da waren, daß man Menschen und Beziehungen einen Wert zumaß, den sie nicht besaßen: das Resultat war aber doch, daß Lebenskraft und Lebensfreude durchschnittlich stärker als heutzutage waren und daß sie Quellen der Leistungsfähigkeit bildeten, die seitdem versiegt zu sein scheinen. „Sehr viel vermag die Pflicht — unendlich mehr die Liebe", nämlich die Liebe zur Sache, die genährt wurde durch einen Verkehr zwischen den Gesinnungsgenossen, wie er lebhafter und ausgiebiger kaum gedacht werden kann. Damals zählten die dem Gedankenaustausch gewidmeten Stunden zu den wichtigsten des Tages, während die neuere Geselligkeit mit den Brocken fürlieb nehmen muß, welche die alles verzehrende Berufs- und Erwerbsarbeit übrig läßt.

Bei diesem letzteren Umstande darf einen Augenblick verweilt werden. Die Beschäftigung mit gedruckten Gedanken für wichtiger zu halten als den mündlichen Gedankenaustausch, ist ein modischer, mit der Veräußerlichung der Geselligkeit zusammenhängender Irrtum. Wie anders zu den Zeiten höchster geistiger Produktivität über diesen Punkt gedacht wurde, lehrt u. a. die in Taines berühmtem Buche enthaltene Bemerkung, daß die historisch gewordenen Mittagsmahlzeiten der Enzyklopädisten bereits um drei Uhr begonnen zu werden pflegten, weil die Genossen der Holbachschen Tafelrunde für ihre Unterhaltungen volle geistige Frische mitbringen wollten; daß der Rest der diesen Zusammenkünften gewidmeten Tage dem einmal begonnenen Gedankenaustausch gehörte, sah man dabei für selbstverständlich an.

Im kleinen galt das nämliche von den Vereinigungen gewisser hervorragender Männer der hier besprochenen livländischen Periode. Wo eine der vor vierzig und dreißig Jahren maßgebenden Personen erschien, war nahezu Regel, daß an die mit ihnen verbrachte Zeit kein Maß gelegt und daß die einmal gebotene Gelegenheit zum Verkehr im höheren Stil bis auf die Neige ausgekostet

wurde. Uns erscheint unbegreiflich, wie im höheren Lebensalter stehende Männer zu zehn- und zwölfstündigen Unterhaltungen Kraft und Zeit haben übrig behalten können: wer daran teilgenommen, weiß, wie das zugegangen und daß er seine Zeit nicht verloren hatte.

Weil man weniger las und schrieb als im Zeitalter der Zeitungsseuche, hatte man einander unendlich mehr zu sagen; man tauschte nicht nur Gedanken, sondern auch Empfinduugen aus und war schon darum niemals um den Stoff verlegen. Daß der sonst von Person zu Person geführte Meinungsaustausch gegenwärtig durch Delegierte, nämlich durch Zeitungen geführt werde, ist eine bloße Ausrede, im günstigsten Falle ein halber Trost. Abgesehen von der immer größer werdenden Zahl von Dingen, die sich schriftlicher Erörterung entziehen, steht erfahrungsmäßig fest, daß publizistische Diskussionen zumeist rechthaberischer und unehrlicher geführt werden als Disputationen, und daß sie fast niemals zur Annäherung, sehr häufig aber zur Entfremdung der Streitenden führen. Die Zeitungsdebatte läßt den Beteiligten in der Regel nur Ärger zurück, während glücklich und geschmackvoll geführte Dispute Kämpfer und Zeugen mit wohltuender Wärme erfüllen und fest verbinden konnten.

Zu den früheren Formen des Verkehrs und der Geselligkeit können wir eben so wenig zurückkehren wie zu den Verhältnissen, die ihre Entstehungsursachen waren. Heilsam wird indessen sein, daß wir wenigstens gelegentlich daran erinnert werden, wie der Wechsel der Zeiten nicht nur Gewinn, sondern auch Verlust und umgekehrt gebracht hat und daß mit vornehmer Aburteilung derer, die vor uns waren, eben so wenig gesagt ist wie mit einseitiger Verhimmelung vergangener Zeiten und Menschen.

Wer sich seiner besonderen Art und ihrer Berechtigung bewußt bleiben will, wird sich darüber Rechenschaft geben müssen, auf wessen Schultern er steht: gelegentlich wird er sich auch wohl sagen müssen, daß der Zwerg, der auf den Schultern eines hochgewachsenen Mannes steht, zwar weiter sieht als jener, daß das aber kein Verdienst und noch weniger einen Vorzug ausmacht. Erhalten kann uns das Be-

wußtsein der Kontinuität unserer Entwicklung nur bleiben, wenn wir zur Vergangenheit unseres Landes das richtige Verhältnis gewinnen. Aus der Gegenwart in die Vergangenheit zu flüchten, wird sich darum nur für diejenigen verlohnen, die aus derselben Bleibendes zu holen wissen — die Überzeugung nämlich, daß es auch zu den schwierigsten Zeiten (und zu diesen müssen die vierziger und fünfziger Jahre gezählt werden) etwas gegeben hat, was des Schweißes der Edlen wert war und daß es an solchen Edlen nicht gefehlt hat.

Im Verlage von **Franz Kluge** in **Reval** ist ferner erschienen:

Bertram, Dr. Baltische Skizzen. 4. vermehrte Auflage. Mit einer Lebensskizze und dem Porträt des Verfassers. 1904. 2 R., eleg. gebunden 2 R. 60 Kop.

Bibliothek livländischer Geschichte herausg. v. **E. Seraphim.** gr. 8°.

I. Band: **E. Seraphim,** des Feldoberst Klaus Kursell und seine Zeit. Ein Bild Estlands in der ersten Zeit schwedischer Herrschaft. 1897. 1 R. 50 Kop.

II. Band: **A. Bergengrün,** Herzog Christoph von Mecklenburg, letzter Conjutor des Erzbistums Riga. 1898. 2 R. 80 Kop.

III. Band Dr. **F. Bienemann** (jun.), Die Katastrophe der Stadt Dorpat während des nordischen Krieges. Nebst zeitgenössischen Aufzeichnungen. 1902. 2 R. 80 Kop.

— Alle drei Bände auf einmal bezogen 3 R. 50 Kop. —

Bienemann, F, Aus Livlands Luthertagen. Ein Scherflein zur 400jährigen Gedenkfeier der Geburt des Reformators. 1883. 60 Kop.

—, Der Dorpater Professor Georg Friedrich Parrot und Kaiser Alexander I. Zum Säkulargedächtnis der alma mater Dorpatensis. 1902. 3 R., eleg. geb. 3 R. 80 Kop.

Bienemann, Dr. **F.,** (jun.) Livländisches Sagenbuch. 1897. Brosch. 2 R. 20 Kop., eleg. gebunden 3 R.

Böhm, M., Lebenswege eines schwäbischen Pädagogen. Tagebuchblätter aus dem Nachlaß des weil. Schulinspektors zu Wenden Chr. Böhm 1893. 60 Kop.

Dehio, S., Reval einst und jetzt. Ein Heimatbuch. Mit 7 Bildertafeln. 1909. 1 R. 20 Kop., gebunden 1 R. 80 Kop.

Erdmann, E., Gesammelte Vorträge. 1897. Brosch. 1 R. 80 Kop., eleg. gebunden 2 R. 40 Kop.

Frey, Doz. Mag. **Joh.,** Die theologische Fakultät der Universität Dorpat. 1802—1903. 1905. 2 R. 40 Kop., eleg. geb. 3 R.

Gernet, A. von, Die im Jahr 1802 eröffnete Universität Dorpat und die Wandlungen in ihrer Verfassung. 1902. 1 R.

Hansen, G. v., Die Kirchen und ehemaligen Klöster Revals. 3. vermehrte Auflage. 1885. 1 R. 60 Kop.

— Aus baltischer Vergangenheit. Miszellaneen aus dem Revaler Stadtarchiv. 1894. 1 R. 40 Kop.

Heimatstimmen. Ein baltisches Hausbuch mit Illustrationen, herausgegeben von **Carl Hunnius** und **Victor Wittrock.**

Textlich überaus reichhaltige und äußerlich glänzend ausgestattete Sammelbände unterhaltenden und belehrenden Inhalts. Jeder Band ist in sich vollständig abgeschlossen. Bisher erschienen 4 Bände. Preis jedes Bandes brosch. 2 R. 50 Kop., eleg. gebunden 3 R.

Kalewipoeg. Aus dem Estnischen übersetzt von **F. Löwe.** Mit einer Einleitung und mit Anmerkungen herausgegeben von **W. Reimann.** 1905. 2 R.

Löwis of Menar, A. v., Karte von Livland im Mittelalter. Mit einem Heft Erläuterungen. 1895. 2 R.

—, Übersichtskarte von Livland, Estland u. Kurland. 1908. 50 Kop.

Neumann, Dr. **W.,** Grundriß einer Geschichte der bildenden Kunst und des Kunstgewerbes in Liv-, Est- u. Kurland. 1887. 1.20 geb. 2 R.

Rottbeck, Eug. v. und **Wilh. Neumann,** D. D., Geschichts- und Kunstdenkmäler der Stadt Reval. Mit 221 Illustrationen im Text und 21 Tafeln. 1904. 8 R. 50 Kop. eleg. gebunden 10 R.

Sezold, Leop. v., Schattenrisse aus Revals Vergangenheit. 2. Auflage. 1901. 2 R. 50 Kop., geb. 3 R. 30 Kop.

Rücker, C. G., Generalkarte der russischen Ostseeprovinzen Liv-, Est- u. Kurland. 6. verb. Aufl. 1908. Nebst alphabet. Ortsverzeichnis. 2 R. 50 Kop., aufgez. in Mappe 3 R. 60 Kop.

John Siebert, Heise Pattiner. Eine Erzählung aus Plettenbergs Tagen. 1908. Brosch. 1 R., eleg. gebunden 1 R. 60 Kop.

—, Die Brüder Boismann. Erzählung aus Revals Belagerung im Jahr 1570. 1 R., eleg. geb. 1 R. 80 Kop.

Seraphim, Dr. **E.,** Baltische Geschichte im Grundriß. Mit 1 Karte. 1908. 1 R. 50 Kop., gebunden 2 R.

—, Livländische Geschichte 2. Aufl. 3 Bände brosch. 4 R. geb. 6 R.

Sodoffsky, Dr. **Gust.,** Von Estlands Meeresgestaden. 1904. 60 Kop.

—, Von baltischen Küsten u. Inseln. 1906. 1 R. 60 Kop.

Angern-Sternberg, Isabella Freifrau v., Graphologische Streifzüge auf das Gebiet der Lüge. 1910. 1 R. 50 Kop.

Wrangell, Baron **F.,** Die baltische Frage in persönlicher Beleuchtung. 1907. 60 Kop.

—, Im neuen Rußland. Eindrücke, Gespräche, Betrachtungen. 1908. 1 R.

Hofbuchdruckerei Rudolstadt